This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

~~46. 3/8~~
50 e 38

~~46 e 31~~
50 e 38

Alterthum und Gegenwart.

Geſammelte Reden und Vorträge

von

Ernſt Curtius.

Zweiter Band.

Berlin, 1882.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Beſſerſche Buchhandlung.)

50 d 39

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Vorwort.

Der freundlichen Aufforderung des Verlegers entsprechend, lasse ich dem ersten Bande von Alterthum und Gegenwart eine zweite Sammlung folgen. Es sind Reden, die an unseres Kaisers Geburtstage in der Aula der Berliner Universität oder an den öffentlichen Sitzungstagen der Akademie der Wissenschaften gehalten worden sind, Vorträge aus der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, aus dem wissenschaftlichen Verein und der archäologischen Gesellschaft zu Berlin, endlich kleinere Abhandlungen, die in Zeitschriften zerstreut waren, lauter Mittheilungen, welche auf die Theilnahme aller Gebildeten berechnet sind. Innerhalb der bunten Reihe ergeben sich einzelne Gruppen des näher Zusammengehörigen; so namentlich die drei Olympia betreffenden Vorträge (8, 9 und 11), welche zusammen die wichtigsten Stadien überblicken lassen, in denen sich das deutsche Werk am Alpheios vollzogen hat. Eine zweite Gruppe bilden die biographischen Denkmäler. Sie beginnen mit einem Berichte über die letzte Reise Karl Otfried Müllers. Dieser Bericht wurde einem seiner nächsten Freunde, dem damaligen Oberappellationsgerichtsrathe Friedrich Bluhme nach Lübeck brieflich mitgetheilt und von demselben

im Intelligenzblatt der allgemeinen Litteraturzeitung (September 1840) veröffentlicht. Den Schluß des Ganzen bildet die am 15. Oktober dieses Jahres gehaltene Rectoratsrede, welche durch ihre Hinweisung auf Hermann Lotze wiederum Göttingen und Berlin verbindet.

Wenn es auch äußere Anlässe sind, welchen die meisten der hier an einander gereihten Vorträge ihre Entstehung verdanken, so wird man doch das innere Band nicht verkennen, welches das Einzelne zusammenhält, und auch diese zweite Sammlung als eine Reihe von Zeugnissen des wissenschaftlichen Lebens in unserem deutschen Vaterlande freundlich entgegennehmen.

November 1881.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Hellenen und das Volk Israel (22. März 1872.)	1
2.	Die Geburtstagsfeier im Alterthum (Jahrestag Friedrich's II. 1876.)	15
3.	Boden und Klima von Athen (Leibniztag 1877.)	22
4.	Das Priesterthum bei den Hellenen (22. März 1878.)	38
5.	Die griechische Götterlehre vom geschichtlichen Standpunkt (Preuß. Jahrbücher XXXVI.)	50
6.	Ein Ausflug nach Kleinasien (Winckelmannsfest der archäol. Ges. 1871.)	72
7.	Ephesos (Vortrag im wiss. Verein 1873.)	98
8.	Olympia (Vortrag im wiss. Verein 10. Jan. 1852.)	129
9.	Das vierte Jahr in Olympia (Vortrag im wiss. Verein Febr. 1879.)	157
10.	Kaiser Wilhelms Friedensregiment (22. März 1871.)	173
11.	Rückblick auf Olympia (22. März 1880.)	185
12.	Friedrich II. und die bildenden Künste (Jahrestag Friedrich's II. 1878.)	198
13.	Die Entwickelung des preußischen Staats nach den Analogien der alten Geschichte (Jahrestag Friedrich's II. 1880.)	209
14.	Der Wetteifer der Nationen in Wiederentdeckung der Länder des Alterthums (Leibniztag 1880.)	219
15.	Die Reichsbildungen im classischen Alterthum (22. März 1881.)	235
16.	Zum Gedächtniß an Karl Otfried Müller	
	a. Die letzten Lebenstage (nach Briefen 1840.)	247
	b. Worte bei Enthüllung von Müllers Standbild im Museum zu Berlin (Juli 1880.)	255
17.	Zum Gedächtniß an Chr. A. Brandis und A. Böckh (öffentl. Sitzung der K. Ges. der Wiss. in Göttingen 1867)	261
18.	Johannes Brandis (Preuß. Jahrbücher XXX.)	278
19.	William Martin Leake (Preuß. Jahrbücher XXXVIII.)	305
20.	Prof. Adolf Schottmüller (Preuß. Jahrbücher XXVII.)	323
21.	Wissenschaft, Kunst und Handwerk (Rede bei Antritt des Rectorats 15. Oct. 1881.)	336

I.

Die Hellenen und das Volk Israel.

Das Leben ist ein Kampfplatz von Gegensätzen, und wie der einzelne Mensch in diesem Kampfe reift, indem er die Widersprüche, in deren Mitte er gestellt ist, auszugleichen und durch Ueberwindung derselben zu einer harmonischen Einheit der Persönlichkeit vorzudringen sucht, so beruht auch der Fortschritt des Menschengeschlechts darauf, daß die Gegensätze, welche sich in der Völkergeschichte ausgebildet haben, in eine höhere Einheit aufgehen.

Diese Gegensätze sind verschiedener Art. In alten und neuen Zeiten hat sich ein Volk über das andere erhoben und seinen Nachbarn gegenüber den Anspruch geltend gemacht eine auserwählte Nation zu sein; aus religiöser Beschränktheit wagen noch heute die am wenigsten entwickelten Völker des Morgenlandes alle nicht zu ihnen Gehörigen als die Unreinen zu verachten. Berechtigt aber waren nur zwei Völker der Erde, sich der Menschheit gegenüber als etwas ganz Besonderes zu fühlen, das Volk, welches inmitten einer von Götzendienst erfüllten Welt die reine Anschauung Gottes hatte, und das Volk, welches eine so reiche und eigenthümliche Bildung bei sich entwickelt hat, daß es alle anderen Völker als Nicht-Hellenen oder Barbaren ansehen und geringschätzen durfte.

Bei beiden Völkern war es ein geistiger Besitz, der ihnen das stolze Selbstgefühl gab; beide waren kleine Völker, ver-

schwindende Minoritäten unter der Masse der umwohnenden Nationen. Für beide war das spröde und vornehme Verhalten gegen das Ausland nothwendig, weil sie in der Abwehr des Fremden und der Vertheidigung ihrer Eigenart ihrer selbst bewußt und stark geworden sind. Beide haben in ihrer Absonderung etwas zu Stande gebracht, das an innerer Bedeutung über ihre nationale Selbständigkeit weit hinaus reicht; beide haben uns ein Erbe hinterlassen von solchem Werth, daß sich noch heute die Völker darnach unterscheiden, wie weit es ihnen gelungen ist dasselbe sich anzueignen, einen Schatz für die Menschheit, welcher verschüttet, vergessen, als abgethan weggeworfen, aber immer wieder hervorgezogen ist und immer neue Lebens- und Segenskraft bewährt hat.

So weit die Aehnlichkeit zwischen den beiden Völkern und ihren Errungenschaften; sonst sind beide so verschiedenartig wie möglich.

Bei dem einen war es eine Idee, welche das ganze Leben beherrschte, ein Mittelpunkt, um den sich Alles sammelte, ein Gut, ein Kleinod, und alle Kräfte waren mit fanatischer Concentration dem einen Zwecke gewidmet, die Flamme des reinen Gottesdienstes zu erhalten. Die Eigenart des andern Volks bestand dagegen in der vollen Entfaltung aller menschlichen Anlagen und in der fröhlichen Mannigfaltigkeit geistiger Güter, welche sie vor der Einseitigkeit der anderen Nationen voraus hatten.

Israels Geschichte beginnt von einem engen Kreise, von einem Nomadenstamm in abgelegenem Berglande, von der Familie eines Hirtenfürsten, dessen Haus sich allmählich zu einem Volke erweitert, das von der Hand seines Gottes geleitet, gesegnet, gezüchtigt und immer wieder auf seine besondere Mission hingewiesen wird. Die Hellenen dagegen finden wir in einer zu regem Völkerverkehr vorzugsweise geeigneten Insel- und Küstenwelt von Anfang als ein weit verzweigtes Menschengeschlecht, sich selbst und seinem angebornen Bildungstriebe überlassen, und erst, nachdem sie aus freier Selbstbestimmung diesen Trieb ent-

faltet hatten, lernten sie allmählich im Gegensatze zu den Nicht-Hellenen sich als ein Volk fühlen.

Früher liebte man es freilich, die Hellenen wie das Volk Israel von Anfang an als ein isolirtes sich zu denken und ihre Cultur als eine ganz aus eigenem Samen erwachsene. Nun ist aber immer deutlicher geworden, daß Griechen seit ältester Zeit im Nillande gewohnt haben und Phönizier mitten in Hellas. Unter diesen Verhältnissen ist das arische Volksthum, das den Kern bildete, wesentlich verändert, nicht nur in seiner äußeren Cultur, sondern auch in seinem innern Leben, indem der Dienst der pantheistischen Naturgöttin Asiens unter vielerlei Namen das Land der Hellenen erfüllte. Nur die Sprache blieb rein, und in ihr liegt der Keim des Nationalgefühls, das sich den Menschen unverständlicher Zunge, den Welschredenden oder Barbaren, gegenüberstellte.

In Sitte und Religion kommt aber erst mit dem Apollodienste ein hellenisches Volksbewußtsein zu Stande.

Auch Apollon ist kein Eingeborener; man kann die Wege nachweisen, auf denen er von Osten herüberkam, die Landungsplätze, wo seine ersten Altäre glühten. Auch er verband beide Gestade. Aber erst im diesseitigen Continent hat er seine wahre Gestalt gewonnen, und kraft der mit seinem Dienst verbundenen Ideen sind die Stämme der Hellenen wie ihre Götter zu einer Familie geordnet. Der wüsten Vielgötterei wird diejenige Einheit gegeben, welche jeder Religion unentbehrlich ist. Der Gott des Lichts fordert Selbsterkenntniß, der reine Gott nicht nur äußerliche Reinheit, sondern ein reines Herz, ohne welches jede Opfergabe werthlos ist; er verlangt Zucht und Ordnung des Gemeinwesens wie des Einzellebens.

So entwickelt sich aus der Apolloreligion ein ethisches Ideal, der Ausdruck eines geläuterten Volksbewußtseins. Sie wurde der befruchtende Quell, unter dessen Einfluß sich Alles entwickelte, was wir an hellenischen Tugenden und Künsten hoch halten, und es bildete sich eine Gemeinschaft, welche nicht auf der Abstammung allein und der Sprache beruhte, ein engerer Kreis, von dem sich ganze Massen ursprünglich stammverwandter Völker in Macedonien,

in Epirus und im Acheloosthale ablösten und zu Barbaren wurden, ein Kreis, dessen Centrum aus dem breiten Hochlande in die südlichen Halbinselländer verlegt wurde.

An Stelle des Olympos, wo sich der hellenische Götterkreis gestaltet hatte, wurde der Parnaß der heilige Berg und Delphi der Herd, um welchen sich die edleren Stämme als eine ausgewählte Hausgenossenschaft sammelten. Wie die Propheten des alten Bundes berufen waren, den idealen Besitz des Volks in lebendigem Bewußtsein zu erhalten, so haben die Priester und Seher von Delphi in Religion, Kunst und Sitte das hellenische Wesen zum Ausdruck gebracht, und von hier ist der den homerischen Gedichten noch fremde Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren in das Volksbewußtsein getreten.

Die delphische Priesterschaft war aber weder geeignet noch gesonnen, diese ideale Nationalität mit festen Schranken zu umgeben; ihr waren die Huldigungen willkommen, welche das Ausland dem delphischen Gotte darbrachte. Daher ihre Sympathien für die goldreichen Könige von Phrygien und Lydien, und ihre flaue Stimmung, als die Achämeniden Hellas zu einem persischen Vasallenlande machen wollten.

Der Gedanke, daß der geistige Besitz nur auf dem Grunde politischer Unabhängigkeit gehütet werden könne, ging vom Volke aus, und damit hörte Delphi auf, der Hüter der Nationalität, der Vertreter des Gegensatzes gegen die Barbaren zu sein; an Stelle des Heiligthums traten die Bürgergemeinden, an Stelle der Priester und Propheten die Staatsmänner von Athen.

Athen war trotz Delphi der Vorkämpfer geworden, und da man erst während des Kampfes dessen, wofür man kämpfte, recht bewußt wurde, so schloß sich nun um Athen wiederum ein engeres Griechenland zusammen; Böotien, Lokris fielen ab, der Peloponnes trat zurück und schließlich war, was im vollen Sinne Hellas genannt werden konnte, wesentlich auf die eine Stadt beschränkt.

Der Gegensatz war schärfer als je zuvor; unversöhnlicher Haß zwischen Hellenen und Barbaren, Urfehde auf ewige Zeit, wie zwischen Iran und Turan, zwischen Israel und den umwohnenden Heiden, war der Wahlspruch der nationalen Partei,

und zwar nicht aus schrankenloser Raufluſt oder Eroberungssucht, sondern weil in dem Kampfe alle Tugenden der Hellenen zur vollen Entwicklung kamen und eine ununterbrochene Anspannung nothwendig schien, um das Volk gesund, opferfreudig, stark und einig zu erhalten.

Und in der That, nach dem kurzen Sonnenblick der perikleischen Friedensjahre trat der blutige Parteihader mit allen seinen entsittlichenden Wirkungen ein; die besten Bürger zogen sich von dem entarteten Gemeinwesen zurück, in dem sie nicht mehr den Ausdruck ihres Volksthums erkennen konnten, und das wahre Hellenenthum erschien nun wieder wie ein idealer Besitz, der nicht mehr an Stadt und Volk gebunden war; Epaminondas suchte schon ein solches, von örtlicher Gebundenheit freies, allgemeines Hellenenthum zu verwirklichen, und Isokrates rechnete es den Hellenen zur Ehre, daß ihr Name nicht so wohl einen Volksstamm als Bildung und edle Sitte bezeichne.

Im Gefühle seiner Unselbständigkeit, an Hülfsmitteln erschöpft, suchte Hellas wieder Anschluß bei den Völkern des Nordens, die es früher ausgesondert hatte, so daß bei dem neuen Seebunde, den Athen aufrichtete, auch die »Barbaren, welche den Continent bewohnen« (so heißt es in der Bundesurkunde von 378 v. Chr.), zur Theilnahme aufgefordert wurden. Als aber unter den Fürsten des Nordens Einer auftrat, welcher zum Anschluß bereit war, aber nicht als dienstwilliger Bundesgenosse sondern als übermächtiger Kriegsherr, da gelang es Demosthenes noch einmal den alten Barbarenhaß zu entflammen, und sein Verdienst ist es, daß sich das Volk noch einmal ermannt und daß die Geschichte der unabhängigen Hellenen mit einem Heldenkampfe abschließt.

Während dieser Kämpfe war Aristoteles mit dem Königssohn in den schattigen Laubgängen von Mieza auf und nieder gewandelt und hatte ihn gelehrt, daß die Hellenen berufen seien alle Völker der Erde zu beherrschen; er hatte die feurige Seele seines Schülers entzündet, mit frischer Kraft den alten Kampf wider die Barbaren aufzunehmen. Nachdem also die hellenische Bildung sich in immer engere Kreise zusammengezogen und zu-

letzt in Athen eine Blüthe entfaltet hatte, die mit ihrem Duft die Menschheit erfüllte, war nun die Frucht gezeitigt, und Alexander zog wie ein neuer Triptolemos aus, um den Samen über die Länder des Morgens auszustreuen, dieselben Länder, von denen einst die ersten Keime der Bildung nach Europa verpflanzt waren.

Das ist in kurzem Umriß die Geschichte einer Idee, welche das Volk der Hellenen beseelt hat. Er zeigt, wie der Gegensatz, der bei den Israeliten ein gegebener war, hier ein gewordener ist und sich mit der Cultur der Hellenen allmählich entwickelt hat. Die Idee dieses Gegensatzes erscheint zunächst als etwas Inhaltleeres, als eine bloße Verneinung, ein Protest gegen die Ebenbürtigkeit der Nicht-Hellenen — und doch liegt in ihr die Schwungkraft des Volkes, die Wurzel seiner Tugenden und der Keim seiner rastlosen Energie; denn sie trieb das Volk an, seine aristokratischen Ansprüche zu begründen und zu zeigen, warum und worin es die andern Völker überträfe. Weil aber das, was die Hellenen an den Barbaren haßten und verachteten, nicht das den Medern und Persern Eigenthümliche war, sondern die gemeine Natur, die im Menschen liegt, so ist der Gegensatz: hellenisch und barbarisch ein die Geschichte der Menschheit bewegender Gegensatz geblieben, und die Grundsätze des hellenischen Lebens sind gültige Normen jedes höheren Menschen- und Völkerlebens geworden.

Und welches sind diese Grundsätze?

Vor Allem die Herrschaft des Geistigen im Gegensatz zu der Sinnlichkeit und Stumpfheit der Barbaren. Sie sind knechtisch gesinnt; sie werden durch Furcht vor Strafe oder durch Aussicht auf Gewinn und Genuß geleitet; sie können abgerichtet und geschult, aber nicht gebildet werden. Die Hellenen sind zur Freiheit geboren, weil die Ehrliebe das leitende Motiv ist. Die Freiheitsliebe ist aber kein regelloser Trieb nach Ungebundenheit; sie gedeiht nur auf dem Boden der Selbsterkenntniß und Selbstbeschränkung der Gottheit wie den Menschen gegenüber. Alles Unheil stammt aus dem Ueberschreiten der gestellten Schranken, aus der Auflehnung gegen göttliche und menschliche Ordnung,

und das wahre Glück beruht nur auf der harmonischen Entfaltung der menschlichen Anlagen im Einklang mit den die sittliche Welt und das Gemeinwesen regelnden Gesetzen.

Denn das ist die andere, die praktische Seite hellenischer Lebensanschauung, daß jede dem Menschen verliehene Kraft zugleich die Verpflichtung enthält, sie auf das Gewissenhafteste auszubilden, den Trieb des Erkennens wie den Trieb des Bildens und Schaffens, d. h. den Drang, dem innerlichen Leben in dem sinnlich Wahrnehmbaren einen Ausdruck zu geben, nicht nur im Wort, dem natürlichsten Organ, sondern auch in dem unserm Gemüthe Fernsten, Fremdesten und am meisten Widerstrebenden. Es quälte sie die Masse des Unorganischen, welche sie umstarrte; sie wußten Stein und Erz ein höheres Sein zu geben und den Zwiespalt zwischen Natur und Geist durch ihre Kunst zu überwinden.

Wäre das, was den Hellenen vom Barbaren unterschied, nur der Ausdruck einer noch so begabten Volksindividualität, so könnte es von den nachgebornen Geschlechtern genossen, erforscht und nachgeahmt werden, aber es könnte ihnen nicht in Fleisch und Blut übergehen. Nun ist aber das Hellenische seinem Wesen nach nichts Anderes als die vernünftige und consequente Ausgestaltung der menschlichen Anlagen, die entschlossene und unter günstigen Bedingungen wunderbar gelungene Verwirklichung dessen, was in der menschlichen Natur vorgezeichnet ist; deshalb kann ein Jeder, ohne seine Nationalität zu verleugnen, in die Fußtapfen der Hellenen eintreten, und dann kann er nicht anders als auch seinerseits den Kampf aufnehmen, in welchem sie uns vorangegangen sind; er muß mit der von ihnen entlehnten Waffenrüstung gegen alles Einseitige, Willkürliche und Unvernünftige, gegen alles Maßlose und Widernatürliche, gegen alle Ueppigkeit und Unfreiheit im Felde stehen. Er muß mit seiner Person dafür eintreten, daß die wahre Bildung ein Ganzes sei, das alle Seiten des menschlichen Wesens umfasse, daß das Schöne kein überflüssiger Zierrath sei und die Kunst keine Magd der Modelaune, sondern die Weihe des Lebens, das wir mit allen Kräften gut und schön zu gestalten suchen müssen.

So beruht also Erhaltung und Fortschritt unserer Bildung darauf, daß wir den von den Hellenen ausgeprägten Gegensatz in uns und um uns überwinden.

Unter der Masse der Völker, welche die Hellenen als Barbaren verachteten, waren aber auch solche, deren Gaben sie nicht kannten, Gaben, welche gerade das ersetzten, was den Hellenen fehlte.

Sie wußten wohl, daß ein Volk ohne Religion sittlich und staatlich zu Grunde gehen müsse. Sie haben in ihrem Volksbewußtsein sich aus ältester Vorzeit die Idee eines Gottes bewahrt, der keine bloße Naturkraft ist, eines »Vaters der Götter und Menschen«, welchem man nur mit bildlosem Altardienste nahen dürfe; sie haben die ihnen zugetragenen Gottheiten alle verklärt und aus der Sphäre des Natürlichen in das Geistige gehoben, und ihre edelsten Gestalten, Athena und Apollon, weisen beide durch engsten Anschluß auf den Urgott hin.

Aber die reinere Gottesidee war wie eine erblaßte Erinnerung aus dem Vaterhause, eine inhaltleere Vorstellung; die Frömmigkeit war ein Postulat der Ethik, aus der richtig verstandenen Menschennatur abgeleitet. Man fühlte, daß der Mensch zu Gott geschaffen sei, man suchte sich wie auf den Stufen einer Pyramide zu ihm hinaufzubauen, aber die Spitze fehlte, und was an reinerer Gotteserkenntniß errungen war, blieb ein Besitz weniger Ausgewählter, ein künstlicher Hochbau, der dem Volke keinen Halt bot, und wenn die Steine aus den Fugen gingen, sanken die Menschen in den Schlamm der Gemeinheit, ohne daß eine Hand da war sie zu retten.

Dies wendet unsern Blick auf das andere der beiden Völker, das einzige neben den Hellenen berechtigte, sich mit stolzem Selbstgefühl der Menschenwelt gegenüber zu stellen, das geschichtliche Gegenbild der Hellenen. Was diesen fehlt, ist hier der Kern des Volksthums, das allein Sichere und Unbedingte. Hier ist kein Umhertasten und Suchen nach dem unbekannten Gotte, sondern ein Erfassen der Menschen durch die Gottheit; hier sind keine nebelhaften Ahnungen, sondern Thatsachen, kräftige Zeugnisse, und zwar nicht einzelne Lichtblitze, die wie Wetter-

leuchten die Nacht durchkreuzen, sondern ein in großem Zusammenhange aus einfachen Grundlagen immer voller und inhaltsreicher sich gestaltender Bund zwischen Gott und den Menschen mit persönlicher Gegenseitigkeit, in welchen das ganze Leben des Volks aufgeht.

Wie man nun auch im Einzelnen über den Inhalt der alttestamentlichen Geschichte urtheilen mag (denn das Wunderbare kann von den verschiedenartigen Menschen nicht in vollkommen übereinstimmender Weise aufgefaßt werden), so glaube ich doch zweierlei als feststehend bezeichnen zu dürfen. Was hier vorliegt, ist etwas so Eigenartiges, daß es sich aus dem Entwicklungsprozeß eines sich selbst überlassenen Volks nicht erklären läßt, und je weitere Umschau der Wissenschaft gestattet ist, um so mehr Analogien finden wir zwar, aber nichts, was als eine genügende Vorstufe angesehen werden könnte. Zweitens: Was hier zu Stande gekommen ist, erst als ausschließlicher Besitz *eines* Volks, dann, wie die Bildung von Hellas, das enge Gefäß sprengend und, gereinigt und vervollkommt, wie ein Lebensstrom in alle Welt hinaus fluthend — das ist die Grundlage aller höheren Gotteserkenntniß, die noch heute auf Erden zu finden ist; das ist neben Wissenschaft und Kunst, in denen wir den Hellenen folgen, die zweite weltbewegende Macht, und die ganze Entwicklung menschlicher Bildung hängt davon ab, wie sich diese beiden Mächte zu einander verhalten.

Das Urchristenthum stellte sich der alten Welt spröde und feindlich gegenüber; man glaubte selbst, weil die Götter der Hellenen schön waren, sich Christus häßlich von Aussehen vorstellen zu müssen; das Alterthum mußte zerstört werden und in Nacht versinken, damit der neue Gottesdienst die Weltherrschaft erlange. Das classische Alterthum stieg aber aus dem Grabe hervor; es erleuchtete zum zweiten Male die verdüsterte Welt und entzündete solche Begeisterung, daß man von der Kirche abfiel um dem Jupiter und Merkur zu opfern. Es erfolgte ein Rückschlag in der Zeit der Reformation, als das Heil der erlösungsbedürftigen Menschenseele wieder als die entscheidende Frage in die Mitte unsers Volkslebens gestellt wurde; die neu

geborene Kirche verengte sich aber und erstarrte, so daß der freiheitsbedürftige Menschengeist erst wieder aufathmete, als in den Tagen Winckelmanns, Lessings und Herders durch den Geist der Humanität alles menschlich Schöne und Große von Neuem zur Geltung kam, wobei das Christliche nur als ein Culturelement neben andern berücksichtigt und, wo es unbequem war, beseitigt wurde.

Soll es denn ewig bei diesen Schwankungen bleiben? Ist hier ein Widerspruch vorhanden, an dessen Unlösbarkeit die friedelose Welt krankt, ist hier ein unversöhnliches Entweder — oder?

Nein, glaube ich Gott sei Dank mit voller Ueberzeugung sagen zu dürfen, denn sonst müßte ich an dem Fortbestand und Fortgang unserer Bildung verzweifeln. Auch dieser Gegensatz muß nicht verschwiegen, verschleiert und feig umgangen, sondern fest in das Auge gefaßt und überwunden werden.

Humanität ist nichts Anderes als die gesunde Entfaltung aller menschlicher Anlagen, und die wichtigste, die humanste von allen, die Anlage zur Gotteserkenntniß sollte davon ausgeschlossen sein? Religion ist ja das dem Volksleben Unentbehrlichste und Unersetzlichste; wer dies aber nur für eine niedrige Culturstufe anerkennen will, dem glaube ich an dieser Stelle am wenigsten eine ausführlichere Antwort schuldig zu sein, wo ganz andere Männer, wo zwei der größten Denker deutscher Nation, wo Fichte und Schleiermacher ihr Zeugniß dafür abgelegt haben, daß das religiöse Leben nicht nur die Grundlage des Volkswohls sei, sondern auch die Vollendung aller geistigen Bildung.

Der Mensch, zwei Welten angehörig, ist dazu berufen, das Materielle, dem er äußerlich angehört, zu überwinden. Er überwindet es als Künstler, indem er die Materie vergeistigt; er überwindet es als Forscher, indem er in der Natur sowie in den Schicksalen der Völker Ordnung und Gesetz erkennt, denn wo Ordnung ist, da ist Geist und göttliches Leben.

Es giebt aber auch ein Organ für die unmittelbare Wahrnehmung des Göttlichen, das eben so gepflegt und gebildet sein will, wie der Forschertrieb und das Auge des Künstlers; denn

dem Menschenherzen ist das Bedürfniß eingepflanzt seines Gottes gewiß zu sein, und es ist eine Kraft vorhanden ihn persönlich zu ergreifen. Es ist die Kraft, durch welche die höchsten Leistungen, deren das menschliche Wesen fähig ist, zu Stande gekommen sind, die vollständigste Ueberwindung der materiellen Welt, die freudigste Hingabe von Gut und Blut, der höchste Triumph des freien Menschengeistes; es ist die Kraft, in welcher Gefühl, Erkenntniß und That am vollkommensten sich durchdringen, die Kraft des Glaubens. Wie arm wäre die Menschengeschichte, wenn ihr das Heldenthum fehlte, das in dieser Kraft wurzelt! Jeder Forscher geht ihren Spuren emsig nach, die Kunst kennt keine höhere Aufgabe, als ihr Wirken darzustellen; sie ist die Quelle der reinsten Poesie, und für unser Leben sollte sie etwas Gleichgültiges sein, in uns sollte sie fehlen können, ohne daß ein Mangel an humaner Ausbildung fühlbar würde, eine Schwäche, ein wesentliches Unvermögen? Das kann ich nicht glauben, so gern man auch die Sache umkehrt, so häufig es auch vorkommen mag, daß, um in einem Gleichnisse zu reden, ein Adler, dem die Schwungfeder erlahmt ist, seine Genossen zu überreden sucht, daß es das allein Vernünftige sei, Schritt für Schritt auf festem Boden einherzugehen, anstatt mit keckem Selbstvertrauen in die Höhe zu fliegen.

Die Wahrheit ist ihrer Natur nach einfach und bezeugt sich als solche dem aufrichtig suchenden, nach innerer Einheit und Gewißheit verlangenden Menschengeiste. Wenn sie nur durch grübelnde Vernunft zu gewinnen wäre, wenn sie methodisch erforscht ihrem Wesen nach sich veränderte oder durch etwas Anderes ersetzt werden müßte, so würde sich in Betreff der höchsten Lebensfragen innerhalb der Volksgemeinschaft eine Kluft öffnen, welche die Einheit derselben aufhebt; damit würde aber auch die Gesundheit des Volks erschüttert und seine Kraft untergraben. Denn, wie das Beispiel der Hellenen zeigt, so glänzend auch die einzelnen Leistungen sein mögen, der Verfall einer Nation ist unvermeidlich, wenn die Denkenden vom Ganzen sich ablösen, wenn die Lebenskräfte auseinander gehen, welche in organischem Zusammenhang mit einander zu wirken, sich gegenseitig zu stärken

und zu ergänzen bestimmt sind. Damit wird aber unsere gesammte Bildung gefährdet; denn wir können uns keine Wissenschaft und keine wahre Kunst denken, welche nicht von einem gesunden Volksthume getragen würde.

Wollen wir also mit dem Ernst machen, was, wie wir im Anfang sahen, den stetigen Fortschritt menschlicher Bildung bedingt, so müssen wir den Gegensatz, in welchem die beiden Völker des Alterthums, die am tiefsten in unsere heutige Cultur eingreifen, zu einander stehen, in uns überwinden; wir müssen die nach allen Seiten methodisch ausschreitende, alle Gebiete der Natur und der Geschichte rastlos durchmessende Forschung der Hellenen mit der Sammlung und Vertiefung des Gemüths und der entschlossenen Hingabe desselben an eine centrale Wahrheit zu verbinden suchen, wodurch das andere der beiden Völker, das Volk der Religion, berufen war, die ihm anvertraute Idee wie ein Heiligthum durch das wilde Gedränge der alten Völkergeschichte still hindurchzutragen und dadurch den Grund zu schaffen, auf welchem die ganze moderne Cultur ruht.

Je mehr es uns gelingt, diesen Gegensatz in eine höhere Einheit aufzulösen, um so mehr werden auch zwischen den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft die das gegenseitige Verständniß störenden Gegensätze schwinden, um so voller und kräftiger kann sich der Zusammenhang zwischen den verschiedenen Ständen und Berufsarten unserer bürgerlichen Gemeinschaft gestalten. Keine Kluft trennt die Gelehrten von den Ungelehrten und keine Kathederweisheit soll uns hindern, die Pulsschläge des unmittelbaren Lebens so warm in uns zu empfinden, wie jeder echte Mann des Volks. Wie in der Religion, so ist ja auch auf allen Gebieten des häuslichen und öffentlichen Lebens das durch keine Verstandesoperation Vermittelte, das aus der Einheit unseres geistigen Wesens unbewußt Hervorkeimende, die Liebe zu unsern Angehörigen, die Liebe zu unsern Freunden, die Liebe zum Vaterlande das unvergleichlich Beste von Allem, was wir unser nennen.

Und an welchem Tage fühlen wir dies lebendiger, als heute, da die Aula unserer Universität sich wieder geöffnet hat,

um Gönner und Freunde der Wissenschaft aus allen Ständen zu empfangen, die in herzlicher Gemeinschaft mit uns Gott danken für die Erhaltung unsers Kaisers und für die Fülle des Segens, den er auf seine Regierung gelegt hat.

Als er die Regierung antrat, glaubte er, der schon an der Schwelle des Alters angelangt war, in seinem bescheidenen Sinne nur dazu berufen zu sein, dem Nachfolger den Weg bahnen zu helfen, und nun hat er selbst vollbracht, was einem Jünglinge, der thatendurstig den Thron seiner Väter bestieg, vermessen scheinen würde, sich als den Inhalt seines Lebens zu wünschen. Er hat die Geschichte unsers Volks vor dem Ausgange bewahrt, welchem die der Hellenen rettungslos entgegen ging. Das neue Reich ist gegründet und die Reichsordnung schreitet auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens fort; aber besser als durch Ordnungen und Gesetze wächst Nord und Süd in der persönlichen Liebe zu ihm zusammen nnd das so lange zerrissene Vaterland kann sich schon nicht mehr ohne seinen Kaiser Wilhelm denken.

Mit königlichem Blicke sieht er Alles, was dem Vaterlande zur Ehre und zum Wohl gereicht, in einem großen Zusammenhange. Er baut der evangelischen Kirche seines Königreichs ein neues Haus, in welchem sie ihre Angelegenheiten selbständig ordnen und durch Ausbildung einer frei gegliederten Gemeinschaft dem Staate zu sittlicher Kräftigung dienen soll. Der vaterländischen Kunst ist ein neuer Tempel gebaut, dessen Hallen sich heute öffnen, und wenn ich vor vier Jahren in dieser Stunde und auf diesem Platz auf ein wichtiges Friedenswerk hindeutete, das sich den Siegesthaten würdig anschließen würde, so ist dies Werk heute in vollem Gange. Auf unsers Kronprinzen Anregung, auf Kaiser Wilhelms Befehl hat sich der Boden von Olympia aufgethan; die Siegesgöttin stieg, ihn zu grüßen, zuerst aus der dunkeln Tiefe empor; es folgten in kurzer Frist edle Marmorgestalten mannigfaltiger Art, von denen wir bis dahin nur eine trockne Beschreibung hatten, denkwürdige Urkunden in Stein und Erz; jede Woche bringt neue Belehrung, und in den Jahrbüchern der Wissenschaft wird der Tag ver-

zeichnet bleiben, an welchem der Deutsche Kaiser das reichste Archiv classischer Geschichte eröffnet hat.

Aber diese einzelnen Thatsachen, die nicht nur in seinem Namen geschehen sind, sondern auch unter seiner persönlichsten Theilnahme, sie verschwinden alle vor dem unaussprechlichen Segen, daß die Herzen der Deutschen wieder gelernt haben sich um ein theures Haupt zu sammeln, und daß die Reichsgenossen, so weit sie im Vaterlande beisammen oder zerstreut diesseits wie jenseits des Oceans wohnen, mit uns sich heute in einem Gefühl vereinen und in einem tiefempfundenen Segensgruße!

II.

Geburtstagsfeier im Alterthum.

Es ist dem geschichtlichen Sinne ein Bedürfniß, heutige Gewohnheiten in die Vergangenheit hinauf zu verfolgen und mit alten Ueberlieferungen zu verknüpfen. Auch die Art der Feier, welche uns heute versammelt, hat ihre Geschichte. Die Feier des Geburtstags Lebender und Verstorbener ist einer der ältesten Gebräuche der menschlichen Welt, ja sie ist ein Spiegel der verschiedenartigen Lebensanschauungen der Völker und Zeiten.

Im Morgenlande herrschte die fatalistische Anschauung, die eine unbefangene Freude am Leben nicht gedeihen läßt. Die Aegypter hatten jeden Monatstag einem bestimmten Gotte gewidmet, und so war durch den Zufall der Geburtsstunde die Bestimmung des Menschen von Anfang an eine gegebene; der Chaldäer las in den Sterngruppen, die um die Stunde der Geburt im Osten auftauchten, die Zukunft des Neugeborenen; das Horoskop war gestellt und die jedesmalige Wiederkehr des Tags erinnerte den Sterblichen nur an die Gebundenheit, in welcher er ausharren mußte, ein willenloses Glied in dem großen Mechanismus, welcher den Gang der Himmelskörper wie den Wechsel irdischer Dinge in ein starres Gesetz zusammenschließt.

Bei der allen Menschenkindern eingeborenen Lebenslust wurde wohl auch im Morgenlande der Geburtstag ein Anlaß zu erhöhtem Genusse. So namentlich bei den Persern, die sich durch größere Lebensfrische unter den Völkern Asiens auszeich-

neten; daher beschreibt Herodot die Geburtstagsfeier der Perser als etwas für sie Charakteristisches; aber sie bestand doch wesentlich nur in Schmausen und Trinken, wobei Jeder nach Maßgabe seiner Mittel das Mögliche zu leisten suchte.

Eine höhere Bedeutung erhielt die Geburtstagsfeier bei den Asiaten nur dadurch, daß ein Menschenleben aus der unabsehlichen Masse rechtloser Existenzen in unvergleichlicher Weise hervorragte, das Leben des Staatsoberhaupts. Der Tag des Königs war in Medien und Persien das große Hof- und Reichsfest, an welchem das Festmahl gehalten wurde, das die Perser das vollkommene nannten, der Tag, an welchem der Großherr aus der Fülle seines unerschöpflichen Reichthums nach allen Seiten Gaben spendete; er war der Gott auf Erden, der an diesem Tage kein Gesuch unerhört lassen durfte.

Freilich war auch hier das äußere Gepränge und der sinnliche Genuß die Hauptsache, aber es war doch ein religiöses Fest, welches nach den Anordnungen Zarathustra's gefeiert wurde. Bei den Opferschmäusen gedachte man doch des großen Ganzen, das in dem Einen seinen sichtbaren Mittelpunkt hatte; man fühlte doch an diesem Tage, daß durch alle Theile des unermeßlichen Reichs ein Pulsschlag ging und man wurde sich bewußt, daß der Einzelne nur durch unbedingte Hingabe an das Ganze sich selbst behaupten könne.

So erhielt die Geburtstagsfeier im Orient eine religös-politische Bedeutung, und so wurde sie vorbildlich für alle diejenigen Staaten, welche sich in monarchischer Centralisation an den Orient anschlossen. Zunächst für die Herrscherhäuser, die wir als die Epigonen der alten Dynastien des Morgenlandes ansehen können, die Seleuciden, die Attaliden und Ptolemäer. Wir wissen von dem Geburtstage der Kleopatra. Antigonos Gonatas ordnete für seinen Sohn Halkyoneus eine Geburtstagsfeier an, wie auch in Persien mit der Geburt des Thronfolgers die Feier eines neuen Königstags begann. Am genauesten kennen wir den »Tag des Königs« in Pergamon, wo die Attaliften mit dramatischen Aufführungen ihre glänzenden Feste begingen, von denen eine Menge von Steinurkunden Zeugniß ablegt.

Aus dem Orient ging die monarchische Geburtstagsfeier auch auf die neuen Weltbeherrscher über, die römischen Imperatoren seit den Tagen des Cäsar und Augustus. Nach italischer Anschauung wurde die Person der einzelnen Menschen als Genius idealisirt. Der Genius des Augustus trat allmählich an die Stelle dessen, welchen man als den guten Geist der römischen Staatsgemeinde verehrt hatte, und blieb als Schutzgeist des von ihm geordneten Reichs auch nach dem Aussterben der Julier in Ehren.

»Wir haben, sagt Platon, keine Geburtstagsfeste, wie sie an den Höfen des Morgenlandes begangen werden, wo ganz Asien opfert. Bei uns merkt kaum der Nachbar etwas von der Feier«. Im vollen Gegensatze zu dem geräuschvollen Gepränge orientalischer und orientalisirender Reichsfeste ist es also der Charakter häuslicher Stille, den die Hellenen bei der Geburtstagsfeier festgehalten haben, und ich möchte behaupten, daß wir das Volk, bei welchem man in der Regel nur die Nationalfeste zu beachten pflegt, hier von der liebenswürdigsten Seite kennen lernen.

Im hellenischen Leben treten ja sonst alle persönlichen und häuslichen Angelegenheiten viel mehr zurück, als in der modernen Welt; darum werden auch die Geburtstage seltener erwähnt, als es bei den Römern der Fall ist. Aber sie waren verzeichnet in den Hauschroniken, in den Stammbäumen der Geschlechter, in den städtischen Heiligthümern, wo die Geburten angemeldet wurden, und in den Bürgerlisten.

Es war die Pflicht des Staats, die Aufzeichnungen zu beaufsichtigen, um alle Angehörigen rechtzeitig zu den öffentlichen Leistungen heranzuziehen. Deshalb wußte man, wenn einzelne Mitbürger in weiteren Kreisen bekannt wurden, ihre Geburtstage zu nennen, und hielt man sich auch von chaldäischem Aberglauben fern, beachtete man doch günstige Vorzeichen, welche die Geburt hervorragender Männer begleiteten, wie das Traumbild der Agariste vor dem Geburtstage des Perikles; man fand es bezeichnend, daß Pindar gerade am Festtage des pythischen Gottes geboren sei, und man erzählte sich gern von einem Sonntagskinde, wie Timoleon, welcher alle Siege, die ihm zu Theil wurden, an seinem Geburtstage errungen haben soll.

Die Athener lernen wir auch in dieser Sphäre des sittlichen Lebens als besonders sinnig und feinfühlend kennen, nämlich darin, daß in ihren Häusern die Feier des Geburtstags der Familienglieder, namentlich der Eltern, nicht auf die Lebenszeit derselben beschränkt blieb. Auf den attischen Graburnen oder Lekythen, den unscheinbaren, aber durch den Hauch edler Sitte, der über sie ausgebreitet ist, so ansprechenden Denkmälern antiker Malerei sehen wir nichts häufiger dargestellt, als die Begegnung zweier Personen an einem Grabmale. An der einen Seite steht ein Mädchen mit solchen Gaben, wie sie den Todten dargebracht wurden; von der anderen kommt ein Jüngling mit dem Reisehut. Man hat sie vielfach Orestes und Elektra genannt. Diese Benennung ist nicht gerechtfertigt, weil die Scene durchaus keinen mythologischen Charakter trägt; das Motiv aber ist unzweifelhaft dasselbe, und da wir auf diesen für die Verstorbenen bestimmten Kunstwerken alle fremdartigen Beziehungen fern zu halten haben, so bietet sich in der That keine andere Deutung so ungesucht dar, als die, daß der Sohn, an des Vaters Geburtstag heimkehrend, seine ersten Schritte zum Grabe desselben richtet und hier der Schwester begegnet, welche um dieselbe Stunde aus dem Hause ihre Gaben bringt.

Das Gedächtniß der Todten ist bei keinem edelgearteten Volke verabsäumt worden; aber dies ist das Charakteristische hellenischer Sitte, daß man am Grabe nicht um den abgeschiedenen Hausvater klagt, sondern seine Geburt zu feiern fortfährt, wie es im Kreise der Seinen Sitte gewesen war.

Der Todte lebt *mit* dem Hause und *in* ihm fort, nur ehrwürdiger, mächtiger, gottähnlicher als zuvor; unsichtbar, aber an Allem theilnehmend. Er ist verletzt, wenn Uebelwollende seiner Grabstätte nahen, er ist erfreut, wenn Hausgenossen und Freunde mit frommer Gabe kommen.

So kommt es, daß bei den Griechen das Wort *Genesia* d. h. Geburtsfeier die Bedeutung einer Gedächtnißfeier für die Todten erhält. Mit dem letztverstorbenen Hausvater wurden zugleich die vorangegangenen Ahnen mitgefeiert, mit denen er sich vereinigt hatte. Darum wurde nichts schmerzlicher empfunden,

als das Aussterben eines Hauses; darum suchte man auch durch Adoption die leibliche Fortpflanzung zu ersetzen, damit nur der Ahnencultus nicht abgerissen werde.

Bei solchen Männern, welche durch ihre geistige Bedeutung aus der Sphäre des häuslichen Kreises herausgetreten waren, wurde die Feier ihres Geburtstages von dem Fortbestande der Familie unabhängig gemacht, indem ganze Gemeinden denselben zu ihrem Festtage machten. So feierten alle Koer den Geburtstag ihres Hippokrates und alle Achäer den des Aratos; so ganz Sicilien den Geburts- und Siegestag des Timoleon.

Aber nicht nur gelegentlich wurde das, was aus häuslicher Sitte sich entwickelt hatte, in öffentliche Pflege übernommen. Es war vielmehr ein charakteristischer Zug hellenischer Gesetzgebung, die Ordnungen des Hauses mit seinem ungeschriebenen Rechte als die Grundlage des ganzen Staatswohls anzusehen. In Platons Gesetzen wird die Ehrfurcht vor den Eltern und die gegenseitige Liebe unter den Gliedern des Hauses in diesem Sinne geltend gemacht und Niemand hat diesem Grundsatze nachdrücklichere Anerkennung verschafft, als Solon. Er erkannte in der Pietät gegen die Verstorbenen ein wichtiges Lebensprinzip des Staats; er verpönte nicht nur jede Mißachtung und Schmähung verstorbener Mitbürger, sondern er suchte auch die häusliche Feier so in den Staat herüberzunehmen, daß sie dadurch neue Anerkennung und Bürgschaft erhielt und daß die sittliche Wärme des Familienzusammenhangs auch dem Gemeinwesen zu Gute komme.

So wurden die Genesien zu einem Gemeindefest und aus der häuslichen Geburtstagsfeier ein bürgerliches Gedächtnißfest, der fünfte Boëdromion, an welchem die Athener gemeinschaftlich ihrer Abgeschiedenen gedachten.

Freilich gab es auch andere Gedächtnißfeste, Feste, welche mit der Bestattung zusammenhingen, namentlich das winterliche Fest zur Feier der in einem vorangegangenen Kriegsjahre im Kampfe für das Vaterland Gefallenen. Hier herrscht ein anderer Gesichtspunkt. Diese Bürger hatten, wie Harmodios und Aristogeiton, ihr Blut für die Freiheit hingegeben; sie waren durch ihren Opfertod aus dem engeren Kreise der häuslichen Beziehungen

herausgetreten und zu Heroen geworden, denen die Gemeinde späterhin auch durch Wettkämpfe heroische Ehren erwies. Hier ist ein ähnlicher Gesichtspunkt, wie ihn die christliche Kirche bei den Märtyrern vor Augen hatte, indem sie den Todestag derselben als ihren wahren Geburtstag feierte.

Nachdem der Staat, in welchem Solon das häusliche Leben mit dem öffentlichen, die religiöse Sitte mit dem Bürgerthum so schön zu verschmelzen gewußt hatte, in Verfall gerathen war, weil die solonischen Grundlagen wankten, da entstanden unter denen, welche, vom Staate sich abwendend, einen anderen Anschluß suchten, um in engeren Kreisen die Keime eines höheren Lebens zu pflegen, — neue Gemeinden, Privatvereine von Wahlverwandten und Gesinnungsgenossen, welche sich nach dem Vorbilde der durch leibliche Abstammung verbundenen Familien einrichteten. Die erste Genossenschaft dieser Art bildeten die Sokratiker; sie verzweigten sich in die verschiedenen Philosophengemeinden und stifteten demjenigen, welchen sie als den Urheber ihres geistigen Lebens, als ihren geistigen Vater ansahen, gleichsam einen häuslichen Cultus. So wurde der sechste Thargelion ein Festtag für Alle, die in Platons Lehre ihren Mittelpunkt gefunden. Epikuros übertrug die Geburtstage seiner Eltern und Geschwister in die von ihm gegründete Gemeinde; sie war wie eine Colonie, welche von der Mutterstadt, an deren Herdfeuer sie das ihrige entzündet hatte, auch die Feste mit herübernimmt. Der gemeinsame Tisch, an dem sich die Genossen an bestimmten Tagen vereinten, bezeichnet die neue Herdgemeinschaft inmitten der ihnen fremd gewordenen bürgerlichen Welt.

Unter so mannigfaltigen Gesichtspunkten ist im Alterthume die Geburtstagsfeier Lebender und Verstorbener begangen worden und die meisten derselben finden auf die heutige Feier ihre volle Anwendung.

Es ist ein Königstag, denn er mahnt uns an ein hervorragendes Glied des Fürstenhauses, ohne welches die Geschichte unseres Reichs noch viel weniger denkbar ist, als die Geschichte Persiens ohne seine Achämeniden. Es ist zugleich eine häusliche Feier, denn der König, den wir feiern, ist der Gründer der

Akademie in ihrer jetzigen Gestalt und derjenige, der ihrem Wirken Norm und Ziel gegeben hat. Unsere Akademie ist aber nicht wie die Schulen des Alterthums nur äußerlich im Staate vorhanden und innerlich demselben fremd, sondern sie trägt ihr Mandat vom Staate und arbeitet nach des Stifters Auftrag, die Ehre und Wohlfahrt des Königreichs an ihrem Theil zu fördern. Sie feiert aber nach Anschauung der Alten den Gründer ihrer Genossenschaft nicht als einen Abgeschiedenen, sondern als einen der Welt Gegebenen, nicht als Todten, sondern als einen lebendig Fortwirkenden, und zwar in einem viel höheren Grade, als es mit dem Genius des Augustus in der von ihm geschaffenen Reichsordnung der Fall war.

Denn so viel auch immer unter Gottes reichem Segen in Preußen und Deutschland anders geworden ist, seit Friedrich wirkte, das edle Selbstbewußtsein, das er zuerst in unserem Volke geweckt hat, das starke Gefühl für Pflicht und Ehre, die selbstverleugnende Hingabe an das Vaterland, deren Vorbild er war, der unzertrennliche Zusammenhang zwischen geistigem Fortschritt und staatlicher Größe, den er in Preußen eingeführt hat — das sind die segensreichen Wirkungen des Genius, dem wir heute huldigen.

Es ist kein heidnischer Heroendienst, sondern die dankbare Anerkennung dessen, was Gott unserem Volk in Friedrich gegeben hat, und das Bekenntniß der Treue zu dem für alle Zeiten Gültigen und Großen in seiner irdischen Thätigkeit.

In diesem Sinne begegnen wir uns alljährlich an seinem Heldengrabe, wie die Athener an der Ruhestätte ihrer Väter, um unsere Gaben darzubringen. Darum freut sich die Akademie, auf Grund ihrer persönlichen Beziehungen zu dem großen Fürsten aus der Reihe hohenzollernscher Königstage diesen Tag festhalten und fortfeiern zu dürfen, um stets eingedenk zu sein, welche sittlichen Kräfte es gewesen sind, die Preußen allmählich groß gemacht haben, und daran zu mahnen, daß nur dieselben Kräfte im Stande sind, das Gewonnene zu erhalten!

III.

Boden und Klima von Athen.

Leibnizens Name ist uns das Symbol einer alle Zweige der Wissenschaft umfassenden Gemeinschaft, welche wir als ein unschätzbares Vermächtniß um so fester halten, je mehr sich das Bewußtsein dieser Gemeinschaft verdunkelt. Denn wie die Forschung in die Weite und Tiefe fortschreitet, wird ihr Gesamtgebiet einem orientalischen Weltreich immer ähnlicher, welches in Satrapien aus einander geht, die von keinem Mittelpunkte mehr übersehen, geschweige denn geleitet werden können.

Unter diesen Umständen ist nichts erwünschter, als wenn es gelingt die aus einander gehenden Richtungen an einzelnen Punkten zu vereinigen, wo sie sich gegenseitig unentbehrlich sind, und wo bietet sich dies ungesuchter dar, als da, wo die geistige Entwickelung eines Volks im Zusammenhange mit der Natur seines Landes und Klimas Gegenstand der Untersuchung ist?

In diesem Sinne hat Karl Ritter als Mitglied dieser Genossenschaft die Wissenschaft der Erdkunde neu begründet. Von historischer Forschung ausgehend hat er in echt philosophischem Sinn an dem Thatsächlichen sich nicht genügen lassen können, sondern ist nach allen Seiten den Ursachen nachgegangen, unter deren Einfluß Stämme und Völker ihren geschichtlichen Charakter ausgebildet haben. Je deutlicher ihm aber dabei die von der körperlichen Beschaffenheit der verschiedenen Racen, von Klima und Atmosphäre, vom Relief des Erdbodens, von

der Vertheilung des Waſſers, vom Vulcanismus, von den Seeſtrömungen u. ſ. w. ausgehenden Einwirkungen wurden, um ſo weniger konnte er phyſicaliſche Unterſuchungen von dem Kreiſe ſeiner Studien ausſchließen. So wurde die philoſophiſch-hiſtoriſche Betrachtung mit der Methode exacter Naturforſchung in Verbindung geſetzt und dieſe Verſchmelzung bezeugt ſich auch in der perſönlichen Gemeinſchaft, welche Ritter mit Sömmering, mit Alexander von Humboldt und Leopold von Buch zu gemeinſamer Forſchung verband.

Wiſſenſchaften, welche auf der Grenze verſchiedener Forſchungsgebiete gegründet werden, ſind, ſo anregend ſie wirken, als beſondere Fächer ſchwer zu erhalten. Was in ihnen geleiſtet wird, muß der einen oder der andern Seite zufallen. Auch war Ritters ganze Wiſſenſchaft zu ſehr mit ſeiner Perſönlichkeit verwachſen. Mit jener inneren Sammlung und Ruhe des Gemüths, die Allen unvergeßlich iſt, die ihm näher treten durften, ging er, wie ein Weiſer des Alterthums, dem ſtillen Wirken der Natur nach und belauſchte den Zuſammenhang zwiſchen ihr und der Geiſterwelt. Sein Leben und Forſchen war in ſeltener Weiſe aus einem Guſſe, und wenn bei ſeinem reich geſegneten Wirken Eins zu beklagen iſt, ſo ſcheint es mir dies zu ſein, daß er nach deutſcher Gelehrten Art ſeinen geographiſchen Weltgang zu ſyſtematiſch angelegt hat. Statt diejenigen Länder vor allen andern in Angriff zu nehmen, wo die Wahrheit ſeiner Anſchauungen am hellſten einleuchten mußte, hat er an verhältnißmäßig undankbare Stoffe, an die Länder geſchichtloſer Völker, deren Betrachtung ganz dem Naturforſcher anheimfällt, ſeine beſten Kräfte gewendet und ſein Lebenswerk iſt unvollendet, wie der Torſo eines idealen Marmorbildes, der im Steinbruch liegen geblieben iſt.

Nachdem ich zum zweiten Male längere Zeit auf griechiſchem Boden gelebt habe, iſt mir das, was Ritter uns zuerſt wieder deutlich gemacht hat, lebendiger als je vor die Seele getreten; denn Griechenland und in Griechenland Attika — das ſind diejenigen Plätze der bekannten Erde, welche für Ritters Gedanken der dankbarſte Boden ſind. Hier liegt die größte Fülle

geschichtlicher Entwickelung vor, hier die schärfste Charakteristik aller natürlichen Verhältnisse. Wenn irgendwo, so muß hier sich zeigen lassen, daß das Land nicht bloß der zufällige Schauplatz ist, auf dem sich eine Völkergeschichte abspielt, sondern daß ein tieferer Zusammenhang vorhanden ist und wie die beiden Factoren, der geistige und der materielle, auf einander wirken.

Was Athen gewesen ist, haben wir von Kindheit auf ermessen gelernt, und doch — staunen wir nicht immer von neuem, wenn wir uns einmal zu vergegenwärtigen suchen, wie alle Zweige des menschlichen Könnens und Wissens hier zum ersten Male zur vollen Entfaltung gediehen sind? Hier herrschte die größte Energie in Gestaltung des äußern Lebens, wo es galt die praktischen Aufgaben des Gemeinwesens, wie Wasserbau, Wegebau u. s. w. zweckmäßig und würdig zu erledigen, und ungehemmt daneben jener mächtige Zug zum Idealen, der jedem Erzeugnisse des Handwerks den Stempel einer höheren Würde gab. Hier das rührigste Geschäftsleben im Gedränge des Markts und des Hafens und dabei der tiefste Zug zur Sammlung des Gemüths, ein Zug zum Denken und Dichten, der keine Ruhe hatte, bis er im Wort wie in Stein und Erz das Innerlichste, was ein Menschenherz bewegen kann, zum Ausdruck gebracht hatte, so daß eine nationale Kunst erwachsen ist, wie sie in dieser Vielseitigkeit weder vorher noch nachher sich irgendwo entfaltet hat. In Athen sind die Bedingungen, unter denen ein geordnetes Gemeinwesen bestehen kann, zuerst mit vollem Ernst erwogen und erprobt; alle Formen antiker Gemeindeverfassung mit ihren feinsten Uebergängen sind hier zuerst ausgebildet. Für Rechtsordnung und Finanzwesen sind Athens Einrichtungen maßgebend geworden; die gerichtliche wie politische Beredsamkeit ist hier einheimisch, wie überhaupt die kunstmäßige Ausbildung der Prosa; der philosophische Gedanke ist hier zuerst auf die nächsten und höchsten Probleme des menschlichen Bewußtseins gelenkt. Nach Zeit und Raum wie nahe bei einander haben auf attischem Boden die Männer gelehrt, an welche noch heute alle Philosophen anknüpfen! Welche ethischen Kräfte, die noch

das sinkende Römerthum zu halten vermochten, sind von der attischen Stoa ausgegangen und welche Anregung für die gesamte Naturkunde hat sich an die Forschungen des Mannes angeschlossen, welcher auf den Terrassen am Ilissos auf und nieder wandelnd seinen Schülern den Begriff des organischen Lebens enthüllte! Weil hier Alles zu Hause war, wodurch sich ein höher geartetes Menschenleben von dem einer gedankenlosen Masse unterscheidet, ist Athen die geistige Mutterstadt aller Großstädte des hellenistischen Orients geworden, die zweite Heimath aller gebildeten Römer, deren Stadt Juvenal unmuthig eine Griechenstadt nannte. Durch Athen ist das Griechische die Verkehrsprache der gebildeten Welt geworden und dadurch auch das Organ der neuen weltbewegenden Macht, welche nach Athens Untergang in die Menschengeschichte eingetreten ist. Trotzdem giebt es bis auf den heutigen Tag in der alten und neuen Welt für den Bildungsstand eines Menschen keine wichtigere Frage, als die, ob er seinen Entwickelungsgang über Athen genommen habe, und in unserem Vaterlande betrachten wir es ja vorzugsweise als den besten Bestandtheil unserer wissenschaftlichen Vorbildung, daß wir bei voller Empfänglichkeit des jugendlichen Sinnes in Athen einheimisch geworden sind.

Wie wunderbar diese raum- und zeitlose Weltmacht einer kleinen Griechenstadt! Hat es nicht den Anschein, als wenn der Mensch nur hier die Bedingungen gefunden habe, unter denen es ihm möglich war sich nach allen Richtungen voll und frei zu entfalten, und forschen wir nicht unwillkürlich nach der Beschaffenheit des Landes, wo diese Entwickelung sich vollzogen hat?

Merkwürdig ist, wie schon die Alten dem attischen Ländchen eine besondere Aufmerksamkeit zuwendeten und ihr Nachdenken darauf richteten, die Natur desselben mit seiner Geschichte in Zusammenhang zu bringen. Wie fein und einsichtsvoll urteilt Thukydides, wenn er in der mäßigen Begabung des Bodens von Attika eine segensreiche Mitgift der Natur erkennt, indem das Land dadurch vor den gewaltsamen Katastrophen bewahrt wurde, welchen die üppigeren Umlande unterlagen und dadurch der friedlich stätigen Entwickelung von innen heraus verlustig gingen.

Das erste Werk antiker Litteratur, in welchem der Versuch gemacht worden ist, die Natur eines Landes wissenschaftlich zu behandeln, ist die dem Xenophon zugeschriebene Schrift »von den Einkünften«, eine Schrift, in welcher das Klima von Athen, die Tragfähigkeit des Bodens, die Schätze des Meers und des Landes, die Lage Attikas in Bezug auf Krieg und Frieden, die mögliche Vermehrung der einheimischen Wohlstandsquellen eingehend erörtert werden. Platon schildert ein ideales Ur-Athen in phantastischen Umrissen; man sieht aber, wie sorgfältig er die gegebenen Localitäten betrachtete und stets vor Augen hatte. Das ist bei einem eingeborenen Patrioten nicht zu verwundern. Aber Aristoteles, der Fremde, der halbbarbarische Nordländer und ein Mann, der mit dem Gange, den die Geschichte Athens genommen hat, nichts weniger als einverstanden war, auch Aristoteles kann nicht umhin, dem Local von Athen eine gewisse normale Bedeutung einzuräumen. Denn wenn er von den räumlichen Voraussetzungen eines in wünschenswerther Vollkommenheit sich entwickelnden Staates spricht, entlehnt er die Züge des Landschaftsbildes, die er giebt, unverkennbar von Athen. Beide Philosophen waren also, wenn sie diese Ansicht auch nicht theoretisch durchgebildet haben, im Grunde davon überzeugt, daß die außerordentliche Geschichte Athens mit der Lage und Gestalt von Attika nahe zusammenhänge, ja sie konnten sich gar keine recht gedeihliche Normalentwickelung denken, ohne ähnliche Bodenverhältnisse vorauszusetzen. Die Peripatetiker gingen in der wissenschaftlichen Betrachtung und Verwerthung der attischen Landschaft noch weiter und Theophrast wies darauf hin, daß bedeutende Entdeckungen, die in Attika gemacht seien, durch die Formen seiner Berge veranlaßt worden wären. Denn wenn nicht der Horizont im Nordosten der Stadt durch so scharfe Formen, wie die des Lykabettos und Pentelikon geschnitten wären, würde man nicht so leicht auf die Bestimmung der Sonnenwende gekommen sein und Athen dadurch zu einem berühmten Sitze der Astronomie und der Jahresberechnung gemacht haben.

Wer heute nach Athen kommt, ohne etwas von der Ver-

gangenheit zu wissen und nur mit einem gebildeten Auge die Gegend mustert, der muß den Eindruck haben, daß dies Land zu etwas ganz Besonderem von der Natur berufen sei. Es ist kein reicher Naturssegen, der ihn bezaubert; es sind keine außerordentlichen Gegensätze von Höhe und Tiefe, welche ihn erschüttern; er empfängt vielmehr den wohlthuenden Eindruck einer wunderbar mannigfaltigen und doch harmonisch gestalteten, von Berg und Meer mild umfaßten, für geordnete Wohnsitze vorzüglich eingerichteten, menschenfreundlichen Landschaft. Er überblickt eine Ebene, die groß genug ist eine ansehnliche Stadt zu ernähren, aber doch so mäßig, daß sie von jedem höheren Punkt klar überblickt werden kann. An drei Seiten ist sie von Bergen umgürtet, welche zum Schutz der Einwohner und zur Nährung der Quellen hoch genug sind, am höchsten im Norden, wo gegen das böotische Nebelland eine Wetterscheide wünschenswerth war. Hier am Parnes liegen die höchsten und engsten Pässe; hier war eine feste Grenze, die dem ziellosen Weiterdringen eine heilsame Schranke setzte und andererseits die cantonale Selbständigkeit Attikas verbürgte.

Die anderen Berge im Osten und im Westen sind niedriger, milder, wegsamer; sie dienen nur als Gliederungen des zu gemeinsamer Geschichte berufenen Halbinsellandes. Südwärts folgt das Auge der gemächlichen Abdachung zum offenen Strande. Hier ist kein Abschluß, keine Schranke; hier liegt der inselreiche Golf mit dem jenseitigen Festlande frei vor dem Auge ausgebreitet.

Das sind die Grundformen, welche das attische Ländchen als ein besonderes Glied des griechischen Continents kennzeichnen und innerhalb desselben der Hauptebene ihre festen Umrisse geben. Im Innern aber ist diese Ebene wiederum so reich gestaltet, daß man sie wie ein wohl gegliedertes Kunstwerk überschaut. Von NO. nach SW. wird sie durch einen Höhenzug durchsetzt, das Felsgebirge der Turkobúni, das die obere Ebene in zwei Flußthäler scheidet. Das Ilissosbett zieht sich schluchtartig zwischen den Vorbergen des Hymettos hin; der Kephisos, der am Parnes und Pentelikon seine weitzerstreuten Quellen sammelt, senkt sich

mit nie versiegender Wasserfülle in das breite Saatland hinunter, den schönen Fruchtgarten des Olivenwalds, auf welchem zu allen Zeiten der Wohlstand von Athen beruhte.

Jedes der Flußthäler hat wieder seine besondere Gliederung, seine ausgebildeten Stufen. Oberhalb der Stadt konnte man das Wasser auffangen, um es den Gegenden zuzuführen, die den Thalsohlen ferner lagen, und so die ganze Ebene mit einem Bewässerungsnetze zu überziehen. Dort aber, wo die Zwillingsbäche einander nahe kommen, springt mitten in die Ebene der über Land und Meer weit sichtbare, kühn geformte Felskegel des Lykabettos vor, mit dem wiederum eine neue Höhengruppe beginnt, ein kleines Gebirge für sich, das auf seinen Felsstirnen die Altäre und Tempel der Athener trug und auf seinen Abhängen die ältesten Ansiedelungen; vorne Areopag und Akropolis, dahinter das breitgelagerte Pnyxgebirge, das der Ilissos wie ein Stadtgraben im Süden umzieht.

So gering die Erhebung ist, haben die Höhen dennoch den Charakter der Großartigkeit. Durch Wassergewalt und Erdbeben zerklüftet, voller Spalten, Grotten und Höhlen, haben sie einerseits abgewaschene Felskanten und jähen Absturz, andererseits nach SW abgelagerte Erdmassen, die den Fuß bedecken und einen rampenartigen Zugang bilden. Seewärts beginnt das Anschwemmungsland, das einförmige „Halipedon," welches aber den unschätzbaren Dienst leistet, die Piräusinsel als Halbinsel mit dem Festlande zu verbinden und den Blick frei über den Golf zu öffnen.

Wohin man sieht, da ist auf engem Raum die reichste Gliederung und Formenfülle. Jeder Schritt verändert die Aussicht, jeder neue Gesichtspunkt bietet ein neues Bild. Was wir in Tanz und Musik den Rhythmus nennen, den gleichmäßigen Fluß einer anmuthig geordneten Abwechslung, dieselbe Verbindung von Stetigkeit und Bewegung ist auch in den Berglinien von Attika. Alles bewegt sich und bildet doch zusammen eine ruhige Harmonie.

Für die Einrichtung der Wohnsitze war aber so gesorgt, daß keine Unsicherheit, kein Mißgriff möglich war. Die städtische

Ansiedelung war auf der centralen Höhengruppe inmitten der beiden Flüsse vorgezeichnet, und in ganz Hellas giebt es keine Stadtburg, die zwischen den überhohen Felskuppen, wie Akrokorinth und Ithome, einerseits und den unscheinbaren Erdhügeln in Sparta und Theben andererseits so ganz das richtige Maß hält, wie die Akropolis von Athen. Man wohnte auf den zum Feldbau unbrauchbaren, trocken und gesund gelegenen Felshöhen, oberhalb der besten Ackerfluren, angesichts des nahen Meers. Man hatte das Gefühl einer normalen Zusammengehörigkeit von Land und Volk; jeder Winkel war zweckmäßig benutzt und in den eng begrenzten Räumen erwuchs eine starke Heimathsliebe, eine volle Zufriedenheit mit dem Gegebenen, eine treue Anhänglichkeit an das Altgewohnte und Hergebrachte.

Andererseits hatte man eine Mannigfaltigkeit von Anregung, welche jedes Erstarren und Zurückbleiben unmöglich machte; man hatte einen See-Horizont, der von den nordarkadischen Bergen bis Paros und Hydra reicht. Akrokorinth wird an jedem klaren Abendhimmel sichtbar; die nächsten Höhen öffnen den Blick auf die Cykladen. Man fühlte sich im Mittelpunkte von Hellas. Jede Einseitigkeit, die sich in abgeschlossenen Bergkantonen ausbildet, oder auch in breiten Uferländern, wie Jonien, wo die Menschen nur Küstenleute sind, war hier unmöglich. Der Parnes nähert sich schon dem Alpencharakter griechischer Gebirge und auch die niedrigsten der attischen Höhenzüge sind rauh genug, um Muskeln und Lungen ernsthaft in Anspruch zu nehmen. Zu allen Zweigen menschlicher Arbeit war nicht bloß Gelegenheit, sondern Nöthigung vorhanden. Man mußte, um behaglich wohnen zu können, die Erfindungen machen, welche nöthig waren, um in dem spröden Kalkfelsen den Baugrund zu ebnen, Brunnen zu graben und Wege zu bahnen. Man mußte alle Erwerbzweige pflegen, welche der inselreiche Golf, der das ganze Jahr hindurch leicht zu befahrende, mit seinem Fisch- und Salzreichthum, die kräuterreichen Berge, die fruchttragenden Niederungen verlangten. Die ganze Ebene ist wenig über zwei deutsche Meilen tief und doch finden wir an den Dünen des Strandes, auf dem alten Seeboden des Halipedon, in den Thalsohlen der Flüsse,

an den Hügeln, Vorbergen und Gebirgen lauter verschiedene Vegetationssphären, die ihre besondere Bewirthschaftung verlangen. Kommt man aus dem Schatten des Oelwalds, wo die Bäume, die noch heute die ältesten Monumente von Attika sind, als die ehrwürdigsten Schätze des Landes von einer Generation der andern übergeben werden, wo emsiger Fleiß auf das Nächste beschränkt nach altem Herkommen still und ununterbrochen fortarbeitet, nach dem eine halbe Stunde entfernten Hafen, wo eben so aus natürlichen Voraussetzungen das ruheloseste Verkehrsleben wogt, so glaubt man in ein anderes Laud gekommen zu sein. Diese Gegensätze erklären aber, wie neben der Anhänglichkeit an das Hergebrachte, neben der Stätigkeit und Heimathstreue, die ein Grundzug im Charakter der autochthonen Athener ist, sich der rastlose Unternehmungssinn und der Trieb in die Weite entwickelt hat, wie er mit der Lage des Halbinsellandes eng zusammenhängt.

Attika ist in allen Beziehungen ein von der Natur scharf charakterisirtes Land; so auch in seinen atmosphärischen Verhältnissen, und da klimatische Extreme in ihren nachtheiligen Folgen am unmittelbarsten empfunden werden, so ist von den Athenern nichts so dankbar anerkannt worden, als daß ihnen ein besonders glückliches Maß zu Theil geworden sei, eine Mischung der Temperatur, welche von erschlaffender Gluth ebenso entfernt war, wie von einer abstumpfenden Rauhheit des Klimas. Dazu kommt die Regelmäßigkeit des Kalenderjahrs, die Sicherheit im Wandel der Jahreszeiten. Mit guter Zuversicht konnte der Athener sein Geschäftsleben ordnen, sein Land bestellen und sein Schiff zur ersten Ausfahrt rüsten. Auch in den Winden und Gegenwinden herrscht ein Rhythmus, auf dem der ganze Golfverkehr beruht. Von dem Zuge vulcanischer Herde, der Griechenland quer durchschneidet, abgelegen, ist Attika vor gewaltsamen Heimsuchungen gesichert und in gesetzmäßigem Gange sorgt mit mütterlicher Treue die Natur für Alles, was dem Lande Noth thut. Ist die Regenzeit geschlossen, beginnen die thaureichen Nächte und nirgends ist diese unsichtbare Segenspende in Cultus und Poesie dankbarer anerkannt worden, als bei den Athenern,

die ihre Stadt- und Staatsgottheit als Thaugöttin (Pandrosos) feierten.

Attika ist auch im sonnigen Süden ein vorzugsweise sonniges Land. Nach den genauesten Berechnungen zählt man durchschnittlich 339 helle Jahrestage und nur etwa anderthalb Procent sind völlig sonnenlos. Die Helligkeit der Luft ist namentlich für Athen charakteristisch. Wenn man von Korinth kommt oder von Theben her über den Kamm der Berge steigt, empfindet man immer mit neuer Freude die durchsichtige Klarheit, den Glanz des Himmels, der diese Ebene wie ein Festkleid schmückt. Dieses Vorzugs waren sich die Athener am meisten bewußt und ließen sich gern von ihren Dichtern als die »im Aether wandelnden Erechtheussöhne« preisen.

Athen ist durch sein Klima sehr ausgezeichnet, aber es ist nicht verwöhnt und verzärtelt. Es hat im Sommer mehr Hitze zu ertragen als ihm seinem Breitengrade nach zukommt, und hat weniger Gunst vom Meer, als man bei einer Golfstadt erwarten sollte. Das kommt daher, daß Attika als südlicher Ausläufer eines breitgelagerten Gebirgslandes unter dem vorwiegenden Einfluß des continentalen Klimas steht, obgleich die Berge von Attika angeschwemmte Inseln sind und die ganze Halbinsel schon als ein Stück vom Archipelagus anzusehen ist.

Attika ist also auch klimatisch ein Uebergangsland und sein Nordrand, der Parnes, an welchem die Wolken Böotiens hangen, ist eine Scheidewand zwischen zwei ganz verschiedenartigen Atmosphären. Daher die unaufhörliche Aufregung in der Luft, die Luftströmungen, welche unausgesetzt über den Boden des schmalen Halbinsellandes hinziehen und bei vollkommen wolkenlosem Himmel zu Stürmen anschwellen. Attika ist ein Kampfplatz der Winde. In diesem Kampfe ist aber der im Winter schneidig kalte, im Sommer heiße, trockene Nordwind der unbedingt überlegene. Ihm gehören 178 Tage des Jahrs und der milde, feuchte Seewind kann nur wie ein schwacher Gegenhauch aufkommen. An allen Höhen der Stadt erkennt man die Nordseite als Wetterseite; man sieht den ältesten Ansiedlungsspuren an,

wie die Bewohner sich von den ausgesetzten Stellen zurück gezogen haben. Das alte Priestergeschlecht der „Heudanemoi" hatte seinen Namen davon, daß seinen Ceremonien die Macht zugeschrieben wurde die Atmosphäre zu beruhigen, und es ist gewiß nicht unwahrscheinlich, daß in dem wüsten Bergvolk der Kentauren, welche die Athener so gern darstellen, die dämonische Gewalt der Winde veranschaulicht ist. Boreas ist ein lästiger Hausgenosse der Athener, ein Friedenstörer in dem sonst so behaglich und harmonisch eingerichteten Ländchen. Nach dem weichen Anhauch der Seeluft wird seine jähe Gewalt, welche schon die Alten mit einem Mark und Bein durchbohrenden Geschoß verglichen, doppelt peinlich, und daß sie aller Ehren ungeachtet, die dem gestrengen Herrn wie billig erwiesen wurden, seine Anhänglichkeit an Attika übel empfanden, geht schon daraus hervor, daß sie, wenn sie sich ein Land ungestörter Festlust und Seligkeit ausmalten, dasselbe dahin verlegten, wo kein Boreas wehe, in das Hyperboreerland, dessen Auffindung freilich erst das Resultat einer an das Ziel gelangenden Nordpolfahrt sein könnte.

Die attische Windplage hat aber auch ihr Gutes. Sie hängt ja mit der Klarheit des Himmels, mit der reinen Beschaffenheit der Luft eng zusammen; sie fegt alle schädlichen Dünste aus. Wenn das alte Athen einmal einer furchtbaren Epidemie unterlag, so erfolgte dies in einer Zeit, wo die Bevölkerung zum ersten Male in die engen Quartiere zweier geschlossener Großstädte eingezwängt war, und Perikles' Gegner haben es gewiß nicht unterlassen, das aus politischen Gründen von ihnen verwünschte Mauersystem, das den freien Windzug hemme, als eine der Hauptursachen des entsetzlichen Unglücks darzustellen. Die Tage der Tramontana gelten ja auch heute noch immer als die gesünderen, als die nervenstärkenden, welche zu körperlicher und geistiger Thätigkeit die Lust wecken. Die besondere Rauhheit der attischen Luft hatte aber in ähnlicher Weise wie die des Bodens den Vortheil, daß sie das Volk durch den Wechsel der Temperatur abhärtete und ihm diejenige Stählung gab, welche man im Gegensatz zu den weichlichen Joniern an den derberen und freiheitsmuthigen Nordländern bewunderte.

Daneben genossen die Athener in vorzüglichem Grade den vollen Segen eines südlichen Himmels. Die Natur war ihnen keine feindliche, mißgünstige Macht, welcher die Bedingungen eines leidlichen Daseins abgerungen werden müssen, sondern leicht gewährt und reichlich spendet sie, was zum Leben gehört. Sie macht auch dem Unbemittelten das Dasein sorgenfrei und erzieht den Menschen, weil das Leben und Athmen unter diesem Himmel an sich eine Freude ist, zur Mässigkeit und Bedürfnißlosigkeit. Er ist von den kleinen Beschwerden, die das Leben des Nordländers am meisten verkümmern und hemmen, ungleich freier; ein Himmel wie der von Athen macht das Auge hell, weckt und schärft die Beobachtung, stimmt das Gemüth heiter und reizt zu einem thätigen Gebrauch aller Kräfte. Er stärkt die leibliche und geistige Gesundheit, indem er es das ganze Jahr hindurch den Menschen möglich machte, in Luft und Licht thätig zu sein. Unter freiem Himmel arbeiteten die Handwerker, lehrten die Philosophen, sangen die Chöre, wirkten die Staatsmänner. Dies Leben im Freien war die Grundlage eines wahren Gemeindelebens in der Arbeit für den Staat wie in der Feier der Feste. Auch dem Aermsten war die Muße nicht versagt; das Beste war Allen gemeinsam; darum war ihnen auch eine das Gemeindeleben störende Ueberschätzung des häuslichen Behagens fremd, und auch in dieser Beziehung kannte man keine solche Sonderung der Stände, wie sie da eintritt, wo Alles davon abhängig ist, wie weit Jemand zufällig die Mittel in Händen hat, um alle Schwierigkeiten des Lebens für sich und die Seinen glücklich zu überwinden. Nichts aber ist, wenn wir die Geschichte des Landes im Zusammenhang mit seiner Natur ins Auge fassen, von größerem Interesse als die Wahrnehmung, wie auch die vorhandenen Mängel den Athenern zu Vortheil und Segen gediehen.

Der Mangel an reichen Ackerfluren, wie sich Thessalien, Böotien, Lakonien, Elis, Messenien derselben rühmen konnten, machte Attika zu einem verachteten Ländchen, das die nach fettem Landbesitz gierigen Stämme des Nordens bei Seite liegen ließen. Die Folge war, daß Attika unter allen Küstenlandschaften allein aus pelasgischer Urzeit sich ohne gewaltsame Unterbrechung har-

monisch hat gestalten können und in friedlicher Entwickelung allen griechischen Ländern vorangegangen ist. Die dünne Humusdecke aber war Veranlassung, daß der Boden um so sorgfältiger bestellt wurde, und der Erfolg war, daß die attischen Baum- und Gartenfrüchte schmackhafter waren als die aller anderen Länder. Damit stimmt, daß die auf trockenem Boden gezogenen Feldfrüchte auch heute noch zarter, feiner, aromatischer gefunden werden; sie werden unter den Namen »Xerikà« feilgeboten. Kein griechisches Gebirge liefert duftigere Kräuter als der Hymettos, die altberühmte Bienenweide, und selbst die Ziegen und Schafe, die auf solchen Höhen geweidet haben, werden, wenn zum Osterfest die Heerden gemustert werden, von den Kennern besonders gewürdigt.

Von dem sorgfältigen Fleiße, zu welchem die dünne Humusdecke den Athener nöthigte, zeugen an allen Abhängen die mühsam abgestuften Terrassirungen; davon zeugen auch die Urkunden alter Pachtcontracte, in denen ausdrücklich vorgesehen wird, daß die Erdlagen der Grundstücke nicht vermindert werden sollen.

Ebenso gab die Trockenheit des Bodens, die mit dem regenarmen Klima und der frühen Entwaldung des Gebirges zusammenhängt, den Athenern die Nöthigung, alle Wasseradern an und in den Berghängen sorgfältig aufzusuchen, um sie in unterirdischen Felsgängen nach dem Mittelpunkt des Landes zu führen und gleichzeitig den Wasservorrath in den Flußbetten oberhalb der Stadt nach beiden Seiten so zu vertheilen, daß kein Strich des bestellbaren Landes leer ausging. Mit wahrer Bewunderung folgt man allen Vorkehrungen, auf denen das weise System des attischen Wasserhaushalts beruht, diese bescheidenen, aber unvergänglichen Anlagen der arbeitsamen Athener, deren unterirdische und überirdische Canäle noch heute ihre heilsamen und treuen Dienste leisten.

Durch keinen Fleiß konnten die Athener ihr Land zu einem reichen Lande machen, und wenn die Vegetation auch eine große Mannigfaltigkeit zeigt, so waren die einheimischen Erzeugnisse für eine in zwei Großstädten neben einander sich ansammelnde Bevölkerung auf die Dauer doch völlig ungenügend. Darin lag der

unabweisbare Antrieb für Athen, aus seiner cantonalen Beschränkung herauszugehen, das Meer mit zu Attika zu rechnen, erst seetüchtig und dann seemächtig zu werden. Wenn nun die ausgewählteste Hafengelegenheit am Strande, wie sie keine Phantasie günstiger sich ausmalen könnte, dazu kam mit einem inselreichen Golfe, wo die Schiffe Schritt für Schritt sich von dem heimischen Strande weiter hinaus wagen konnten, wenn endlich die zum Flottenbau unentbehrlichen Mittel den Athenern durch die Silberminen von Laurion dargeboten waren, so erkennt man, in welchem Grade ihnen ihr geschichtlicher Beruf durch die natürliche Begabung des Bodens vorgezeichnet war, ebenso wie der plastische Thon vom Kerameikos und Cap Kolias und die Fülle des edelsten Marmors im Hymettos und Pentelikon den attischen Boden zu einem ausgewählten Sitze der bildenden Künste gestempelt haben.

So war Attika durch das, was es hatte und was es nicht hatte, ein Land einzig in seiner Art. Jede Gabe wollte verwerthet sein, jeder Mangel weckte die Erfindungskraft. Die Anhänglichkeit an den heimathlichen Boden, welche die Grundbedingung einer glorreichen Geschichte ist, beruht aber nicht darauf, daß ein Volk mit müheloſem Behagen dem Ueberflusse im Schoße sitzt, sondern das verbindet Volk und Land, daß lange Reihen von Geschlechtern ununterbrochen daran gearbeitet haben, alle Unbequemlichkeiten ihrer Wohnsitze zu überwinden, alle Schätze zu verwerthen, alle Mängel zu ersetzen. Je eifriger man den Spuren der Geschichte auf dem Boden und im Boden nachgeht, um so deutlicher erkennt man, daß wohl nie ein Volk in seiner Heimath so zu Hause gewesen ist, wie die Athener in Attika, und wir fühlen Alle, wie unmöglich es ist, sich die Athener anderswo ansässig zu denken. Ein Volk, das so mit seinem Lande verwachsen ist und sich dasselbe so angeeignet hat, ist auch entschlossen, sein volles Eigenthumsrecht in Anspruch zu nehmen und keinerlei fremde Hoheitsrechte anzuerkennen. Das gab ihnen den Muth, den Massen überseeischer Barbaren, denen noch keine Griechenschaar Trotz geboten hatte, am Strande von Marathon entgegenzutreten und noch bei Chaironeia für die Unabhängigkeit ihres Bodens zu bluten.

Der Besitz eines solchen Landes flößt dem Volk endlich auch ein stolzes Selbstgefühl ein, und so viel reichere Nachbarländer auch die Athener um sich sahen, so betrachteten sie ihr Ländchen mit seinen Bergen, seinem Meer und Himmel doch als ein Juwel unter allen Ländern der Erde, um das auch die Götter gehadert hätten, als einen Edelsitz, den die Göttin Athena selbst für ihre Kinder ausgesucht habe, und dieser Heimathstolz erfüllte sie mit einer zweifellosen Zuversicht und mit einem unerschütterlichen Glauben an ihren hohen Beruf. Ohne diesen Glauben wäre Athen nimmer zu dem geworden, was es uns heute noch ist.

Man bildet sich wohl ein, daß an hervorragenden Plätzen der Geschichte ein gewisser Segen hafte, dessen Wirkung nicht ausbleiben könne, und deshalb hat man es bei Errichtung des neuen Griechenlands für eine Art Pflicht gehalten, die alten Städte wiederum zu Mittelpunkten der Geschichte zu machen, wie wenn man versprengte Truppen um alte Fahnen sammelt.

Ein solcher Cultus geweihter Stätten beruht auf Täuschung und kann leicht zu dem gefährlichen Irrthum verleiten, als wenn man geschichtlichen Ruhm durch Tradition des Namens erhalten könne, demselben Irrthum, durch welchen so viele Enkel erlauchter Geschlechter hinter den Wappenthoren ihrer Ahnen verkommen sind.

Der Boden macht die Geschichte nicht, so wenig wie er im Stande ist, den Verfall eines Volkslebens zu verhindern. Der Keim, dem das Leben entsprießt, ist die sittliche Kraft, der Sinn für die höchsten Lebensziele, der Muth, sie entschlossen zu verfolgen.

Nur die rastlose Energie eines reich begabten Menschengeschlechts hat Attika zum Schauplatz einer solchen Geschichte gemacht. Ist diese Kraft lebendig, so tritt jede Gunst der Oertlichkeit in volle Wirksamkeit und auch die Mängel werden zum Segen; fehlt sie, so werden auch die Vorzüge ins Gegentheil verkehrt. Unter dem Sonnenhimmel von Athen hat Jahrhunderte lang die wüsteste Barbarei geherrscht und ein träges Dahinleben, wie es sich dort entwickelt, wo dem Einflusse eines levantinischen Klimas keine selbständige Kraft entgegentritt.

Athen zeigt uns also an einem hervorragenden Beispiel, wie Alles davon abhängt, daß das rechte Volk an die rechte Stelle

komme, damit die normale Entwickelung voll und glücklich gedeihe, wie jede Pflanze eine besondere Beschaffenheit von Luft und Erde verlangt, damit das, was sie sein soll, zu voller Wahrheit werde.

Das ist das geheimnißvolle Verhältniß zwischen dem Materiellen und dem Geistigen in der Geschichte; ein Verhältniß, das allerdings nicht nach unabänderlichen Gesetzen geordnet ist. Es hat auch seine Geschichte. Rohe Naturvölker leben ganz unter dem Bann der natürlichen Bestimmungen. Mit dem Fortschritt menschlicher Erfindung und Erfahrung werden sie mehr und mehr zurückgedrängt. Die Geschichte des Alterthums hat nun den eigenthümlichen Reiz, daß sie uns eine voll, frei und reich entwickelte Cultur vor Augen stellt, welche die Bande nicht abgestreift hat, die sie mit der Außenwelt verbindet. Hier hat sich bei aller Selbständigkeit des geistigen Lebens eine wirkungsvolle Wechselbeziehung erhalten, so daß das Geistige und das Körperliche gleichsam organisch verbunden wie Leib und Seele zu einander gehören. Suchen wir für diese harmonische Wechselwirkung, wie ich sie an den Athenern und Attika nachzuweisen versucht habe, nach einem bezeichnenden Ausdruck, so möchte ich am Leibniz-Tage wagen, sie eine prästabilirte Harmonie zu nennen, ein Verhältniß, dessen Erforschung den Naturforscher wie den Historiker in gleichem Maße in Anspruch nimmt.

IV.

Das Priesterthum bei den Hellenen.

Wenn an Festtagen, wie dem heutigen, nach akademischem Brauch der Philologie das Wort gegeben wird, so liegt ihm der Gedanke zu Grunde, daß die fernen Zeiten, in denen sie zu Hause ist, uns in gewissem Sinne die nächsten sind, daß das classische Alterthum uns Allen eine geistige Heimath ist, in die wir aus den verschiedensten Berufskreisen immer gern zurückkehren, wo Jeder, ohne lange zu suchen, etwas findet, was sein Auge erfreut, seine Phantasie anregt, sein Gemüth erfrischt. Dies gilt vorzugsweise vom griechischen Alterthum. Denn was in Kunst und Wissenschaft, in Religion und Staatsleben von den Griechen geschaffen ist, trägt einerseits ein so volksthümliches Gepräge, daß es, wo es sich auch finden mag, sofort als ihr Eigenthum erkannt wird; andererseits geht durch dies nationale Leben ein Zug des Natürlichen und allgemein Menschlichen hindurch. Es ist freier von den conventionellen Formen, welche das Leben anderer Völker beherrschen. Innerhalb der freigeborenen Bevölkerung verschwinden die Unterschiede der Stände und verschiedenen Berufsclassen, der Gegensatz von Beamten und Nichtbeamten, von Krieger- und Bürgerstand, von Geistlichen und Weltlichen, von Gelehrten und Ungelehrten, von Kunst und Handwerk. Alle einzelnen Richtungen menschlicher Thätigkeit sind vorhanden und voll entwickelt, aber die Unterschiede treten zurück in dem Streben nach gemeinsamen Zielen, nach allgemeiner

Bildung, nach Entfaltung aller dem Menschen angeborenen Fähigkeiten. Das ist der Geist der Freiheit, der uns aus dem griechischen Alterthum so wohlthuend anhaucht, der Geist der Humanität, den wir in diesen Räumen ehren und pflegen.

Es wäre aber eine Täuschung, wenn wir glaubten, daß dieser Geist von Anfang an im Volke herrschend gewesen wäre. Wir lernen alle Tage mehr das geistige Leben der Griechen als ein werdendes begreifen. Wir erkennen immer deutlicher, wie sie, vom Morgenlande sich ablösend, stufenweise ihre Eigenart ausgebildet haben, wie sie erst allmählich zu Hellenen geworden und dann nach einer wunderbar reichen Entfaltung, nach einem beispiellosen Aufgebot aller Kräfte ermattet zurückgesunken sind, um das Ergebniß ihrer Volksarbeit den nachgeborenen Völkern als Erbe zu übergeben.

Es wird zum Verständniß dieser Entwickelung beitragen, wenn ich die Stellung eines für die Cultur der alten Welt besonders wichtigen Standes, des priesterlichen, im Verlauf der griechischen Volksgeschichte anzudeuten versuche.

Wenn eine Volksgemeinde sich bilden und Geschichte beginnen soll, bedarf es eines Platzes, wo der Keim des beginnenden Lebens ruhig ansetzen kann, einer Stätte, die inmitten des wüsten Menschenwogens einen besonderen Schutz und Frieden hat. Das sind die Stätten, wo man im Rauschen von Waldbäumen bei frischen Bergquellen der Gottheit Gegenwart zu spüren glaubte, wo die Nachbarstämme zuerst waffenlos zusammenkamen und als Festgenossen sich den ferner Wohnenden gegenüber als eine Gemeinschaft fühlen lernten.

Das waren jene volkeinigenden Altäre, die jetzt in Dodona wieder zu Tage kommen, die Altäre des Zeus und seiner Priester. Dieselben waren in den Thalgründen des Binnenlandes die ersten Sammler des Volks, die Pfleger des ältesten Volksthums. Man setzte selbst den Ursprung des hellenischen Volksnamens mit ihnen in Verbindung.

Auch der Verkehr mit dem Auslande knüpfte sich an Altäre des Zeus. Die Phönicier stellten ihn ihrem Gotte, dem Baal, gleich; deshalb wurde Zeus Epikoinios, d. h. der „Gemeinsame",

an den Küstenplätzen verehrt, wo ein friedlicher Waarenaustausch mit den syrischen Gestaden eröffnet wurde, und seine Priester waren hier die Begründer des Völkerverkehrs. Der Name Salamis bezeichnet die ersten durch Uebereinkunft geheiligten Friedensstätten an dem der wilden Raubluft schutzlos preisgegebenen Meere.

Das waren die Fäden, die von Sidon und dann von Tyros ausgingen, um das europäische Hellas in den Weltverkehr hereinzuziehen. Bald vervielfältigten sich diese Beziehungen, als die anderen Völkerschaften den Phöniciern die Seefahrt abgelernt hatten. Die Küsten des Archipelagus, welche mehr als irgend ein anderes Gegengestade auf ununterbrochene Wechselwirkung angewiesen sind, werden der Schauplatz einer gemeinsamen Geschichte, und was in Vorderasien an Cultur gereift ist, wird durch Stämme, die den Griechen verwandt waren, auf den jungfräulichen Boden von Hellas getragen. Wann und wie dies geschehen sei, bleibt eins der schwierigsten Probleme unserer Wissenschaft, und die orientalische Frage ist auch für die alte Geschichte eine brennende.

So viel aber ist gewiß, daß aus dem Vorlande des Orients, aus Syrien und Kleinasien, wo arische Stämme mit den zur Ausbildung mächtiger, das Gemüth ergreifender Religionen geschaffenen Semiten zusammen wohnten, eine Reihe von Gottesdiensten nach und nach in Hellas eingebürgert sind, von priesterlichen Geschlechtern übertragen, welche aus dem Gebiete älterer Culturländer Erfindungen, Kenntnisse und Künste mannigfaltiger Art mitbrachten.

Wir erkennen eine Reihe zuwandernder Gottheiten, eine Stufenfolge fortschreitender Entwickelungen, gleichsam die Schöpfungstage des griechischen Polytheismus, bis zum Auftreten des Apollo, bei dem wir die priesterlichen Missionen, die ihn herübergeführt, nach alten Ueberlieferungen und topographischen Spuren am deutlichsten nachweisen können, zugleich aber die Veränderungen, die mit allem nach Griechenland Uebertragenen vor sich gegangen sind, und den durchgreifenden Unterschied zwischen orientalischem und hellenischem Priesterthum.

Die jenseitigen Priesterstaaten, wie sie in Cypern, Phrygien, Kappadocien, Lydien, Jonien vorkommen, sind aus Heiligthümern erwachsen, die an Kreuzpunkten des Völkerverkehrs lagen. Es waren Heiligthümer, in denen man die Naturkraft verehrte, welche die Schöpfung mit Leben durchdringt, unter dem Vorstand erblicher Geschlechter, denen das Volk willenlos gehorcht wie die Natur den unsichtbaren Mächten, deren Vertreter sie sind. Diese Geschlechter sind entweder königliche Dynastieen, wie die Teukriden in Olbe, oder es steht neben der weltlichen Dynastie eine geistliche, wie in Komana, oder die Priester herrschen allein, den Zins erhebend von dem der Gottheit gehörigen Lande, von einem stehenden Heere umgeben, dessen Normalbestand bei den kleineren Priesterstaaten 3000 Bewaffnete, bei den größeren das Doppelte betrug. So fest normirt waren hier alle Einrichtungen.

Auch den Griechen ist der Gedanke nicht fremd, daß die Gottheit, welche die Natur nach unwandelbaren Gesetzen beherrscht, auch die Menschenwelt regieren müsse, und daß ihr Wille, der Menge verborgen, nur auserwählten Geschlechtern offenbar sei. Kastenartige Gliederung der Bevölkerung finden wir selbst auf attischem Boden, aber es sind nur Nachklänge jenseitiger Zustände, Namen, die wie ein alter Hausrath mitgeführt werden, und während die kleinasiatischen Priesterstaaten wie Versteinerungen aus uralter Zeit bis in die Römerherrschaft fortbestanden, wird diesseit des Meeres Alles umgestaltet. Die Naturkraft wird ein persönliches Wesen, die Weltmacht eine Gemeindegottheit. Den menschlich gedachten Göttern treten die Menschen als Personen gegenüber, und anstatt des orientalischen Eunuchendienstes verlangt griechische Sitte, daß nur vollkräftige, tadellose Menschengestalten den Opferdienst verwalten.

Damit ist aber die Idee der Theokratie nicht erloschen; sie wird vielmehr, neugeboren, eine wahre Segensquelle für das hellenische Volk; denn die Hellenen wären in lauter Einzelstaaten zerfallen, wenn nicht die Priester des Apollo das in Dodona begonnene Werk wieder aufgenommen hätten. Sie schlossen sich an den Dienst des Zeus, als dessen Propheten sie ihren Gott

einführten, aufs engste an, und während die anderen Götter, Poseidon, Artemis, Hera, Athena, Hermes, lauter Particularisten waren, vertrat der jüngste, Apollo, das Volksbewußtsein, das in dem veralteten Zeusdienst einen unvollkommenen Ausdruck hatte. Mit überlegener Bildung ausgerüstet, wurden die Träger des Apollocultus die Einiger der Nation. Westgriechenland, das dodonäische, blieb zurück; auf der Morgenseite begann ein neues Leben. In Thessalien am Olymp, wo der erste Lorbeer gepflanzt war, wurde der Kreis der nationalen Götter festgestellt, kein Erzeugniß des religiösen Bewußtseins, sondern die Frucht nationaler Verständigung über einen Kanon gegenseitig anzuerkennender Götter und Götterfeste, das Abbild und Symbol eines Vereins von zwölf Stämmen, welche sich dadurch als friedlich vereinte Bruderstämme bekannten. Vom Nordrande des neugeschaffenen Vaterlandes wurde der Sitz des Stammvereins in das Herz desselben verlegt und zwischen lauter Einzelherden von Städten und Cantonen in Delphi der Gemeinherd von Hellas gegründet.

Wenn man in der Wildniß des Parnasses die Ruine des Tempels liegen sieht und überdenkt, wie von diesem versteckten Bergwinkel aus die Wanderungen geleitet, die Lebensordnungen des Volks geregelt, die Verfassungen gegründet und die Schiffe ausgesandt sind, welche nach Italien und Afrika hellenische Gesittung trugen, so muß man mit immer neuem Staunen bekennen, daß die Geschichte Delphis eines der denkwürdigsten Blätter der Menschengeschichte ist.

Welch eine Fülle geistiger Kraft muß in diesem Kreise priesterlicher Geschlechter vereinigt gewesen sein, welche inmitten eines Volks von so wachem Geiste und angeborenem Hange zur Unabhängigkeit hier so viele Menschenalter hindurch in so wirksamem Zusammenhange thätig waren! Welch eine schulmäßige Tradition gehörte dazu, daß bei dieser gesetzgebenden Wirksamkeit niemals die Namen einzelner Persönlichkeiten auftauchen! Wie hinter einem Vorhange waltet die verborgene Macht und immer in gleicher Weise tönen die Sprüche der Pythia.

Wenn dies an orientalischen Kastengeist erinnert, so ist der Unterschied doch unendlich größer. Denn die Macht, die von

Delphi ausgeht, beruht auf ununterbrochenem Fortschritt, auf tiefem Verständniß des hellenischen Volkscharakters, auf Verwerthung aller Mittel geistiger Bildung. Die Prophetie ist der Priesterschaft dienstbar gemacht, aber die griechische Mantik bleibt doch eine freie Kunst und es herrscht kein Zwang, durch Vermittelung eines bevorzugten Standes den Göttern zu nahen. Es herrscht kein künstliches System der Himmelsbeobachtung und Thierschau, keine in starren Formen ausgeprägte Tempellehre. Eine Theokratie ist vorhanden, aber keine Hierarchie; denn in Griechenland verwandelte sich wie nach einem Naturgesetze alles Herrschen in Vorangehen und Führen, alle Despotie in Hegemonie. Hier ist kein Druck, der auf dem Volke lastet, unter dem die Kunst, wie bei Aegyptern und Etruskern, in hieratischen Formen erstarrte. Musik und Poesie entfalten sich unter dem Musageten Apollo. Dichter und Weise werden herangezogen, und in der väterlichen Religion wird anstatt des äußeren Ceremoniels der ethische Kern zur Geltung gebracht, die Forderung ernster Selbstthätigkeit und einer lauteren Gesinnung. Das „Erkenne dich selbst" stand über der Pforte des Tempels, dem der von Selbstsucht Getriebene zu seinem eigenen Schaden naht:

Nur wer rein ist, betrete die Schwelle des duftenden Tempels,
Niemand aber ist rein außer wer Heiliges denkt.

Delphi erscheint uns wie ein unbewegter Punkt inmitten der unstäten Griechenwelt. Und doch sind auch hier große Veränderungen vorgegangen, selbst in den allernächsten Beziehungen des Orakels. Die Priesterschaft ist auch hier einmal eine selbständige Macht gewesen neben den weltlichen Staaten, selbstherrlich das Land besitzend und zehntend, wahrscheinlich auch wie diese über eigene Milizen verfügend. Im homerischen Hymnos redet Apollo seine Priester an, wie sie in dem öden Lande, wohin er sie geführt habe, verzagt dastehen; er schilt ihren Kleinmuth, er verheißt ihnen Ueberfluß des Lebens und warnt nur vor Uebermuth, denn der würde sie unter die Botmäßigkeit fremder Männer bringen. Daraus schließen wir, daß in Folge von Kämpfen, deren Andenken verschollen ist, die Priesterschaft gezwungen war, ihre weltliche Herrschaft an den

Bundesrath der Amphiktyonen abzugeben. Ihr Einfluß blieb aber maßgebend, denn die Macht des Orakels, deren Erhaltung die Aufgabe und das Interesse der umwohnenden Stämme war, konnte keinen anderen Händen anvertraut werden.

Die unmittelbaren Nachbarn waren Bergcantone, von Hirten und Bauern bewohnt, die in patriarchalischen Zuständen Jahrhunderte lang verharrten. Solche Zustände zu erhalten, war das Ziel der Priesterpolitik, wie wir es auch in Kleinasien finden, und deshalb wurde den Niederlassungen, die von Delphi ausgingen, zur Pflicht gemacht, sich in offenen Weilern anzusiedeln. Mit der Zusammensiedelung in ummauerten Plätzen wurde der priesterliche Einfluß aller Orten zurückgedrängt, und je mehr die griechische Geschichte Stadtgeschichte wurde, mehrten sich die feindlichen Berührungen zwischen Delphi und den hellenischen Staaten.

Ein Wendepunkt war der Anfang des siebenten Jahrhunderts. Denn mit den königlich regierten Staaten konnte Delphi sich verständigen und eben so mit den Aristokratieen, mit denen es dieselben Grundsätze erblicher Standesrechte vertrat. Als aber durch einen Umschwung aller geselligen Verhältnisse die Herrschaften der Tyrannen aufkamen, war eine offene Fehde unvermeidlich, welche die delphische Macht erschütterte, und doch geben die Maßregeln, welche die Gewaltherren ergriffen, so wie die Waffen, die sie anwandten, ein neues Zeugniß von der einflußreichen Stellung der Priesterschaften in der griechischen Welt.

Die aus der Revolution hervorgegangenen Herrschaften hatten alle das Bestreben, diesen Ursprung vergessen zu machen und von nationalen Autoritäten Anerkennung zu erlangen. Dazu bedurften sie der angesehenen Priesterschaften und warben mit Aufwand aller Mittel um ihre Gunst, obwohl sie sich in ihrer eigenen Staatsverwaltung zu den feindseligsten Maßregeln gezwungen sahen. Denn die Macht der Tyrannen beruhte ja auf Söldnern und deshalb bedurften sie eines Schatzes. Schätze hatten aber damals nur die Tempelorte, theils aus freiwilligen Huldigungen, theils aus Pflichtabgaben, die auf dem Grundsatz beruhten, daß der Boden, wo die Gottheit Wohnung gemacht, ihr Eigenthum sei und ihr der Zins von jeder Nutzung gebühre.

Aus dieser theokratischen Idee ist der Zehnte hervorgegangen, welcher, wie es scheint, durch die Phönicier an den Küsten des Mittelmeeres eingeführt ist; in Griechenland aber war er so eingebürgert, daß bei den wichtigeren Heiligthümern, deren Einrichtungen wir kennen, nicht nur Aecker, Weinberge, Triften, Bergwerke so wie Handelsgewinn und Kriegsbeute, sondern die Bürgerschaften selbst der Gottheit gezehntet wurden. Wenn nun die Tyrannen ihrerseits den Zehnten erhoben, so eigneten sie sich eine auf Tempelgebiet gereifte Einrichtung an; die Priester, welche die gesammte Geldwirthschaft in Griechenland begründet haben, wurden wider Willen die Lehrer der Finanzpolitik und sahen ihr sorgfältig durchgebildetes Steuersystem zu ihrem eigenen Schaden auf das staatliche Gebiet übertragen. Im Einzelnen war der Hergang sehr verschiedenartig, im Allgemeinen aber kam es dahin, daß die Priester durch feste Einnahmen entschädigt, die Tempelcassen aber nach und nach unter städtische Verwaltung gestellt wurden. Die griechische Münze so wie die ganze Einrichtung der athenischen Finanzwirthschaft hat den priesterlichen Ursprung nie verleugnet.

Sehen wir auf den äußeren Gang der Begebenheiten, so war die Priesterschaft von Delphi siegreich, ihre Feinde fielen nach kurzem Glanze einer nach dem andern, und doch ging sie wesentlich geschwächt aus diesem Kampfe hervor; denn die Einzelstaaten hatten sich mehr und mehr jeder Oberleitung entzogen und die städtischen Priesterschaften waren mit den Interessen ihrer Stadtgemeinden immer mehr verwachsen. Das Schlimmste aber war, daß Delphi selbst in eine schwankende Stellung gerathen war. Es hatte die glänzenden Huldigungen, welche ihm von den aus dem Umsturz des Bestehenden hervorgegangenen Gewaltherrschaften dargebracht waren, nicht zurückgewiesen, und als es endlich mit voller Energie gegen die Pisistratiden vorging, war es dazu durch die Freigebigkeit der Alkmäoniden, der Feinde des Tyrannenhauses, veranlaßt. Es stand also nicht mehr über den Parteien; es war in den Kampf derselben hereingezogen, und nach eigennützigen Motiven wechselte der pythische Gott seine Politik.

Nun kam eine neue Entscheidung, der Freiheitskrieg. Wenn die Priesterschaft, welche das Volk gesammelt, seine Einheit geschaffen, seine Sitte gebildet, seine Staaten geordnet hatte, jetzt den Mittelpunkt bildete, um welchen sich die Stämme schaarten, so konnte sie eine neue Bedeutung erringen. Eben war der Tempel des Gottes prachtvoll erneuert und die Beisteuer, welche die Priester aus allen Ländern, wo Hellenen wohnten, bis ins Nilthal hinauf, zusammengebracht hatten, zeigte, welch ein Zusammenhang noch vorhanden war.

Aber die Priesterschaft war weit entfernt, die Volksbewegung zu fördern und zu leiten. Ihr war der Freiheitsdrang auch in seiner edelsten Form eine unheimliche Macht. Sie hatte ihre reichsten Gaben von den Königen Phrygiens, Lydiens und Aegyptens; ihrem Interesse war es also völlig zuwider, den Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren zu verschärfen. Sie fühlte sich als Weltmacht und wollte den friedlichen Zusammenhang der Mittelmeerstaaten nicht gestört sehen. Sie war also mit dem ganzen Anhang der benachbarten Kleinstaaten antinational gestimmt, und die Rettung der hellenischen Unabhängigkeit kam trotz Delphi zu Stande.

Damit hatte es seinen ferneren Antheil an der von ihm begründeten Volksgeschichte verwirkt und war fortan nur noch eine Reliquie der Vorzeit. In Sparta blieben noch die Beamten, deren Aufgabe es war, den Staat im Einklange mit dem Orakel zu erhalten. Die Athener hatten ihre zehn Stämme noch von Delphi bestätigen lassen und fuhren fort, die Aemter, welche über heiliges Recht Auskunft ertheilten, von der delphischen Priesterschaft besetzen zu lassen. Aber diese öffentlichen Beziehungen wurden zu leeren Formen.

Dagegen blieben die menschlichen und persönlichen Beziehungen in voller Kraft, denn hier war Delphi durch nichts zu ersetzen. Ja, es ist ergreifend zu sehen, mit welcher Treue die Hellenen ihrem Apollo anhingen. Die Besten des Volkes waren apollinische Naturen und wandelten in dem Lichte, das von seinem heiligen Sitz ausstrahlte. Die Geschichtschreibung entwickelte sich daran, der Weisheit des Gottes in den Schick-

salen der Staaten nachzugehen, und die Dichter zeigten, wie von dem Verständniß seiner Sprüche Glück und Unglück der alten Geschlechter abhängig gewesen sei. Ja, als die Philosophie von der Betrachtung des Weltganzen in das Bewußtsein des Menschen einkehrte, knüpfte sie unmittelbar an delphische Priesterlehre an. Denn hier allein war die Möglichkeit gegeben, ohne Bruch mit der volksthümlichen Ueberlieferung aus dem Gewirre bunter Fabeln zu sittlichen Gedanken von unbedingter Gültigkeit hindurch zu dringen. Sokrates verlangte nur, daß man mit dem alten Spruche der Tempelpforte Ernst mache, und für Plato gab es im Verfalle des hellenischen Volkslebens nichts, was er mit gleicher Ehrerbietung anschaute, wie den Sitz des delphischen Gottes. So haben gerade die Athener, die sich jeder Bevormundung am frühesten entzogen, das Gute, das in Delphi, und nur in Delphi, zu finden war, mit feinem Sinne zu würdigen gewußt, und während Sparta in pedantischem Festhalten an den veralteten Formen priesterlicher Bevormundung erstarrte, wurde Athen durch Vereinigung, Pflege und Fortbildung aller fruchtbaren Keime des nationalen Lebens die wahre Nachfolgerin von Delphi, die neue Metropolis von Hellas.

Auch im innern Staatsleben hat bei den Athenern trotz ihrer alle Standesunterschiede ausgleichenden Demokratie das Priesterthum seine Bedeutung nicht eingebüßt; denn durch die Geschlechter, welche den Dienst der Athena und des Poseidon so wie der eleusinischen Gottheiten nach altem Herkommen pflegten, blieb die Bürgerschaft mit der Vergangenheit im Zusammenhange. Jahr aus Jahr ein wurde die marathonische Siegesfeier im Tempel von Agrai gehalten, und keine Stadt war der stetigen und beruhigenden Elemente mehr bedürftig als Athen. Aller Aufklärung ungeachtet erschienen die verschiedenen Priesterthümer unentbehrlich, um die Fäden zu erhalten, durch welche die Stadt mit den unsichtbaren Mächten verbunden war, damit keine Gottheit wegen Verabsäumung eines Opferdienstes ihr Antlitz abwende. Priesterliches und Weltliches war nicht geschieden. Aus alten Priestergeschlechtern sind Staatsmänner hervorgegangen, welche durch hohen Sinn und reine Vaterlands-

liebe die Ersten ihres Volkes waren, wie Perikles und Lykurgos, des Lykophron Sohn. Die geistlichen Würden erhielten sich bis in die späte Kaiserzeit, und als am heutigen Tage vor 16 Jahren am Fuße der Akropolis das Dionysostheater aus tausendjährigem Schutte wieder auftauchte, sahen wir in dichtem Halbkreise die Marmorsessel vor uns stehen, wo neben den obersten Beamten der Stadt die gesammte Priesterschaft ihre Ehrensitze hatte. Ihre Versammlung war der Feierschmuck der Gemeinde, die sichtbare Vertretung der Gottheiten, unter deren Schutz die Stadt Athen groß geworden war.

Aber sie herrschten nicht mehr allein. So wie das öffentliche Leben verfiel, verlor der Cultus seine innere Bedeutung und das Vertrauen erlosch. Wenige wußten aus der Ueberlieferung den Kern des Echten festzuhalten. Die sophistische Aufklärung befriedigte nicht. Die Einen verhöhnten die väterlichen Bräuche, wie Alkibiades und Genossen, während die Anderen, von innerer Angst getrieben, nach Neuem und Fremdem suchten. Es geschah, was Plato wiederholt als eine schwere Gefährdung des Staatslebens bezeichnete, daß sich geschlossene Kreise bildeten, in denen man Privatculte pflegte. Wandernde Zeichendeuter und Wunderthäter gewannen Anhang. Von Neuem kamen aus dem Morgenlande, von Priestern getragen, die phrygischen, syrischen, ägyptischen Religionen herüber mit morgenländischem Kastengeist, mit morgenländischem Fanatismus und allen Greueln einer zugleich geistlichen und sinnlichen Aufregung. Allen gemeinsam war die unpersönliche Idee eines Natur- und Menschenwelt despotisch beherrschenden Schicksals. Unter den Bann dieses orientalischen Pantheismus versank die griechische Welt, während der Polytheismus in leerem Ceremoniell sein Dasein fristete, bis am Altare des Unbekannten in Athen ein neuer Gottesdienst entstand, der das durch ernsten Wahrheitsdrang Gefundene in höherem Licht verklärte.

Wenn wir nach der Dauer politischer Größe die Bedeutung einer Volksgeschichte schätzen wollten, so wäre die der Hellenen eine der am wenigsten beachtenswerthen, denn welch eine Spanne Zeit ist es von Marathon bis Chäronea! Das hellenische Volk

gleicht jenen Gewächſen, welche nach langem, unſcheinbarem Werden ſich für einen Tag in wunderbarer Herrlichkeit entfalten; es iſt, wie ſein älteſter Held Achilleus, nach kurzem Jugendglanz vom Schauplatz der Thaten abgetreten.

Sein eng umgrenztes Leben iſt aber in ſich ſo reich, daß wir nicht müde werden, es anzuſchauen, zu durchdenken und zu genießen. Dieſe innere Verbindung von Genuß und Anſtrengung, von ſelbſtverleugnender Arbeit und freudiger Befriedigung iſt es ja, was dem Beruf des akademiſchen Lehrers ſeine beſondere Weihe giebt, und wie können wir das Geburtsfeſt unſeres Königs würdiger feiern, als wenn wir ein öffentliches Zeugniß davon ablegen, daß wir unſeres hohen Berufs von Herzen froh ſind und auch unſere Feſte nicht beſſer zu feiern wiſſen, als indem wir den Garten wiſſenſchaftlicher Erkenntniß gemeinſam durchwandern und das in ſtiller Forſchung Gewonnene in freierem Umblick überſchauen.

V.

Die griechische Götterlehre vom geschichtlichen Standpunkt.

Der griechische Götterkreis pflegt in den Lehrbüchern der Mythologie als ein fertiges System behandelt zu werden, und die festen Umrisse, in denen uns die Gestalten der Olympier von Jugend auf bekannt sind, verleiten leicht zu der Vorstellung, als wenn dieselben so von Anfang an neben einander bestanden hätten. Das Götterwesen der Alten ist aber eben so gut wie ihr Staat und ihre Kunst ein geschichtlich Gewordenes und läßt sich nur als ein Werdendes begreifen. Vom Staatswesen ist dies längst anerkannt, und die Staats- und Rechtsalterthümer haben in demselben Maße an wissenschaftlichem Leben gewonnen, wie sie mehr und mehr Verfassungsgeschichte geworden sind. Die Archäologie der Kunst ist als Kunstgeschichte zu neuem Leben erwacht und wo es, wie bei der Architektur, bisher nur gelungen ist, die Formen und Gesetze des von den Hellenen geschaffenen Organismus zu verstehen, ohne daß wir zu erkennen vermögen, wo und wie derselbe entstanden ist, quält uns diese Unklarheit wie ein Problem, auf dessen Lösung wir nicht verzichten können. Die topographische Kenntniß der Städte des Alterthums gewinnt erst dann rechtes Interesse, wenn wir uns nicht damit begnügen, das Nebeneinander der Tempel, Märkte und öffentlichen Gebäude nachzuweisen, sondern zu verstehen suchen, wie diese Gruppen entstanden sind und wie sich die Bürger auf ihrem Stadtboden

den wechselnden Verfassungszuständen gemäß nach und nach eingerichtet haben.

Auch die Sprache, welche doch von Allem, was aus dem Geiste eines Volks hervorgegangen ist, als das am festesten Gefügte und in seinen Gesetzen Unveränderlichste betrachtet werden kann, hat man mehr und mehr als eine sich entwickelnde, d. h. in ihrer Ablösung vom Stamm der verwandten Sprachen, im Fortschritt ihrer volksthümlichen Ausbildung, in ihrer mundartlichen Spaltung, in der Umgestaltung ihrer Satzfügung und ganzen Ausdrucksweise auffassen gelernt.

So ist es auf allen Gebieten eine Epoche gewesen, daß man die Schöpfungen des antiken Geistes aus der systematischen Anschauung und dogmatischen Behandlung in geschichtlichen Fluß gebracht hat.

Auch in der Mythologie ist dieser Zug der Wissenschaft zur Geltung gekommen und zwar in doppelter Hinsicht. Otfried Müllers Verdienst ist es, die griechischen Stämme als Träger gewisser Gottesdienste nachgewiesen und dadurch zwischen Volksgeschichte und Mythologie eine fruchtbare Verbindung hergestellt zu haben. Dadurch ist der hellenischen Götterwelt ein neues Interesse abgewonnen und eine vielseitige noch immer fortwirkende Anregung gegeben. Das nächste Resultat war aber eine zu große Zersplitterung des geistigen Volksbesitzes und die unbillige Bevorzugung eines Stammes auf Kosten der andern.

Welcker, der tiefste Denker unter denen, die in neuester Zeit eine griechische Götterlehre geschrieben haben, hat sich von solcher Einseitigkeit fern gehalten. Er hat den Volksglauben der Hellenen immer als ein Ganzes im Auge behalten; er hat auch in dem überlieferten Göttersystem den Proceß des Werdens nicht verkannt; er unterscheidet alte und neue Götter, er redet von einer entscheidenden Periode des neuen Götterwachsthums, von einem Entsprießen des heiligen Göttergeschlechts. Diese geschichtlichen Gesichtspunkte sind dem trefflichen Forscher aber nur wie Ahnungen aufgestiegen, ihre Durchführung ist nirgends ernstlich in Angriff genommen. Er hatte auch noch zuviel von jener Eifersucht, mit welcher die älteren Humanisten die Autochthonie der griechischen

Göttergestalten hüten zu müssen glaubten, um mit voller Unbefangenheit die Culturgeschichte der Mittelmeervölker zu betrachten. Auch nach ihm ist man im Wesentlichen bei einer systematisch beschreibenden Behandlung stehen geblieben, obgleich man sich doch bei tieferem Nachdenken sagen mußte, daß man den fertigen Götterkreis zu begreifen außer Stande sei, wenn man sich nicht darüber klar werde, wie derselbe entstanden sei und ob die verschiedenen Bewohner des Olymps von Anfang an gleich berechtigt neben einander gestanden haben oder nicht.

Deshalb kann man sich auch nicht bei der Methode beruhigen, welche mit umfassender Gelehrsamkeit von Eduard Gerhard durchgeführt worden ist, der vorwiegend statistischen Methode, der Nachweisung aller in Cultus und Bild ausgeprägten Formen des griechischen Götterglaubens. Denn auch er stellt sich von vorn herein auf den „festen Boden der griechischen Mythologie" und knüpft erst an den Schluß seiner Göttersysteme eine Reihe „mythologischer Parallelen", einen inhaltreichen Ausblick in die Mythologien der nichtgriechischen Nachbarvölker, indem er die verwandten Vorstellungen zusammenstellt. Wie aber Eins mit dem Anderen zusammenhänge, wie sich die Analogien gebildet haben und wie sie geschichtlich zu begreifen seien, das bleibt im Dunkeln.

Die vergleichende Methode kann überhaupt dem geschichtlichen Bedürfnisse, dem vollberechtigten und unabweisbaren, nicht genügen, weil sie die Vorstellungen der griechischen Mythologie als etwas Gegebenes voraussetzt. Sie ist in ihrem vollen Recht, wenn sie ein gemeinsames Erbtheil religiöser Ideen bei allen Gliedern der arischen Völkergeschichte annimmt, es ist ihr unbestrittenes Verdienst, die älteste Urkunde des arischen Völkerglaubens zur Vergleichung herangezogen und dadurch die ganze Entwickelung des religiösen Bewußtseins wesentlich aufgehellt zu haben. Die Mängel der Methode liegen aber darin, daß die Einwirkungen unterschätzt werden, welche das hellenische Volk erfahren hat, seit es, von seinen arischen Stammbrüdern gelöst, in den Kreis der Mittelmeervölker eingetreten ist, und daß man den religiösen Vorstellungen eine ähnliche Kraft des Be-

harrens und der Abwehr des Fremdartigen zutraut wie der Sprache.

Freilich hat jedes kräftige und gesunde Volk auch einen angeborenen Trieb den angestammten Volksglauben rein zu erhalten und wir haben das deutlichste Beispiel davon an dem Stamme der Kaunier im südlichen Kleinasien, von denen Herodot erzählt (I, 172), daß die Männer der Gemeinde den Gebrauch hätten, an bestimmten Tagen lanzenschwingend umher zu ziehen, indem sie vorgaben, die ausländischen Götter, welche eingedrungen waren, wieder über die Grenzen ihres Landes hinauszutreiben.

In der Regel ist es aber den Völkern nicht möglich gewesen, sich des Einflusses fremder Religionen zu erwehren, und diejenigen Gottesdienste sind immer am gefährlichsten gewesen, welche durch Bilderdienst und äußern Pomp die Augen bestachen, durch üppigen Dienst den sinnlichen Trieben schmeichelten und von solchen Völkern angeboten wurden, welche im Besitz einer reicher entfalteten Cultur waren. Von der ansteckenden Kraft ausländischer Götzendienste zeugt die gesammte Culturgeschichte des Alterthums, die Geschichte der Juden, Perser, Griechen und Italiker.

Ein besonders deutliches und lehrreiches Beispiel giebt der persische Aurumazdadienst, dessen Reinheit durch alle Mittel eines monarchischen Staatssystems verbürgt war. In allen Urkunden der Darius und Xerxes ward Aurumazda als der alleinige Volks- und Reichsgott angerufen. Inzwischen hatte sich neben ihm allmählich eine weibliche Gottheit eingebürgert, eine Göttin, deren Dienst die Perser von ihren semitischen Nachbarn, den Assyriern, zugelernt hatten, wie Herodot sagt (I, 131), die Anahit oder Urania. Ihr Dienst hatte als ein Haus- und Familiencultus lange bestanden, als Artaxerxes Mnemon ihn von Staats wegen einführte. In seinen Urkunden tritt die Göttin zuerst auf und Berosos bezeugt, daß er der Anaïtis in Susa, Babylon und Ekbatana Bildsäulen errichtet und ihre Verehrung in Persien, Baktrien und Lydien eingeführt habe.*)

*) Fragmenta Historicorum Graecorum II. p. 509.

Das war der offizielle Uebergang aus dem iranischen Aurumazdadienst zu dem semitischen Bilderdienste, die gesetzliche Anerkennung der babylonischen Göttin als einer Staatsgottheit des Perserreichs.

Die Importation semitischer Götterdienste auf den Boden des arischen Volksthums, welche hier in historischer Zeit vor sich gegangen und urkundlich bezeugt ist, hat bei den andern Völkern, und namentlich bei den Griechen in vorhistorischer Zeit stattgefunden und ihr religiöses Bewußtsein wesentlich verändert, ehe sie uns als ein Volk der Geschichte bekannt werden.

Die Griechen sind nicht wie die Perser unmittelbare Nachbarn der Assyrier und Babylonier gewesen; was also bei diesen ältesten Völkern semitischer Herkunft in Vorderasien an Cultur gereift ist, hat durch Vermittelung anderer Völker seinen Weg zu den Griechen gefunden, und zwar auf doppelte Weise, auf dem Seewege und zu Lande.

Die Vermittler zur See sind die Phönizier gewesen, und es ist einer der wichtigsten Fortschritte in unserer Kenntniß der alten Welt, daß wir durch die großartigen Forschungen von Movers in Stand gesetzt sind, den Schiffen der Sidonier und Tyrier genauer zu folgen und den ganzen Umkreis ihrer Küstenstationen vollständig zu überblicken.

Wir wissen jetzt, daß die weibliche Gottheit, welche überall wiederkehrt, wohin unter Leitung von Sidon Colonien ausgeführt worden sind, auf zwiefache Weise in die griechische Sage verwoben ist, einmal als wandernde Heroine in der wechselnden Gestalt einer Jo, Europe, Helene, Dido, und dann wieder als ansässige Gottheit. Denn eben so wie die sidonischen Kaufleute auf der Insel Pharos vor Alexandreia und in Memphis ihre Stationen so einrichteten, daß sie in der Mitte derselben ein Heiligthum ihrer Göttin stifteten, welche in Aegypten als die „fremde Aphrodite" bezeichnet wurde, so haben sie es in Kypros gemacht, dem nächsten Wohnsitze griechischer Bevölkerung, der Schwelle des Westens von Syrien her. Hier kennt man die Küstenplätze, wo sie zuerst gelandet war; hier hat eine unmittelbare Uebertragung syrischer Götterdienste auf hellenischen Boden

stattgefunden, und zwar stets in der Form der „Aphrodite", die dann von Kypros über Kythera weiter nach den europäischen Küsten verpflanzt worden ist. Dies ist eine allgemein angenommene Thatsache, und auch die auf die Reinheit des griechischen Göttersystems eifersüchtigsten Forscher können ihr inmitten der Olympier den fremden Ursprung nicht absprechen, aber sie wird als die „allein Fremde" aufgefaßt; ihr fremdländischer Charakter ist nach Welcker „einzig in seiner Art".

Sind wir nun berechtigt, die Insel Kypros als den einzigen Kanal semitischer Religionen anzusehen und Aphrodite als eine ganz einsam dastehende Ausnahme?

Die ausländischen Einflüsse, welche über Meer kommen und deren Spuren sich an einzelnen Landungsplätzen erhalten haben, sind im Ganzen deutlicher zu verfolgen als die, welche sich zu Lande fortpflanzen, wo die Wellen der Völkergeschichte breiter über den Boden hinfluthen und die Nachweisung bestimmter Epochen erschweren.

Dieser Schwierigkeiten ungeachtet ist auch auf dem Continent von Asien durch Auffindung und Entzifferung der Urkunden Mesopotamiens die Bewegung des religiösen Lebens klarer geworden und dieser Entdeckung darf die griechische Götterlehre nicht fremd bleiben; denn es tagt hier ein großer Zusammenhang, innerhalb dessen unverkennbar auch die Homerischen Götter stehen.

Es ist uns in den letzten Jahren das weibliche Naturwesen immer deutlicher entgegengetreten, das sich vorwiegend bei den semitischen Völkern der männlichen Urgottheit gegenüber als Hauptgottheit geltend macht, ein Wesen unter vielfachen Namen, Belit (Beltis, Mylitta) in Babel, Istar in Assyrien, Nana in Elymais, Anuat in Südchaldäa. Diese Namen treten früher oder später auf und jeder bezeichnet eine besondere Seite des göttlichen Wesens, alle Namen gehen aber auf eine Göttin zurück, deren Bedeutung nicht an einzelne Naturkörper und einzelne Naturerscheinungen gebunden ist, sondern sie ist die Naturkraft selbst, der feuchte Urgrund alles Werdens, der empfangende und rastlos gebärende und nährende Mutterschoß aller Frucht-

barkeit; ein Wesen, dessen Beinamen entweder die unbegrenzte Machtfülle bezeichnet, wie „Herrin der Welt", „Göttin des Himmels und der Erde", „Königin der Erde, Mutter der Götter", oder von einzelnen Plätzen des Cultus hergeleitet sind, wie „Mutter der Stadt Erech" (Orchoe), „Istar von Ninive" u. s. w.

Indem diese Muttergöttin Schutzgottheit von Städten und Staaten wird, nimmt sie solche Prädicate, Attribute und Eigenschaften an, welche für das Gemeindeleben unentbehrlich sind. Sie wird mannigfaltiger und vielseitiger, sie erhält neben der sinnlichen Bedeutung eine ethisch-politische. So wird Istar eine siegverleihende, eine „Gebieterin der Schlacht" *); die Göttin der Wollust erscheint als jungfräuliche Kriegerin, in voller Waffenrüstung, wie wir auch die sidonische Aphrodite kennen, und die ganze Geschichte des Cultus bewegt sich wesentlich darum, ob die beiden Seiten der babylonischen Göttin, die jungfräuliche und die mütterliche, die kriegerische und die sinnliche, in einander übergehen oder eine vor der anderen den Vorrang hat. Das sind die Ergebnisse dessen, was durch die Forschungen von Vogué, Smith, Schrader, François Lenormant **) über vorderasiatische Religionsgeschichte immer klarer hervortritt.

Diese Gottheit babylonischen Ursprungs finden wir in Vorderasien auf dem Boden arischer Völker. Wir finden sie in Armenien, wo die Kette der mit den Griechen näher zusammenhängenden Völker beginnt, in einheimischen Geschichtsquellen als die „große Göttin Artemis" bezeugt, die Tochter des Weltschöpfers Arumazd, „in welcher das Land Armenien Leben hat".***) Als Tanais oder Ma von Komana ist sie in Kappadocien eingebürgert, als Göttin von Zela im Pontus, deren mesopotamischer Ursprung durch ihre Verbindung mit dem Sakäerfeste und mit Semiramis bezeugt ist und die von Strabo (S. 559)

*) Schrader, die Keilschriften und das alte Testament, S. 81.

**) Lenormant, Essai de commentaire des documens cosmogoniques de Bérose d'après les textes cunéiformes et les monumens de l'art asiatique, 1872. La Magie chez les Chaldéens, 1874.

***) Langlois, Collection des historiens de l'Arménie I. p. 122. 128.

ausdrücklich als Anaïtis mit der Landesgöttin der Armenier gleichgestellt wird.

So schieben sich die Stationen der großen Naturgöttin an den alten Caravanenstraßen entlang durch Armenien, Phrygien, Pontus gegen das nördliche und westliche Meer vor — und an der Küste selbst, wo wir die mit den Armeniern und Phrygern verwandten Griechenstämme seit ältester Zeit ansässig wissen — da sollte der Zusammenhang plötzlich abreißen? Das wäre in der That unglaublich, auch wenn sich auf dem griechischen Ufer- und Inselande Kleinasiens keine entsprechenden Culte nachweisen ließen.

Nun finden sich aber das ganze Gestade entlang eine Reihe von Cultstätten weiblicher Gottheiten, denen unverkennbar derselbe Kern des Wesens zu Grunde liegt. Dieser Kern ist aber, sowie man aus dem einförmigen Binnenlande in den aufgelockerten Küstensaum und zu den Wohnsitzen griechischer Stämme kommt, so mannigfach umgenannt und umgestaltet, daß man den Zusammenhang verloren hat, wie man überall das Griechenvolk von den Nachbarvölkern isolirt und sich dadurch das Verständniß seiner Cultur erschwert hat.

Jetzt werden wir nicht verkennen können, daß, wie die Edelmetalle, nach babylonischem Gewichte normirt, den Griechen überliefert und von ihnen mit griechischem Stempel versehen, als nationale Münzen in Umlauf gesetzt sind, eben so auch die religiösen Grundideen Vorderasiens von den Hellenen aufgenommen und gleichsam umgeprägt worden sind. Denn einerseits gehen ja dieselben Cultusformen von einem Continent zum anderen hinüber, so daß Strabo Komana ein „kleines Korinth" nennen konnte, weil sich mitten in Hellas derselbe Götterdienst wiederfand wie in den Hauptstationen der assyrischen Caravanenstraße; andererseits ist die pantheistische Gottesidee an den Küsten des Archipelagus in so mannigfaltige Strahlen gebrochen, daß man in dem bunten Spectrum derselben die gemeinsame Lichtquelle bis auf den heutigen Tag verkennen konnte. Unter vielen, neuen Namen finden wir die eine Gottheit verehrt; aus den nomina werden numina, und je nachdem die eine oder die andere Seite,

die sinnliche oder die geistige, die friedliche oder die kriegerische, mehr hervorgehoben wird, erscheinen die verschiedenen Formen als neue Gestalten, als selbständige Wesen, so selbständig, daß sie sich, wie die Stämme, in denen sie ihre besondere Gestaltung erlangt haben, selbst feindlich gegenüber treten.

Am engsten verwachsen mit dem binnenländischen Cultus ist die Göttin vom Berge Sipylos, welche dort ihren Sitz hat, wo Küsten- und Binnenland, phrygische und griechische Bevölkerung sich berühren. Das uralte Felsbild am Sipylos, die „Mutter Niobe" stellt die Göttin eben so dar, wie sie auf babylonischen Cylindern erscheint. Lucian kannte die Identität der syrischen Göttin und der Rhea-Kybele; Beiden waren Löwe, Thurmkrone, Pauke gemeinsame Symbole. Der durch Kappadocien und Phrygien vorgedrungene assyrische Cultus wird städtischer Gottesdienst von Sardes, und diese Stadt, im Vorlande Kleinasiens gelegen, wird wieder ein neuer Ausgangspunkt nach Westen und zwar zunächst in das Küstenland, wo die griechischen Städte Phokaia, Smyrna, Magnesia, Lampsakos, Kyzikos Stationen desselben Cultus werden, und dann begleitet er die Geschlechter, welche vom Sipylos aus nach Hellas ziehen, über das Meer. Im Peloponnes kannte man die älteste Cultusstätte der Kybele und wußte, daß sie von Tantaliden gegründet sei.*) So finden wir, so wie wir den europäischen Boden berühren, örtliche Ueberlieferungen, welche von keines Menschen Witz ersonnen sind und deshalb einen unzweifelhaften Kern geschichtlicher Wahrheit enthalten.

Dieselben vom Sipylos stammenden Tantaliden treten in Hellas auch als Diener der Aphrodite auf, welcher Pelops Bilder aus Myrtenholz weiht, und der Artemis. Pelops lag in Pisa neben dem Heiligthume der Artemis bestattet und seine Gefährten führten ihr am Alpheios die ersten Festtänze auf. Agamemnon erscheint an den verschiedensten Orten als Priester der Artemis.**)

*) Pausanias 3, 22.

**) Den Zusammenhang der Pelopiden mit dem Artemisdienste habe ich in meinem Aufsatze über Artemis Gygaia (Archäol. Zeitung XI. 1853, S. 148) weiter entwickelt.

Diese Ueberlieferungen, welche lauter Thatsachen alter Religionsgeschichte enthalten, bezeugen, daß sich einst aus dem Vorlande Phrygiens der Dienst der großen Naturgöttin unter dem Namen Rhea, Aphrodite, Artemis nach Griechenland verbreitet hat und der letztere Name ist ohne Zweifel ein schon im kleinasiatischen Binnenlande einheimischer. Das erhellt aus dem Namen, welchen die assyrische Urania bei den Skythen trug, Artimpasa,*) ein Name, dessen Bildung noch nicht mit Sicherheit erklärt ist, dessen Ursprung aber doch gewiß im Armenischen oder Phrygischen zu suchen ist.

Die assyrische Göttin unter dem Namen Artemis finden wir denn auch in Ephesos, dessen centrale Bedeutung für die alte Religionsgeschichte darauf beruht, daß die maritimen und die continentalen Wege, auf denen der Dienst der einen vielnamigen Göttin verbreitet ist, sich hier verbunden haben. Denn ich glaube nachgewiesen zu haben, daß die erste Stiftung von der Seeseite erfolgt ist, also von den Phönizern, die in der innersten Bucht der Kaystrosmündung die Göttin von Sidon angesiedelt haben, und daß diese Stiftung dann mit dem durch das Binnenland vorgeschobenen Dienst derselben Gottheit in Verbindung getreten ist, so daß wir hier die Institute der Perser, Lyder und Kappadocier, die Gebräuche des Kybele- und Mylittacultus wiederfinden.**)

Daß der berühmte Heradienst auf der Insel Samos denselben Ursprung und denselben Kern hatte, wie der Dienst im benachbarten Ephesos, wird man nicht verkennen können. Das Heraion hatte eine gleiche Lage in sumpfiger Niederung wie alle Heiligthümer der asiatischen Artemis; in dem samischen Quartier „Laura" finden wir dasselbe mit üppigem Tempeldienst verbundene Institut der Hierodulie wie in Komana. Wir finden in uralten Festgebräuchen die Myrte der Aphrodite als Symbol der Hera, und wie sehr das Wesen der Hera dem der Aphrodite verwandt

*) Herodot 4, 59.

**) Vgl. meine „Beiträge zur Topographie und Geschichte Kleinasiens" in den Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften 1872 und meinen Vortrag über Ephesos.

war, bezeugt der uralte Dienst der Hera-Aphrodite in Lakonien; war doch auch die durch Phönizier in Etrurien eingeführte Juno, wie ihr Name Cupra anzeigt, keine andere als die Göttin von Cypern.

Die Göttinnen Kleinasiens, von denen bis jetzt die Rede gewesen ist, haben alle denselben Charakter der Omnipotenz; sie regieren allein, sie beherrschen die Welt, sie walten zu Land und zu Wasser, sind Göttinnen des Kriegs und des Handels und entsprechen sich in ihrem pantheistischen Grundwesen wie in einzelnen Zügen so vollkommen, daß ihre ursprüngliche Identität jedem Unbefangenen einleuchten muß und daß auch ein so nüchterner Forscher wie Martin Leake, welcher überall nur das Thatsächliche constatirt, bei Gelegenheit der Münzen von Aphrodisias, deren Frauenkopf der ephesischen Artemis gleicht, zu dem Schlusse kommt: that the Juno of Samos, the Diana of Ephesus, the Venus of Aphrodisias were all originally the same syrian goddess.*)

Auf europäischem Boden ist es anders. Hier treten uns zwar auch noch mannigfaltige Spuren pantheistischer Gottesanschauung entgegen, wie z. B. in solchen Götternamen, welche eine unbegrenzte Machtfülle andeuten, Namen wie Despoina, die „Großen Göttinnen" u. a.; das sind merkwürdige Spuren einer ursprünglichen Scheu, welche die Menschen hatten, das Wesen der Götter zu individualisiren. Im Ganzen aber ist das Streben vorherrschend, den Gottheitsbegriff schärfer zu begrenzen und als Persönlichkeit aufzufassen. Vor Allem liegt der Unterschied darin, daß die Idee des höchsten Gottes, des Weltschöpfers und Menschenvaters, daß der Zeusbegriff lebendiger und kräftiger im Bewußtsein geblieben ist und daß deshalb die große Naturgöttin, deren Dienst aller Orten in das europäische Griechenland eingedrungen ist, hier nirgends so unbedingte Geltung gewonnen hat und so Alles in Allem gewesen ist, wie in Cypern oder in Ephesos.

Das eigenthümlich Europäische in der Umgestaltung der

*) Numismata Hellenica. Suppl. Asia p. 21.

Naturgöttin besteht also darin, daß sie mit Zeus in Verbindung gesetzt wird, und zwar nicht durch einfache Beiordnung, wie Anahita neben Aurumazda anerkannt wurde, sondern unter den verschiedensten Namen und Formen wird sie als Gattin, als Geliebte, oder als Tochter mit Zeus verbunden, und dadurch ist sie der Keim einer Fülle von Sagen geworden, welche im Tempeldienst entstanden und durch der Dichter Mund gestaltet worden sind.

Wo die Göttin als unstät Wandernde auftritt, erscheint sie als Gegenstand einer verstohlenen Liebe von Seiten des Zeus, wie Jo und Europe; wo sie aber ansässige Gottheit ward und Hauptgottheit einer Staatsgemeinde, entsteht auch eine priesterlich und staatlich anerkannte Verbindung, wie die Ehe zwischen Zeus und Hera in Argos, zwischen Zeus und Dione in Dodona.

Bei Dione könnte man sich am ehesten denken, daß ihre Gestalt sich ohne auswärtige Einwirkung neben der des männlichen Urgotts im Volksbewußtsein entwickelt habe, aber hier wird sie gerade durch eine vollkommen unverdächtige Ueberlieferung als eine über See hergekommene Genossin des Zeus bezeichnet, als eine Tochter des Okeanos. Hier war nachweisbar erst der Urgott allein und dann kam die Göttin, wie Anahita zu Aurumazda, und mit ihr ein neues Priesterthum, ein neuer Opferdienst. Ihr besonderes Kennzeichen ist die Taube, der Vogel der kyprischen Göttin; sie wird selbst mit Aphrodite zusammengestellt, mit Eros verbunden, und es ist kein Grund vorhanden, weshalb wir die Taube von Dodona anders auffassen sollten als die von Kypros, von Sikyon und Eryx. Es tritt ja die uralte Verbindung zwischen dem phönikischen Libyen und den Küsten von Hellas jetzt auch aus ägyptischen Urkunden uns so wohl bezeugt entgegen, daß wir in der That keinen Grund haben, der dodonäischen Tempelsage zu widersprechen, welche die als Tauben bezeichneten Priesterinnen aus Libyen kommen ließ.

Die Einführung der Dione ist das erste Beispiel einer volksthümlichen Aneignung der semitischen Göttin von griechischer Seite, einer Aneignung, welche mit den ältesten Ordnungen des hellenischen Volks in Epirus zusammenhängt, und wenn dagegen behauptet wird, daß hier eine einheimische Gottheit vorhanden

gewesen sei, welche nur durch das von außen Ueberkommene ihre vollere Ausstattung erhalten habe, so bleibt der einheimische Kern das Hypothetische; das Ausländische aber, in welches er aufgegangen sein müßte, ist eine Thatsache, die wir als eine der wichtigsten Spuren ältester Culturverbindung im Mittelmeer anzuerkennen haben.

Die am meisten europäisch gewordene, am meisten localisirte und am individuellsten ausgestaltete unter allen weiblichen Gottheiten Griechenlands ist Athena. Aber auch sie erscheint als eine überseeische; wir finden Athenatempel auf Vorgebirgen, welche für die älteste Seefahrt besonders wichtige Stationen waren, wie in Sunion und auf Aigina. Auch als *ihre* Heimath wurde das phönikische Gestade Libyens angesehen und an uralten Landungsplätzen sidonischer Purpurfischer wie am Isthmus von Korinth wurde sie als „phönikische Athena" verehrt. Gleich der asiatischen Naturgöttin war sie in feuchten Niederungen am Meere ansässig, wie die Hellotis an der Seebucht von Marathon, sie soll den Oelbaum vom phönikischen Salamis nach Attika gebracht haben, und auch nachdem sie längst auf die Stadtburg der Athener erhöht war, wurde ihr altes Holzbild noch jährlich zum Meere getragen,*) um dort gewaschen zu werden, wie die samische Hera, die taurische Artemis, die syrische Aphrodite im Meerwasser gereinigt wurde.

Bei den Athenern ist sie in vollstem Maße als Staats- und Stadtgöttin ausgebildet worden; hier ist der Anschluß an den pelasgischen Urgott am vollkommensten vollzogen und zwar in der Form der Affiliation, wie es Welcker nennt. Von Hause aus selbständig, steht sie aber dem Vater Zeus von Anfang an als eine vollkommen Entwickelte gegenüber, als die wehrhafte Jungfrau, wie die aus Sidon stammende Astarte als Stadtgöttin von Karthago. In ihr ist die bei den Orientalen zurücktretende Seite strenger Jungfräulichkeit und Unnahbarkeit vorzugsweise zur Geltung gebracht. Untergegangen ist aber auch die andere Seite nicht, wie der Dienst der mütterlichen Athena zeigt,

*) A. Mommsen, Heortologie, S. 431.

der Pflegemutter der attischen Jugend, der Ehegöttin und Erhalterin der Geschlechter; sie wurde in Athen, Elis und sonst als „Mutter" verehrt; sie war wie die orientalische Aphrodite, wie alle Naturgottheiten, in denen die beiden Seiten des Naturlebens, Entstehen und Vergehen, sich zusammen schließen, Vorsteherin von Geburt und Tod. Die alten Sitzbilder der Athena, die sich in Gräbern gefunden haben, tragen den halbkreisförmigen Stirnschmuck, den Polos, in welchem man ein Symbol des Himmelsgewölbes erkannte. Mit demselben Symbol hatte Endoios die Aphrodite als Himmelskönigin dargestellt.

Von allen Symbolen ist aber keines wichtiger als die Mondsichel; sie ist das eigentliche Wappenbild der asiatischen Naturgöttin, mag sie als Artemis oder Aphrodite erscheinen, und findet sich als solches an ihren Tempeln und Bildern. Die Mondsichel ist aber das constante Wahrzeichen der Göttin von Athen auf den Münzen der Stadt, und auch das Gorgonenantlitz auf ihrer Brust wird man nicht anders denn als Mondgesicht deuten können. Ihre Feste fielen auf die Tage, an denen zuerst und zuletzt der Mond sichtbar war, und Aristoteles hat geradezu behauptet, Athena sei der Mond. Wie kann man ein solches Zeugniß so wegdeuten wollen, daß man sagt, wie Welcker,*) Athena habe als Göttin des Aethers auch den Mond wie die anderen Gestirne in ihrem Herrschaftskreise gehabt! Und wie will man wahrscheinlich machen, daß der Aether das ursprüngliche Object einer volksthümlichen Anbetung gewesen sei?

Aber auch der Mond ist nicht der Gegenstand des Cultus, so wenig wie die ephesische Artemis oder die syrische Göttin selbst der Mond waren; vielmehr ist der Mond das Sinnbild der natürlichen Fruchtbarkeit, des üppigen Erdsegens, weil man glaubte (wie es noch jetzt eine weit verbreitete Ansicht ist), daß die Mondnächte besonders thaureich seien und das Pflanzenleben förderten. Darum war auch Athena selbst als Pandrosos Thaugöttin und die ephesische Göttin wurde in alter Zeit als „Nacht" dargestellt.

*) Gr. Götterlehre II. 306.

Wenn man sich also in alter und neuer Zeit gewundert hat, weshalb dem häßlichsten Thier die Ehre geworden sei, das besondere Wohlgefallen der Athena zu gewinnen, so findet die Eule als Nachtvogel ihre volle Erklärung; denn wenn man ihre Stimme hörte, glaubte man, daß der segensreiche Niederschlag, von dem alles Pflanzenleben abhängig ist, in Wirksamkeit trete.

Es kann nicht meine Absicht sein, alle Einzelheiten aufzuzählen, in welchen sich die ursprüngliche Identität der attischen Göttin mit der asiatischen verräth. Ich erinnere daher nur an die Athena Ergane, in welcher die weibliche Industrie, die im Geleit der assyrischen Gottheit die alte Welt durchzieht, ihre Vertretung hat; an ihr Symbol, das Schiff, das auch bei germanischen Stämmen ein Kennzeichen überseeischer Culte ist,*) an die Granate in ihrer Hand als Zeichen des Erdsegens, an die ihr geheiligten Erfindungen des Morgenlandes, Würfelspiel und Zahl. Ja es geht auch auf hellenischem Boden das Bild der Aphrodite in das der Pallas über, wie auf den Münzen von Korinth.

Wenn die beiden Seiten der asiatischen Göttin, die jungfräuliche und die mütterliche, in Artemis, Hera und auch in Athena verbunden erscheinen, indem bald die eine, bald die andere Seite vorherrscht, sind in Demeter und Persephone die beiden Eigenschaften aus einander getreten und in zwei besonderen Personen dargestellt. Demeter ist schon durch ihren Namen als Mutter bezeichnet und eben so die andere, „Kora", als Mädchen. Demeter wird ebenso wie Hera und Dione dem männlichen Urgotte als Gefährtin beigesellt, aber diese Verbindung ist nicht so allgemein anerkannt und so volksthümlich. Die zwei Göttinnen bilden ein geschlossenes System für sich und haben ihr besonderes Religionswesen kräftig behauptet.

Die beiden Göttinnen sind aber durchaus nicht immer als Paar verbunden. Die jungfräuliche Tochter erscheint auch selbständig als weltbeherrschende Göttin, als „Despoina". Als Gattin des Zeus tritt sie in Kyzikos an Stelle der großen Göttin,

*) Grimm, Deutsche Mythologie, S. 236.

der Göttermutter; sie wird als Mondgöttin gefeiert, sie theilt mit Aphrodite die Symbole der Taube, des Delphins, der Myrte, und als Königin des Schattenreichs ist sie von der Aphrodite als Todtengöttin nicht wesentlich unterschieden, wie Gerhard in seiner Schrift über Venus-Proserpina nachgewiesen hat.

Demeter ist als die lebenspendende Erdmutter am wenigsten aus dem Kreise ursprünglicher Naturanschauung herausgetreten. Ihr alterthümlichstes Bild im Peloponnes zeigte dieselben Symbole, welche der Aphrodite als Naturgöttin eigen sind, Pferd und Taube. Sie trug das Gorgoneion wie Athena, das Scheffelmaß auf dem Haupt, wie Kybele; Aeschylos nannte sie der Artemis Mutter, und auch die Demeter Achaia, welche die aus Phönizien stammenden Gephyräer nach Böotien gebracht haben sollten, war nur eine Form der altsyrischen Gottheit und zwar in ihrer Eigenschaft als Vertreterin der hinsterbenden Natur; es war also im Wesentlichen derselbe Gedankeninhalt, wie er der um ihren Adonis klagenden Aphrodite zu Grunde liegt.

Der Dualismus des Demeter-Persephonedienstes ist dadurch so merkwürdig, daß sich die Ideen der Naturreligion hier am kräftigsten erhalten haben und am wenigsten in ethisch politische Vorstellungen aufgegangen sind. Daraus erklärt sich die spröde Selbständigkeit der attischen Mysteriengottheiten im Gegensatz zum Staatscultus.

Diese Zusammenstellung der vornehmsten Göttinnen Griechenlands soll nichts Erschöpfendes sein; aber auch das Gegebene, sollte ich glauben, genügt, um jedem Unbefangenen die Thatsache anschaulich zu machen, daß diese Göttinnen mit ihren einander so nahe berührenden Eigenschaften und Attributen nicht wie durch eine generatio aequivoca an den verschiedenen Oertern selbständig entstanden sind, sondern daß es nur die mannigfaltigen Erscheinungen eines weiblichen Urwesens sind, nur Formen einer Gottheitsidee, der im feuchten Erdgrunde wirksamen, durch Himmelsthau genährten Naturkraft, welche Thier- und Pflanzenleben hervorbringt und die Geschlechter verbindet, einer Idee, die als Göttin gedacht in Mesopotamien zu Hause ist und von da, wie zu den Armeniern, Persern, Kappadociern,

Phrygern, Skythen, so auch zu den Griechen gekommen ist, mit einem Kerne gleicher Vorstellungen, mit einer Anzahl gleicher Symbole, überall Eingang findend, dem Charakter der einzelnen Stämme und Städte sich anschmiegend und unter den verschiedensten Namen sich durch alle Mittelmeerländer unaufhaltsam fortpflanzend.

Freilich hört dann Aphrodite auf die „allein fremde" Gottheit, die einzige Ausländerin im griechischen Olymp zu sein, und die Grenzen zwischen Hellenen und Barbaren verwischen sich auf eine für viele Helleniſten unheimliche Weise. Aber gehen uns denn wirklich die hohen Gestalten der Athena Parthenos, der Hera von Argos, der eleusinischen Demeter und der jungfräulichen Schwester des Apollon verloren? Bedroht uns etwa die Gefahr, daß das hellenische Götterwesen sich wieder in eine wüste Masse morgenländischer Priesterlehre auflöst, wie es in Creuzers Symbolik der Fall war? Oeffnet sich nicht vielmehr jetzt erst ein tieferer Blick in die Werkstätte des hellenischen Geistes, wenn wir sehen, wie derselbe die formlose Idee, welche der Orient nur durch Häufung symbolischer Zeichen ausdrücken konnte, menschlich und schön gestaltet hat, wie er das Princip der Fruchtbarkeit und Lebenserhaltung mit ethischer Kraft aus der Sphäre der Sinnlichkeit herausgehoben und verklärt hat, wie er die Göttin aus den sumpfigen Gründen auf die Felsburgen versetzt, mit dem städtischen Leben verflochten und Schritt für Schritt mit der Entwickelung des Staats immer reicher ausgestattet hat!

Erkennen wir nicht jetzt erst, wie aus dem unplastischen Pantheismus des Orients durch hellenischen Kunsttrieb freie lebensvolle Personen, aus der einen weltbürgerlichen Naturgottheit nationale Götter hervorgegangen sind und wie diese nun durch die Kraft der Poesie mit einander als Gatten und Geschwister, als Eltern und Kinder verbunden, in freundliche und feindliche Berührung gesetzt und durch eine unerschöpfliche Fülle anmuthiger Sagen ausgestattet worden sind? Wenn wir wissen, daß Artemis ursprünglich nichts mit Apollon zu thun hat, erscheint uns die Macht der Dichtkunst um so größer, welche

beide zu dem schönsten Geschwisterpaar verbunden hat, und wir empfinden lebhafter die Wahrheit dessen, was Goethe sagt:

„Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
Des Menschen Kraft im Dichter offenbart!"

Wir gewinnen nun auch einen genaueren Maßstab für die verschiedenen Stufen hellenischer Culturentwickelung.

Am korinthischen Isthmus z. B. ist der Dienst der asiatischen Göttin offenbar durch eine besonders starke Zuwanderung eingebürgert und hat hier seinen orientalisch sinnlichen Charakter behauptet in Begleitung derselben Tempeleinrichtungen, wie wir sie in Vorderasien finden. Auch in der Hafenstadt von Patrai finden wir bei dem Aphroditedienste dieselben weiblichen Tempelsklaven, dieselbe Industrie, dieselbe Unsitte. Athen dagegen zeichnet sich durch die selbständigste Umgestaltung und die höchste Verklärung der semitischen Religionselemente vor allen Landschaften aus. Die weibliche Gottheit ist hier in vollstem Maße hellenische Staatsgottheit geworden; aber neben ihr ist der männliche Gott, der alt-arische Zeus in vollen Ehren geblieben, und die Verbindung von Vater und Tochter, wie sie bei den Athenern zu Stande kam, ist das schönste Zeugniß für ihren feinen Sinn in der Ausbildung des religiösen Bewußtseins.

Ist die Genesis der weiblichen Gottheiten in der Hauptsache richtig aufgefaßt, so ergiebt sich, wie ich glaube, für die Betrachtung der griechischen Mythologie ein nicht unerheblicher Gewinn. Es müssen nämlich zunächst alle Versuche aufgegeben werden, für die einzelnen Göttinnen besondere Wesenheiten und Machtdistrikte festzustellen, Versuche, welche niemals zu befriedigenden und gültigen Resultaten geführt haben; denn jede Gottheit ist von Anfang ein ganzer Gott. Die Mythologie wird wesentlich zu einer Morphologie werden und ihre Aufgabe darin finden, nachzuweisen, wie der gemeinsame Inhalt einer umfassenden Gottesidee in den verschiedenen Stämmen aufgefaßt, umgestaltet und ausgeprägt worden ist. Wie aus der vollen Macht des Königthums die verschiedenen concurrirenden und sich gegenseitig beschränkenden Magistraturen der Republik entstanden sind, so aus der die sichtbare Welt umfassenden Naturgöttin die mit

besonderen Amtskreisen ausgerüsteten Gottheiten, welche dann, als wenn sie von Anfang an verschieden gewesen wären, neben einander in dem Kreis der Olympier auftreten. In dem Processe der Aneignung und Umgestaltung liegt ein großes und wichtiges Stück hellenischer Culturgeschichte, es ist die eigentliche Zeit der Ausbildung der Nationalität. Für diese vorhistorische Entwickelung giebt der Vergleich der asiatischen und europäischen Gottheitsbegriffe den einzigen Aufschluß; die Geschichte der Götter ist die Vorhalle der Volksgeschichte.

Freilich tritt uns hier eines der schwierigsten Probleme entgegen, ich meine die Frage, wie weit die Gottheiten der Griechen als exotische Pflanzen eingeführt, wie weit sie angestammten Gottheitsbegriffen angeschlossen und einheimischen Keimen gleichsam aufgepfropft worden sind. Diese Frage endgültig zu entscheiden ist gewiß die schwierigste und die letzte Aufgabe. Es kann daher nicht als richtige Methode anerkannt werden, wenn man damit beginnt, den fernsten Hintergrund des religiösen Volksbewußtseins aufklären und das feststellen zu wollen, was vor dem Verkehr mit den vorderasiatischen Völkern, mit dem für uns alle hellenische Culturgeschichte beginnt, den Bestand religiöser Vorstellungen bei den Griechen gebildet habe; denn dazu sind keine genügenden Hülfsmittel vorhanden und nichts kann täuschender sein als aus Verwandtschaft der Götternamen Identität der Vorstellungen folgern zu wollen.

Der einzig richtige Weg scheint mir der zu sein, daß man wie auf dem Gebiete der Wissenschaften, Künste und Erfindungen, so auch auf dem des religiösen Lebens die Einwirkungen Vorderasiens auf Griechenland immer schärfer zu bestimmen und so in die vorgeschichtliche Entwickelungsperiode einzudringen sucht, in welcher durch den lebendigen Verkehr mit semitischen Völkern die Hellenen den Volkscharakter gewonnen haben, welcher sie von allen Zweigen des arischen Völkergeschlechts unterscheidet. Bis jetzt hat man aller Fortschritte assyrischer und phönizischer Wissenschaft ungeachtet das arische Gottesbewußtsein zu einseitig als Kern und Stamm der griechischen Mythologie angesehn, und noch Conze sagt in der Einleitung zu seinen „Götter- und

Heroengestalten", die Umwandlung des arischen Götterwesens in hellenische Gestalten sei durch die epischen Dichter erfolgt, als wenn zwischen dem Eintritt der griechischen Nation in den Kreis der Mittelmeervölker und der Periode des Epos nicht die für Entstehung des griechischen Olymps entscheidende Periode in der Mitte läge.

Von dem Inhalte dieser Periode, von dem Uebergange des vorderasiatischen Pantheismus in hellenischen Polytheismus, den die Wissenschaft schrittweise zu verfolgen hat, um auch der Mythologie den Charakter zu geben, welchen jeder Zweig der Alterthumskunde haben soll, den Charakter geschichtlicher Forschung — habe ich versucht eine Anschauung zu geben, wie sie sich mir allmählich gebildet hat und wie ich sie auch der Einleitung meiner griechischen Geschichte zu Grunde gelegt habe.

Daß auch unter den männlichen Gottheiten des Olymps sich Persönlichkeiten finden, welche ursprünglich identisch sind, ist denen kein Geheimniß, welche durch das bunte Farbenspiel der Phantasie den Kern religiöser Grundanschauungen zu erkennen wissen. Es schien zweckmäßig, bei den weiblichen Gottheiten stehen zu bleiben, um hier die Zurückführung der Mannigfaltigkeit auf eine ursprüngliche Einheit zu versuchen und die Entstehung des griechischen Polytheismus zu erklären. Hier ist die Methode leichter; hier schien es mir am ersten möglich, dem „Entsprießen des heiligen Göttergeschlechts", welches Welcker wie ein Mysterium unangerührt läßt, näher zu treten und eine Betrachtung der Mythologie anzuregen, welche, wenn sie gelingt, zur Vorgeschichte der Hellenen wird und sich zur Mythologie und den Cultusalterthümern verhält, wie die Geologie zur Geographie, indem sie den Proceß nachweist, durch den das religiöse Bewußtsein der Griechen seine festen Formen gewonnen hat.

Zum Schluß noch ein Wort über die geschichtliche Entwickelung der griechischen Mythologie, wie ich mir ihren Verlauf im Großen und Ganzen denke.

Der Orient ist pantheistisch. Eine Weltkraft, die ohne Concurrenz Alles beherrscht, eine weiblich gedachte Naturmacht ohne Trennung der Naturreiche erfüllt den Glauben der Völker

Asiens, die unter dem Einflusse babylonischer Cultur stehen, und herrscht in den Küsten- und Inselländern des östlichen Mittelmeeres, wo, wie nun auch von Cypern gewiß ist, seit ältesten Zeiten Griechenstämme gewohnt haben.

Dieses Naturwesen hat schon auf der asiatischen Seite verschiedene Namen und Cultusformen angenommen, aber jede Gestalt ist Trägerin derselben unbegrenzten Machtfülle. In Hellas hat die Idee des Urgottes, des Schöpfers sich kräftiger erhalten; die asiatische Naturgöttin wird ihm beigeordnet und untergeordnet, sie wird individualisirt und localisirt; die Weltgöttin wird Gemeindegöttin und erhält in jedem Cantone eine eigene Persönlichkeit; die Nachbarcantone verständigen sich über die Anerkennung ihrer besonderen Gottheiten und so entstehen Göttergruppen und Götterkreise, welche, gegen außen abgeschlossen, innerhalb einer bestimmten Anzahl verwandter Stämme anerkannt werden; es bildet sich ein Kanon nationaler Gottheiten mit beschränkter Zahl, das Resultat einer politischen Verständigung, das Wahrzeichen eines aus Nachbarstämmen erwachsenen Volks.

Bei der Zwölfzahl der Olympier findet aber der den Hellenen eingepflanzte Trieb scharfer und mannigfaltiger Gestaltung der übersinnlichen Begriffe keine Beruhigung, keinen Abschluß. Einzelne Kräfte der Götter lösen sich ab und werden zu besondern dämonischen Wesen; es entsteht eine Reihe von Gottheiten zweiten Rangs, wie Nike, Hebe, Peitho, Iris, Eirene. Durch die Nebengestalten werden die Hauptgötter zurückgedrängt und ausgehöhlt; es entsteht eine Verwirrung des religiösen Bewußtseins, und in Folge des übermäßig entwickelten Gestaltungstriebes erfolgt endlich ein Rückschlag aus dem Polytheismus in den Pantheismus des Morgenlandes. Die nationalen Götter sind entwerthet, und bei dem Bankerott der nationalen Mythologie kehrt das religiöse Bedürfniß endlich zu den Wesen zurück, welche den überschwänglichen Inhalt einer Naturmacht haben und deshalb dem unpersönlichen Begriff des Schicksals, welchem die Welt immer sklavischer zu Füßen sinkt, von Anfang an am meisten verwandt waren. Der Unterschied zwischen Hellenen und Barbaren war aufgehoben; durch zerrissene Dämme fluthete

der Pantheismus über den Boden der classischen Völker hin und die Naturgöttin Asiens zeigt sich als die dauerhafteste aller religiösen Ideen des Alterthums. Als syrische Göttin, als Rhea, als ephesische Artemis, als Isis und Tyche beherrschte sie die griechisch-römische Welt, zur Zeit, da die Apostel das Evangelium brachten.

Der religiöse Gedanke, welcher zuletzt noch im Stande war, die Herzen zu erwärmen und die Beredsamkeit zu entzünden, war die Herrlichkeit der Schicksalsgöttin, die Alles in Allem sei und das Wesen aller griechischen Gottheiten umfasse. In diesem Sinne haben Apulejus von Madaura und Dio Chrysostomus im zweiten Jahrhundert n. Chr. die Allgöttin des Morgenlandes gefeiert.

VI.

Ein Ausflug nach Kleinasien.

Man hat meiner Herbstreise nach Kleinasien und Athen*) den Namen einer wissenschaftlichen Expedition gegeben, als wenn sie in öffentlichem Auftrage unternommen worden wäre. Doch war es im Grunde nur eine bescheidene Ferienreise, welche ich unternahm, um meine Anschauung der classischen Länder zu vervollständigen, und wenn dieselbe eine größere Bedeutung gewonnen hat, so verdanke ich dies zunächst der Gnade Sr. Majestät unseres Kaisers und Königs, durch welche mir die Begleitung eines Generalstabs-Offiziers zur Anfertigung genauer Terrainaufnahmen zu Theil wurde, zweitens der durch das Unterrichts-Ministerium huldvoll vermittelten Gewährung einiger Geldmittel, um an wichtigen Punkten, namentlich in Athen, kleinere Ausgrabungen zu machen, und endlich dem glücklichen Umstande, daß sich zu gemeinsamer Erforschung des classischen Bodens eine Anzahl älterer und jüngerer Freunde zusammenfand, welche sich gegenseitig auf das Eifrigste unterstützten und förderten.**) Wenn daher auch die kurze Reisezeit durch ungewöhnliche Septemberhitze sowie durch eine plötzlich von Griechenland gegen

*) 1871.

**) Außer dem damaligen Herrn Major Regely vom großen Generalstabe betheiligten sich an der Reise Geh. Baurath und Professor Adler, so wie die Professoren Stark, Gelzer und G. Hirschfeld.

die Türkei eingerichtete Quarantaine noch wesentlich beschränkt wurde, ist es dennoch möglich gewesen, ein nicht unbedeutendes Material zu sammeln, dessen Verarbeitung und Veröffentlichung nicht lange auf sich warten lassen soll. Am heutigen Tage kann ich keine andere Absicht haben, als eine Uebersicht dessen zu geben, was ich in Betreff der wichtigeren Stätten und Denkmäler der alten Geschichte auf der Reise beobachtet und gelernt habe.

Der erste Platz, wo man von den Donaumündungen her in den Kreis hellenischer Erinnerungen eintritt, ist der Bosporos, und hier war es wiederum ein Punkt, welcher mein Interesse in vorzüglichem Grade fesselte. Es ist die obere Pforte des Meersundes, wo die Leuchtthürme von Rumeli- und Anadoli-Kawak den Anfang der engeren Seestraße anzeigen.*) Hier liegt auf der asiatischen Seite an dem baum- und wasserreichen Strande der Bucht ein türkisches Fischerdorf, Gerokoi genannt. Geht man von hier nach dem Kastell hinauf, das nach gewöhnlicher Annahme die Genuesen daselbst zur Beherrschung des Seethors erbaut haben, so findet man zwischen zwei mittelalterlichen Rundthürmen ein großes, gegen Osten gerichtetes, Marmorthor, welches aus lauter Ueberresten griechischer Tempelarchitektur bunt zusammengesetzt ist. Der an beiden Enden abgebrochene Deckstein mißt drei Meter und zeigt die reichste Gliederung eines ionischen Gesimses, welche ihrem Stile nach der früheren Kaiserzeit anzugehören scheint und in prokonnesischem Stein auf das Sorgfältigste ausgeführt ist. Die jetzigen Thürpfosten sind Architrave von 12′ Länge; rings umher in Mauern und Thürmen sieht man alte Werkstücke von 0,90 Länge.

Die ganze Stätte ist in hohem Grade anziehend. Nach Norden gewendet, hat man den oberen Theil des Bosporos zu Füßen; im Halbkreise sich ausweitend, erscheint er wie die Vorhalle des Pontus, welcher sich jenseits in unermeßlicher Breite ausdehnt. Es war einer der berühmtesten Aussichtspunkte der alten Welt, weil der plötzliche Uebergang der engen

*) Vgl. O. Frick, Anaplus Bospori, Gymnasialprogramm von Wesel. 1860. S. 33.

Fahrstraße in den pontischen Ocean den Eindruck des ganz Außerordentlichen macht. Es ist die Stelle, wo der griechische Schiffer verweilte, ehe er von den heimischen Gestaden Abschied nahm, um nach einem Opfer an Zeus Urios in die hafenlose Wasserwüste hinauszusteuern, und ebendaselbst brachte er sein Dankopfer dar, wenn er glücklich heimkehrend hier gleichsam die Schwelle des Vaterlandes wieder betrat. Die quellenreiche Bucht ist ein bequemer Sammel- und Rastort für Schiffe; die Strömung führt leicht nach Bujukdere hinüber und wendet sich von der asiatischen Seite hierher zurück. Der Schloßberg ist unterwärts mit byzantinischem Gemäuer bedeckt und wegen der zum Leuchtthurm gehörigen Anlagen jetzt nicht zugänglich. Seine Abhänge waren einst mit Weihgeschenken überfüllt. Von den vielen Zeus-Urios-Standbildern, die hier aufgestellt waren, ist wenigstens ein Postament mit metrischer Inschrift erhalten*) und in die Netze der Bosporosfischer gerathen noch dann und wann einzelne Ueberreste aus dem reichen Inventar des Heiligthums. Das merkwürdigste Stück ist ein Marmorrelief im Besitze des Herrn Millingen, dasselbe, welches in der Zeitschrift unserer Gesellschaft 1864 von Michaelis herausgegeben worden ist.

Herr Millingen lebt als Arzt in Constantinopel, hat sich aber das von seinem Vater, dem berühmten Archäologen, ererbte Interesse für alte Kunst lebendig bewahrt. Er hat den Alterthümern des Zeus Urios sein besonderes Augenmerk zugewendet und auf seinen Anlaß hat der kürzlich verstorbene Großvezier in Anadoli-Kawak jenes Marmorthor aufgraben lassen. Umfassendere Nachgrabungen würden hier in hohem Grade lohnend sein. Man sieht noch die mächtigen Steindämme auf beiden Seiten unter dem Wasser vorspringen, um den Seepaß zu einem künstlichen Seethore zu machen, und ein sehr merkwürdiges Zeugniß für die langdauernde Bedeutung dieses Platzes ist es doch, daß, während sonst auf dem an hellenischen Sagen und geschichtlichen Erinnerungen so reichen Gestade des Bosporos sich so wenig griechische Ortsnamen erhalten haben, gerade dieser Ort,

*) Corp. Inscr. Gr. n. 3797.

an dem die ältesten Sagen des hellenischen Volkes haften, seine Benennung unverändert behauptet hat, so daß auch die Türken ihn noch heute ganz mit derselben Benennung (Gero d. i. Hieron) bezeichnen wie Herodot, der auch nur von dem „Heiligthume" redet, in welches König Darius sich gesetzt habe, um sich daselbst der wunderbaren Aussicht zu erfreuen*). Es gehörte zum Gebiete der Chalkedonier, und wenn diese so viel verspottet worden sind, weil sie bei ihrer Ansiedelung das verkehrte Gestade, nämlich Byzanz gegenüber bei dem heutigen Kadikoi, gewählt hätten, so ist die Anschauung dieser Gegenden doch nicht unwichtig, um sich den Hergang der megarischen Colonisation zu erklären, denn im Ganzen ist das asiatische Ufer milder, besser bewässert, buchtenreicher und fruchtbarer als die europäische Seite.

In Constantinopel ist das Museum der Irenenkirche für den Freund des classischen Alterthums der wichtigste Platz und von steigender Bedeutung. Denn es sind an alle Paschas Befehle ergangen, die in den altgriechischen Landschaften zu Tage kommenden Alterthümer in das türkische „Nationalmuseum" zu schaffen. Es ist eine Direction eingerichtet und sogar ein Katalog gedruckt, aber trotzdem ist das ganze Institut in einem sehr ungeordneten Zustande und die Benutzung desselben möglichst erschwert. Man kann dasselbe nur in dem großen Cyklus der städtischen Merkwürdigkeiten (mit dem Serail, den Moscheen u. s. w.) auf Grund eines Fermans in polizeilicher Begleitung besuchen; alles Zeichnen und Notiren ist verboten, jedes ruhige und wiederholte Betrachten der Gegenstände wird möglichst erschwert. Und doch befinden sich hier viele Denkmäler von hohem Interesse. Im Vorhofe hinter dem mit Stricken zusammengehaltenen Eisengitter ein kolossales Medusenhaupt aus Marmor, welches in einer Mauer angebracht gewesen zu sein scheint, und eine Gruppe mächtiger Sarkophage; im inneren Hofe Marmorreliefs mit sitzenden und stehenden Nymphen, zwischen denen Muscheln und Seethiere zum Wasserausgusse dienten, und ein anderes schönes Fragment, welches weibliche Gestalten zeigt, die

*) Herodot 4, 85.

auf dem Leibe von Seegeschöpfen sitzend Kränze halten. Im Innern zieht besonders die kolossale Marmorstatue eines Imperators das Auge auf sich, welche in Kreta gefunden ist, ein Werk von mangelhafter Ausführung aber von monumentalem Stile und imposanter Wirkung. Am sorgfältigsten ist das Panzerrelief ausgearbeitet, welches Athena, von Schlange und Eule umgeben, mit gezücktem Speere darstellt, von zwei Victorien gekränzt, welche auf Ranken stehen. Unterwärts ist der Panzer mit einer doppelten Reihe Reliefmedaillons geschmückt. Der nach vorn geneigte Kopf des Imperators ist mit einem Laubkranze geschmückt, welcher in der Mitte durch ein Medaillon zusammengehalten wird. Der linke Fuß ist auf einen Knaben gesetzt, der vorn über auf dem Boden liegt. Ich nenne außerdem eine vor Kurzem aus Thessalonich eingeschickte Reliefstafel mit Heilgöttern. Hygieia eine Schlange tränkend, neben ihr Asklepios, ein Gewächs in der Hand haltend, welches schilfartig aufschießt mit großen Büscheln; mehrere merkwürdige Ephebenstatuen, darunter eine aus pentelischem Marmor mit einem großen aus Pinien, Rosen u. a. dicht geflochtenem Kranze, welcher von der linken Schulter bis zum rechten Schenkel hinabhängt; mit der linken Hand faßt er ein Obergewand, welches wie mit Pelzwerk verbrämt herabfällt. Aus Cypern sind Sculpturen vorhanden, welche für die Anfänge hellenischer Bildkunst ungemein lehrreich sind. Besonders wichtig erscheinen aber zwei Metopentafeln, 0,67 hoch, 0,80 breit; die eine mit den Dioskuren, deren Pferde rechts und links mit nach außen gerichteten Köpfen ganz symmetrisch aufgestellt sind. Auf der andern sieht man eine Frau mit Bogen und Köcher, über welcher eine von rechts herankommende Nike einen Kranz hält; links ein stehender Mann, der ein Pferd hält. Merkwürdig ist, daß bei einem Relief, welches hellenistischen Ursprungs zu sein scheint, das flatternde Gewand der Nike mit archaistischer Faltenlegung dargestellt ist. Ich erwähne nur noch den Grabstein des Parmeniskos mit einem seine Waffen darstellenden Relief, die Statuette eines Schauspielers, der mit gekreuzten Füßen am Pfeiler stehend seinen Kopf in einer Maske hält, um, abgesehen von den be-

kannten Denkmälern, dem von Frick in der Archäol. Zeitung 1857 herausgegebenen Sarkophag und dem hallikarnassischen Amazonenfragment, die Mannigfaltigkeit der Gegenstände anzudeuten.

Von Privatsammlungen erwähne ich nur noch die des Herrn Dr. Déthier, welcher aus den Ruinen von Perinthos einige sehr vorzügliche Sculpturen besitzt. Für die Alterthümer der Stadt sind die großen Bauten, welche das ganze Verkehrsleben von Stambul umzugestalten im Begriff sind, von eingreifender Bedeutung, denn der ganze Südrand der Stadt wird für die Eisenbahn aufgeräumt; die Mauern der byzantinischen Palastbauten mit ihren Thoren und Erkern fallen; und wenn die große Continentalstraße, welche an Stelle der alten Egnatia Orient und Occident verbinden soll, vollendet ist, dann werden die stillen Propontisufer sich neu beleben und der Weltverkehr, der sich jetzt um Pera und Galata zusammendrängt, wieder dorthin zurückkehren, wo von den Schiffswerften und Handelshäfen des alten Byzantion die Ueberreste am Strande noch heut zu Tage liegen.

Mit besonderer Freude gedenke ich des wohlthuenden Eindrucks, welchen es inmitten des unheimlichen Gedränges von Pera gewährt, Stätten wissenschaftlicher Arbeit und classischer Bildung zu finden, welche von griechischen Männern gestiftet und wohl gehalten sind, wie das Lykeion unter Leitung des Herrn Chaziotes und seiner Freunde, und einen von Griechen gestifteten philologischen Verein, an dessen Arbeiten Deutsche und Engländer Theil nehmen, eine Gesellschaft, von deren gesammelten Schriften schon der vierte Band in diesem Jahre herausgegeben ist.

Das tritt ja überhaupt dem unbefangenen Beobachter als zweifellose Thatsache entgegen, daß am ganzen Gestade des Archipelagus das griechische Volk das allein und stetig fortschreitende ist, und nachdem seine letzte Waffenerhebung gescheitert, geht die friedliche Ueberwältigung des zeitigen Gewalthabers in unaufhaltsamem Siegerschritte vorwärts. Ueberall verliert der Osmane Terrain. In Constantinopel selbst gehen mehr und mehr Straßen

in die Hände von Griechen über, und am jenseitigen Küstensaume ist dieser Hergang auf das Deutlichste zu verfolgen, wenn man von Kadikoi (Chalkedon) anhebend, die Prinzeninseln, Isnik (Nikaia), Brusa, die Dardanellenstädte, Adramit (Adramyttion), Aiwalü, Pergamon, Soma, Kirkagatsch, Dikeli, Tschandarti, Klissekoi, Foggia bis Smyrna in das Auge faßt. Aiwalü, im griechischen Unabhängigkeitskriege gänzlich zerstört, hat jetzt 20 000 Einwohner und der türkische Ort, welchem das Gebiet der zerstörten Stadt zugetheilt war, ist jetzt ein armseliges Dorf. Der große Oelwald ist ganz in den Händen der Griechen. In Pergamon ist seit 15 Jahren die Türkenzahl von 20 000 auf 12 000 gesunken, die der Griechen von 3 auf 6000 gestiegen. In Dikeli erwächst mit großer Geschwindigkeit ein neues griechisches Emporion als Hafen von Pergamon.

Der nächste Zielpunkt von Constantinopel war Troas, die Ebene, in der es nie Friede werden soll. Aber auch hier wird die Fehde mit friedlichen Waffen geführt; man schaufelt und gräbt an beiden Plätzen, welche um die Ehre, Priamos' Haus getragen zu haben, concurriren, und Jeder glaubt, untrügliche Identitätsbeweise zu finden. Die Entscheidung der Streitfrage bleibt also nach wie vor einer allgemeinen Beurtheilung der ganzen Thalebene und ihres historischen Charakters vorbehalten.

Wir fuhren von den Dardanellen zu Wasser nach Kumkale, dem äußersten Vorsprunge des sigeïschen Küstengebirges, um am nächsten Morgen von Jenischer, das in der Nähe des alten Sigeion liegt, thalaufwärts zu wandern. Wir hatten so den Vortheil, das Skamandrosthal in ganzer Länge zu durchmessen und an dem Punkte anzufangen, wo in alten Zeiten die Fremdlinge landeten, als die Hafenbucht viel tiefer einschnitt und das breit angeschwemmte Delta des Skamandros noch Meerboden war.

Wer zum ersten Male die Thalebene aufwärts geht, sucht mit neugierigem Blicke nach der Höhe, welche sich von ferne als den beherrschenden Punkt der Landschaft kundgeben soll, ohne sie zu finden. Man kommt aus dem Mündungslande in das engere Thal; eine Reihe von erdreichen Höhenzungen springt vom Ida her gegen den Fluß vor; man steigt die Höhe hinan,

welche durch das Minaret von Bunarbaschi ausgezeichnet ist, ohne auf Spuren alter Geschichte zu stoßen; erst am westlichen Fuße des Dorfhügels ist es die Fülle von Quellwasser, welche unmittelbar den Eindruck macht, daß dieser Ort auch für die Geschichte der Landschaft von hervorragender Bedeutung gewesen sein müsse. Aber auch dieser Ort hat einen durchaus ländlich-idyllischen Charakter. Es ist ein Hügelabhang von sanfter Senkung, ein heimlich behaglicher Ort, zum Verweilen einladend, mit schwellendem Rasen, der auch im Hochsommer frisch und duftig ist. Das klare Quellwasser, das den ganzen Boden durchdringt, sammelt sich in Felsbecken, die zum Waschen eingerichtet sind; das best erhaltene hat 1,50 Breite und 2,20 Länge. Bänke und vielfache Spuren von Felsbearbeitung zeigen sich in der Umgegend. Das sind, von den Hügelgräbern abgesehen, welche mit stummem Ernste an die vergangenen Menschengeschlechter erinnern, die ersten sicheren Spuren menschlicher Niederlassung. Aber man sieht noch immer keine herrschende Höhe. Erst wenn man von Bunarbaschi eine halbe Stunde gegen Südosten allmählich bergauf geht, kommt man zu einer Gruppe von drei Hügelgräbern, wo man endlich im Stande ist, sich über die ganze Oertlichkeit zu orientiren. Abwärts sieht man den Quellort; aufwärts zieht sich die Höhe zu einem engen Rücken und bildet einen schmalen Gipfel von Westen nach Osten, der nur 10 Meter über den Rücken aufsteigt. Man steht auf dem durch Schmidt's Messung sowie durch Hahn's und Ziller's Ausgrabungen bekannten 472′ hohen Gipfel des Balidagh, welcher auf drei Seiten mit 400′ tiefen Felsabgründen zum Flusse abfällt.

Der bloßgelegte Mauerring ist nicht im Stande, für die Identität der Höhe mit der Burg des Priamos ein unwiderlegliches Zeugniß abzulegen, aber der Standpunkt selbst ist in Betreff des geschichtlichen Zusammenhangs in hohem Grade belehrend. Nach Süden gewendet, sieht man, so zu sagen, in die prähistorische Existenz des Troervolks hinein, wie es in abgeschlossenem, wiesenreichem Thalgrunde des oberen Skamandros und an den Abhängen des Idagebirges als Hirtenvolk lebte. Man begreift, wie es aus dem Alpenlande vordringen und die

Felshöhe besetzen mußte, an deren Fuß die idäischen Gewässer als neue Quellen auftauchen. Hier wurde ein Mauerring gebaut, eine enge Bergstadt, deren Grenze die drei Tumuli bezeichnen; sie hütete den Eingang zum oberen Thale, sie beherrschte die Quellen, deren freie Benutzung für die Heerden unentbehrlich war.

Sieht man von der Höhe nach dem Meere zu und faßt den Blick ins Auge, welcher sich von den Dardanellen über Samothrake bis an den Kanal von Tenedos erstreckt (eine Aussicht, welche der Maler Witmer in einer vortrefflichen Skizze dargestellt hat), so begreift man, wie aus dem Hirtenstamme abenteuernde Seefahrer, wie aus den Troern des Idagebirges die Dardaner wurden, welche wir jetzt nicht nur aus epischen Sagen, sondern auch aus ägyptischen Urkunden als seemächtiges Volk kennen, und wie unterhalb der Burg Pergama auf den mit alten Resten bedeckten Höhen von Bunarbaschi die Unterstadt Troia sich ausbreitete, deren skäisches Thor in der Nähe des heutigen Dorfs gelegen haben muß.

Die nach der Seeseite hin so unscheinbare Stadtlage hat ihre nächste Analogie in Mykenai, wo man auch erst unmittelbar vor den Mauern der alten Stadt ihrer geschichtlichen Bedeutung inne wird. Beide waren im tiefsten Winkel der Seeebene als Lauerorte angelegte Bergwarten, welche erst allmählich in ihre geschichtliche Bedeutung hinein wuchsen und Mittelpunkte von Reichen wurden.

Es ist eine große Freude, wenn so durch unmittelbare Anschauung geschichtliche Verhältnisse und Entwickelungen in gewissen Hauptpunkten sich klären. Damit sind aber die Forschungen des Topographen nichts weniger als abgeschlossen. Die Mauerreste selbst zeigen, daß die Burg Pergamon viel mehr Geschichte erlebt hat, als wovon wir eine Ahnung haben. Sind doch auch die uralten Tumuli, wie die Calvert'schen Ausgrabungen gelehrt haben, in ganz verschiedenen Zeiten als Grabstätten benutzt worden.

Das Calvert'sche Haus an den Dardanellen ist gleichsam das Hauptquartier aller troischen Forschungen. Dort ist ein reiches Museum von Alterthümern der Landschaft, dort die

größte Detailkenntniß aller Mauerreste, Funde und Fundstätten. Es kann meine Absicht nicht sein, die Entdeckungen und topographischen Resultate des Herrn Fr. Calvert hier zu besprechen, noch auch die wichtigen und mit rühmlichstem Eifer begonnenen Ausgrabungen des Herrn Dr. Schliemann in Neu-Ilion. Aber es wird Zeit, Alles, was auf dem Boden der Troas in neuerer Zeit gefunden und beobachtet worden ist, sorgfältig zusammenzustellen; dann erst kann auf Grund eines vollständigen Materials von einer umfassenden Topographie der Troas die Rede sein, die sich bis jetzt zu einseitig nur einem Probleme zugewendet hat.

Auf der Fahrt nach Smyrna sahen wir die Ruinen von Methymna und von Assos. In Mitylene schrieben meine Freunde ein neu gefundenes Inschrift-Fragment ab, welches dadurch von Interesse ist, daß es von einem Baue genaue Rechenschaft giebt mit Berücksichtigung der einzelnen Theile des Gebäudes (Thüren, Fenster) und des verschiedenen Materials (Marmor, einheimischer Stein, Holz).

Smyrna ist der natürliche Centralpunkt für die Erforschung von Aeolis und Jonien, und die Eisenbahnen, welche von hier aus gebaut sind, um die Erträge des Hermos- und Maiandrosthals zu dem großen Emporium und so auf den europäischen Markt zu bringen, sind auch für die archäologische und topographische Forschung eine wichtige Förderung. Da beide Bahnen vorzugsweise auf Waarenverkehr berechnet sind, ist die Bewegung auf denselben noch eine sehr beschränkte und der Ertrag derselben mäßig. Deshalb stockt einstweilen der Bau an beiden Endpunkten der eine in Aidin (Tralles), der andere in Kassaba.

Die Kassababahn geht an der Seeküste um die Ausläufer des Sipylos herum und dann rechts umbiegend längs des Gebirges an dem herrlich gelegenen Manissa vorbei das Hermosthal hinauf. Man hat nahe zur Rechten den Niobefelsen, nach welchem ein Theil unserer Gesellschaft einen besonderen Ausflug machte, bei dem sich (wie von einem mehr berufenen Forscher genauer ausgeführt werden wird) herausgestellt hat, daß beide Arme der rohen Felsfigur nach der Brust gerichtet waren,

eine Haltung, durch welche die Darstellung in ihrer Verbindung mit einer Reihe anderer Idole erkannt wird.

Der imposante Götterberg tritt wie mit einer mächtigen Bastion in die Flußniederung vor und bildet mit den jenseitigen Bergen eine Art von Thor, eine Grenze zwischen Küste und Binnenland, zwischen den Wohnsitzen hellenischer und barbarischer Stämme. Aber das Sipylosthor gewährt nach keiner Seite einen Schutz, und wenn man sich auch des landschaftlichen Abschnitts deutlich bewußt wird, sobald die heißere Luft des Binnenlandes sich spüren läßt und das Thal zu einer unabsehlichen Fläche sich ausweitet, die, reich bewässert, zu jeder Art des Landbaues und zur Pferdezucht sich in vorzüglichem Grade eignet, so wird es doch auch dem Wanderer recht deutlich, daß eine in diesem Binnenlande sich bildende Streitmacht am Sipylos nicht Halt machen konnte, sondern mit ihren Reitergeschwadern durch das weite Sipylosthor in die Küstenlandschaft vorbrechen mußte, welche die natürliche Ergänzung der Flußlandschaft war.

Nirgends ist wohl alte Herrlichkeit auf eine mehr erschütternde Weise in das Gegentheil umgekehrt worden, als in dem Hermosthale. Noch erkennt man deutlich die Spuren der alten Culturarbeiten, das sorgfältigste Canalsystem, das die vielen Bäche der vom Tmolos herkommenden Quelladern vertheilte. Jetzt stockt das Wasser in einzelnen Mulden, der Boden ist trocken oder unergründlicher Sumpf, das Land menschenleer, die Luft eine Fieberluft. Auch die festesten Formen antiker Wohnsitze haben hier nicht Stand gehalten; denn die Vorhöhen des Tmolos, welche in langem Zuge das Hauptgebirge begleiten und als Stadtburgen dienten, bestehn aus einem so bröcklichten Materiale, daß sie bei den häufigen Erderschütterungen, welchen die Landschaft ausgesetzt ist, ihre Form ganz verändert haben und theilweise zusammengestürzt sind. Wohlerhalten ist nichts, als die Menge der Hügelgräber, welche theils den Weg begleiten, theils am gygäischen See zusammenstehn; namentlich ragt der Alyatteshügel wie ein kolossales memento mori empor, überall sichtbar in der sardischen Ebene, der beste Richtpunkt, um sich zu orientiren, das Wahrzeichen des Landes, wie er ja

schon bei dem Dichter Hipponax als das charakteristische Merkzeichen Lydiens angeführt wird.

Je hinfälliger das Wenige ist, das von der Stadt des Kroisos steht, um so mehr schien es unsere Pflicht zu sein, das Unsrige zu thun, damit wenigstens von der Burg und ihrer nächsten Umgebung eine Skizze entworfen werde, wie sie bisher von einer geschichtlich so wichtigen Stadt ganz gefehlt hat. Wenn wirklich in den nächsten Jahren die Eisenbahnarbeiten Sardes durchschneiden sollten, so hat es ein doppeltes Interesse, einen Plan des Stadtbodens vor Augen zu haben.

Einen wie verschiedenen Eindruck macht Pergamon! Pergamon gehört noch ganz dem Küstenlande, der griechischen Sphäre an. Man hat auf der Burg die See vor Augen; die Stadt liegt kaum 50′ über dem Meere und im Winter steht die ganze Kaïkosniederung unter Wasser.

Wir kamen von Dikeli, dem neuen Hafenorte von Pergamon, wo uns der Architekt Humann, der Wegebaumeister, mit seinen Pferden abholte, um uns bei sich zu beherbergen und fortan als treuer Begleiter uns zur Seite zu bleiben. Im Graben des neu gebauten Wegs fanden wir einen Meilenstein mit dem Namen des Consul M'. Aquillius.

Bergama ist eine wohlhabende Türkenstadt, wohl gebaut, gesund gelegen, ein Platz von vielseitigem archäologischem Interesse, aber auch ein Platz fortschreitender Zerstörung. Auf der Burg sahen wir nicht weniger als vier Kalköfen, um nach und nach alle dort vorhandenen marmornen Sculptur- und Baureste zu verbrennen; in der Orchestra des Theaters ist ein schwunghaftes Atelier für Anfertigung türkischer Grabsteine; Vieles von dem, was Choiseul Gouffier noch gesehen hat, ist verschwunden. Und dennoch giebt es fast kein Haus, in dem oder an dem nicht ein Marmorrest vorhanden wäre, und es sind noch viele merkwürdige Ueberreste des Alterthums da, welche kaum bemerkt sind.

Wir fanden im Selinusthale Felsen mit zahlreichen Spuren alter Niederlassungen, die ein zusammenhängendes Ganze bildeten, mit Terrassen, Felsbänken, Felsnischen; ebenso am Fuße der Burg. An den Abhängen der Burg folgt man der antiken

Straße und es giebt kaum eine alte Stadt, wo man von großartigem Terrassenbaue, welcher Burggipfel und Unterstadt zu verbinden bestimmt war, in gleicher Weise eine Anschauung gewinnt. Trümmerhaufen von Marmorarchitektur und eingemauerte Reliefsculpturen zeugen von colossalen Prachtbauten alter Zeit. Gegen Norden ist die Burg als Festung am besten erhalten. Bei 1,75 Dicke steht die Mauer 80' hoch über dem Abhange. Der untere Theil (etwa 15 Schichten hoch) ist so gemauert, daß die obere Steinlage immer ein wenig über der unteren zurücktritt; eine Bauart, welche auch an den Mauern der troischen Pergamos zu finden ist. Vom Rande springen mächtige Fundamente nach innen vor, in denen sich verschiedene Abtheilungen erkennen lassen.

Der große Burgtempel zeigt seiner Zerstörung ungeachtet charakteristische Kennzeichen pergamenischer Bauweise, erstens den Gewölbebau, der ein damals sehr beliebtes Mittel war, um vorgeschobene Terrassen zu stützen, und zweitens die Futtermauern, welche aus abwechselnd hohen und niedrigen Lagen (0,54 und 0,38) zusammengesetzt sind, wobei jedes Werkstück von einem auf das Sauberste geglätteten Rande von 0,09 bis 0,10 Breite umgeben ist. Unweit des Tempels fanden wir in der Mitte der ganzen Burg ein aus der Tiefe quellendes Wasser von steilen Felswänden umgeben, welche noch mit altem Stuck bekleidet sind.

Wie man die Tempel selber unterkellert hat, um Terrassen zu bilden und Souterrains zu gewinnen, so finden sich auch unten bei der großen Basilika (die von der Pracht des altchristlichen Baustils ein merkwürdiges Zeugniß giebt) zwei große Tonnengewölbe neben einander, das eine überdeckt den Selinus, das andere die Kloake; auch die alten Quaimauern am Selinus sind erhalten. Von ganz vorzüglichem Interesse aber war uns in archäologischer und historischer Hinsicht der Grabbau, welcher gleich unterhalb Bergama sich erhebt auf dem Wege zum Kaikos; ein stattlicher Hügel, von einer muldenförmigen Vertiefung umgeben, aus welcher die Erde genommen ist, und von einem Steinringe unterwärts gehalten, dessen äußere Bekleidung abgefallen ist.

Die Spitze ist eingesunken; sonst ist der Bau vortrefflich erhalten und von einer gewissen Eleganz der Form; man hat ihn zum Unterschiede von dem andern, dem Kaïkos näher liegenden, doppelgipfligen Tumulus nach Pausanias als Augehügel bezeichnet und insgemein für ein Denkmal vorgeschichtlicher Zeit gehalten. Nun ist aber ein gewölbter Gang in den Hügel hineingebaut, welcher erst neuerdings durch Herrn Humann näher untersucht worden ist. Er führt zu drei Grabkammern, vor welchen sich ein gemeinsamer Vorraum befindet. Diese drei Kammern liegen nicht im Centrum des Tumulus, und es hat sich auch bei weiterem Vordringen von den Kammern gegen das Centrum kein Verbindungsweg gefunden, sondern nur Kiesschutt. Die Structur des ganzen, wie man an seiner durchaus unverletzten Gestalt sieht, niemals aufgegrabenen Tumulus ist noch ein Räthsel. Eins aber steht fest. Das kunstvolle Gewölbe und das Mauerwerk mit abwechselnd großen und kleinen Steinschichten zeugt für die Zeit der pergamenischen Könige. Es ist also nur die Frage, ob sie, um es auch in der Beziehung den Königen der Vorzeit gleichzuthun, den Tumulus für ihr Geschlecht gebaut haben, oder ob man etwa einen alten Tumulus in jener Zeit zu einer Begräbnißstätte benutzt hat, wie ja bei Ilion der Gebrauch nachgewiesen ist, daß man Hügel der Vorzeit zu solchem Gebrauche in späteren Tagen öffnete. Die weiteren Untersuchungen Humann's werden vielleicht sicheren Aufschluß geben und uns belehren, ob der aufgegrabene Gang der einzige des Tumulus war. Auf jeden Fall ist es interessant, den sogenannten Augehügel in so zweifelloser Weise mit der Zeit der pergamenischen Könige verknüpft zu sehen.

Es sind uns aber auf unsrer Wanderung durch Aeolis auch andere Denkmäler vorgekommen, welche nicht unerhebliche Beiträge zur Kenntniß des alten Pergamon und seiner Geschichte liefern. Eine Tagereise östlich von Bergama liegt Kirkagatsch; dort sind bei den unter Humann's Direction ausgeführten Wegebauten Inschriften zu Tage gekommen, deren Kenntniß ich seiner Güte verdanke. Es sind u. A. Ehrendecrete, in welchen über den noch immer dunklen Cult des Tyrimnos und über ein öffent-

liches Bildungsinstitut für Epheben, welches dort zur römischen Zeit in hoher Blüthe gestanden haben muß, Nachricht enthalten ist.

Eine andere wichtige Urkunde fanden wir, als wir von Pergamon das Kaikosthal abwärts reitend die Höhen erreichten, welche gegen die innerste Ecke des elaïtischen Meerbusens vorspringen. Dort im Dorfe Klissekoi (d. h. Kirchdorf von Ekklesia) liegt in dem Hofe eines türkischen Hauses, horizontal im Pflaster eingelassen, ein ansehnlicher Stein mit einer über 100 Zeilen langen gut geschriebenen Inschrift, welche an einem Tage, den wir von Morgen bis Abend vor der Thür des Türken liegend zugebracht haben, von Dr. Gelzer und mir zur größeren Hälfte abgeschrieben wurde. Der untere Theil des Steins ist so abgerieben, daß seine Lesung, so lange derselbe in seiner gegenwärtigen Lage bleibt, schwerlich gelingen wird. Es ist das Decret einer äolischen Stadtgemeinde zu Ehren Attalos des Dritten, welches in sachlicher und sprachlicher Hinsicht einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der hellenistischen Culturepoche in Aiolis liefert.

Von Klissekoi ritten wir über den Höhenzug, auf dem das alte Gryneion lag, in das Hermosthal hinab; wir durchschritten das Hinterland der äolischen Seestädte, die schöne Bucht von Phokaia sahen wir zur Rechten liegen; ein erd- und wasserreiches Hügelland, zur reichsten Cultur geschaffen, jetzt so völlig verödet, daß auch von den türkischen Dörfern, die hier gestanden haben, nur die großen Friedhöfe übrig sind, wo die Ringmauern eingestürzt sind und die Grabsteine zwischen wucherndem Gestrüpp umherliegen. Aller Orten findet man zerstreute Alterthümer, aber ohne Ausgrabungen kann man auf diesem erdreichen Boden nichts erreichen. Jenseits des Hermos, durch den uns unsere Pferde halb gehend, halb schwimmend hindurch brachten, liegt der erste größere Ort Menimen, in dessen Nähe viele große Werkstücke sichtbar sind, die auf eine bedeutende Niederlassung im Alterthum hinweisen. Von dort führte uns die Eisenbahn nach Smyrna.

Dort hatten inzwischen unsere Freunde, welche den Ausflug nach Pergamon nicht mitgemacht, eine andere Arbeit voll-

endet. Von Anfang an zog nämlich der Platz einer älteren Stadt, welche dem heutigen Smyrna gegenüber in der innersten Bucht liegt, unsere Aufmerksamkeit auf sich, die sogenannte Tantalosstadt, welche mit ihren Gräbern und Befestigungen in merkwürdiger Erhaltung wie eine Mumie aus der ältesten Zeit herüberragt. Texier hat das Verdienst, auch diesen Platz zuerst aufgenommen zu haben; indeß erwies sich der Plan ungenügend und bei dem eminenten Interesse, das für alte Geschichte Smyrna, als der Brennpunkt lydischer und hellenischer, äolischer und ionischer Cultur, hat, schien die genaueste Aufnahme wünschenswerth. Hier haben wir neben dem Burgberge einen Gräberberg, welcher ganz bedeckt ist mit Hügeln, die in größerem und kleinerem Maßstabe aus Steinringen aufgebaut waren; bei den meisten findet man noch den Phallus, der als Lebenssymbol die Spitze des Hügels krönte, in Kalkstein oder Marmor roher oder feiner ausgearbeitet. Die ganze Grabstätte ist in späterer Zeit von gierigen Händen vollständig durchwühlt, aber auch zu neuen Bestattungen benutzt worden. Der Director der Kassabaeisenbahn, Herr Consul Spiegelthal, welcher während unseres Aufenthalts in Smyrna jede unserer Unternehmungen auf das Zuvorkommendste und Wirksamste unterstützt hat, veranstaltete für uns nach dem Gräberberge, dessen Fuß die Eisenbahn streift, auf derselben eine archäologische Expedition, bei welcher wir zwei der älteren frei liegenden Steinsärge öffneten. Die darin gefundenen Münzen bezeugten die Benutzung der alten Felsgräber in römischen Zeiten.

Das massenhafte Auftreten phallischer Hügelgräber, wie es nur am gygäischen See seines Gleichen hat, zeugt in sehr kräftiger Weise für den alten Zusammenhang dieser Küste mit dem Hermosthale und spricht für die Wahrheit der Ueberlieferung, welche am smyrnäischen Golfe eine der ionisch-äolischen Colonisation vorangehende Tantalidengründung kennt und Naulochus als das alte See-Emporion des Sipylosreiches namhaft macht. Die Betrachtung der Ufer zeigt, daß hier ursprünglich eine tiefe Bucht einschnitt, welche die natürlichste Hafenstation des Binnenlandes war.

Was die ionischen Städte betrifft, so war es unsere Absicht, die Plätze des Festlandes, welche an der Küste zwischen Smyrna und Ephesos liegen, mit Hülfe des Delphin zu untersuchen, der mir von Seiten des Kriegsministeriums für die zweite Septemberhälfte gütigst zur Disposition gestellt war. Mit dem Ausbleiben des Schiffs wurde dies Programm vereitelt. Die Ausführung auf dem Landwege war unthunlich, ein anderes Dampfschiff zu miethen mißlang, da das einzige hierzu taugliche die täglichen Fahrten nach der neu eingerichteten Quarantaine bei Klazomenai übernehmen mußte. So wurden wir veranlaßt, Ephesos, das wir nur als Touristen besuchen wollten, weil wir es als die durch einen großen Aufwand an Geldmitteln und Arbeit wohl erworbene Domäne der englischen Antiquare ansahen, zum Zielpunkte wiederholter Wanderung und zum Gegenstande eigener Untersuchungen zu machen.

Entscheidend war dafür der Umstand, daß es Herrn Wood, wie wir uns gleich bei dem ersten Besuche überzeugen mußten, im letzten Jahre gelungen war, den Tempel der Diana aufzufinden, und an einer auf ihrem Platze aufgegrabenen Säulenbasis nachzuweisen. Dadurch ist für die Topographie einer Stadt, welche nächst Athen vielleicht die reichste Geschichte durchlebt hat, der feste Punkt endlich gegeben, und im Interesse der Wissenschaft glaubten wir uns verpflichtet, die wichtige Entdeckung sofort nach Kräften auszubeuten.

Dabei konnte es natürlich nicht unsere Absicht sein, dem Entdecker des Tempels etwas von seinem Ruhme nehmen oder ihm auf einem Boden, auf welchem er durch zwölfjährige Arbeit heimisch ist, in Kenntniß des Details Concurrenz machen zu wollen; ihm wird, nachdem er selbst schon in seinem „Führer nach Ephesus“ das Hauptresultat veröffentlicht hat, die große und wichtige Aufgabe einer ausführlichen Berichterstattung über das ephesische Ruinenfeld unberührt verbleiben. Die gelehrte Welt aber hat ein Recht darauf, daß ihr ein klarer, von der wuchernden Menge voreiliger Hypothesen befreiter und durch Feststellung des Dianentempels wesentlich bereicherter Gesammtplan des Stadtbodens vorgelegt werde. Denn jetzt erst ist es

möglich, den Dualismus, welcher die Stadtgeschichte von Ephesos so merkwürdig macht, das autochthone Volksthum, das sich an den Priesterstaat anschließt, und das auf attischer Ansiedelung beruhende hellenische Staatswesen in ihrem Gegensatze örtlich festzustellen und den denkwürdigen Kampf zu veranschaulichen, welcher zwischen diesen beiden Mächten von der Gründung des Athenaion durch den Kodriden Androklos bis in die Kaiserzeiten hinein geführt worden ist. Denn nachdem der Priesterstaat durch Alexander in seine Grenzen zurückgewiesen war, suchte er immer wieder auf Kosten des Stadtgebiets vorzudringen und wurde darin von einzelnen Machthabern, welche den hierarchischen Einfluß für sich ausbeuten wollten, wie Mithridates und Antonius, begünstigt, bis Augustus dem Unfug, welcher mit dem Rechte des Asyls getrieben wurde, ein Ende machte und die Priestermacht in eine engere Peribolosmauer einschloß. Da nun von diesem Peribolos eine Ecke gefunden worden ist mit der auf den Bau bezüglichen griechischen und lateinischen Inschrift, haben wir nicht nur für den Tempelbezirk in einem bestimmten Zeitpunkte einen festen Anhalt, sondern können auch in das Verfahren des Augustus, welcher die den Priestern sehr unwillkommene Mauer auf Kosten der Tempelkasse errichten ließ und mit diesem Bau die Gründung eines Augusteums verband, einen tieferen und lehrreichen Einblick thun. Auch von anderen Bauinschriften sind sehr interessante Fragmente zum Vorschein gekommen. Was aber die Tempelarchitektur betrifft, so ist nun auch die seit Winckelmann so viel behandelte und bis neuerdings verschieden gelesene und aufgefaßte Stelle des Plinius von den columnae caelatae endlich klar, denn es haben sich Sculpturen gefunden, welche in hohem Relief den unteren Schaft der Säulen umgeben, von denen eine Skopas gearbeitet hatte. Dadurch erklären sich auch jetzt erst die römischen Schaumünzen, welche die Vorderseite des Artemis-Tempels darstellen.

Wo so viel Stoff geschichtlicher wie archäologischer Forschung vorliegt und die wichtigsten Funde erst beginnen, kann die Arbeit Einzelner nicht ausreichen. Je mehr aber gerade für die nächste Zeit das Interesse aller Alterthumsfreunde den ephesischen

Fundstätten sich zuwenden wird, um so willkommener wird, glaube ich, der Plan von Ephesos sein, welchen ich der Meisterhand des Herrn Major Regely verdanke.

Smyrna selbst ist an bedeutenderen Kunstsammlungen arm. Die ansehnlichste Sammlung ist die des Herrn von Gonzenbach, welcher seit vielen Jahren mit großem Eifer und mit Sachkenntniß gesammelt hat. Man findet an kleineren Antiquitäten, an Grabsteinen mit Relief und Inschrift (so zwei Gladiatorensteine mit den Namen Istros und Eurotas), an Terracottenfiguren, Lampen u. a. viel Anziehendes bei ihm.

Für die zeitraubende Quarantaine in Syra hatte man nur dadurch einen kleinen Ersatz, daß man an dem regen Aufschwunge, welchen dieser Ort nimmt, und an dem vortheilhaften Eindrucke, welchen er durch Ordnung und Sauberkeit im Vergleiche zu Pera und Smyrna macht, als Philhellene eine lebhafte Freude empfinden muß. Auch überraschten uns die bis jetzt unbekannt gebliebenen drei Stufen eines Theaters aus einheimischem Marmor, die wohlerhalten im Keller eines Hauses verborgen liegen.

Der Handel von Syra, welcher während des Krimmkrieges einen sehr glücklichen Aufschwung genommen hat, ist auch dadurch von Interesse, daß er die alt berühmten Schätze des hellenischen Inselandes wieder in Umsatz bringt. So ist z. B. der Schmirgel, der als naxischer Schleifstein bei Pindar erwähnt wird, durch die Betriebsamkeit eines deutschen Kaufmanns, unsres Consuls in Syra, mit gutem Erfolg auf den europäischen Markt gebracht.

Die 14 Tage, welche für Athen blieben, waren von Aufgaben der verschiedensten Art in Anspruch genommen.

Es galt zunächst, die topographischen Arbeiten von 1862 nach den neuerdings gemachten Entdeckungen zu vervollständigen.

Zu dem Zweck kam es darauf an, die im Westen der Stadt gefundene Gräberstraße genau aufzunehmen und mit den Linien der drei hier convergirenden Straßen (von Eleusis, Peiraieus und der Akademie) auch die Lage des westlichen Hauptthors, an welchem sie sich vereinigten, mit annähernder Sicherheit zu bestimmen. Der Schutthügel der H. Triada, den man bis zu

dem Beginne der letzten Entdeckungen für eine natürliche Höhe gehalten hatte, ist seiner Entstehung nach noch immer ein Räthsel; doch erscheint die Ansicht nicht ganz unwahrscheinlich, daß er mit Benutzung der stehenden Grabmonumente zur Zeit Sulla's gemacht worden sei, um die Belagerungsmaschinen gegen die Mauern heranzuführen.

Die zweite topographische Arbeit galt der Felsenstadt auf den nach der Seeseite geneigten Abhängen der Stadthöhen. Hier sind die sichersten, zahlreichsten und am meisten unberührten Bodenspuren aus der Vorzeit von Athen, ehrwürdigen Runen vergleichbar, deren Verständniß eine ungemein anziehende Aufgabe ist. Wir haben diesen Felsgründungen hier, wie auch in Pergamos, in Ephesos und Alt-Smyrna ein besonderes Interesse zugewendet, weil sie bis dahin am meisten vernachlässigt sind und weil sie namentlich in Athen, wo jene Felshänge unausgesetzt durch Sprengungen verunstaltet werden, im Verschwinden begriffen sind. Wir haben von einigen dieser Gründungen genaue Aufnahme gemacht und auch photographische Bilder nehmen lassen, welche von den Hausplätzen, Altarstufen, Sitzen, Felstreppen eine Anschauung geben und für die zu veröffentlichenden Zeichnungen die beste Vorlage bilden.

Endlich benutzte ich die für wissenschaftliche Arbeiten mir zur Verfügung gestellten Mittel, um an einem Punkte, der für städtische Topographie von besonderer Bedeutung ist, einige Ausgrabungen zu machen. Es war dies am Nordabhange des Areopags. Dies ist die einzige Stelle des alten Stadtbodens an der Nordseite der Hügel, wo noch eine größere Fläche unbebaut ist, und da gleich unterhalb dieser Seite des Areopags die Niederung des Kerameikos liegt, so konnte man mit Sicherheit voraussetzen, das man hier auf Anlagen alter Zeit stoßen und daß jedes Ergebniß von Interesse sein müsse. Die Ausgrabungen werden unter Leitung des Herrn Architekten Ziller fortgesetzt und von meinen jungen Freunden Hirschfeld und Gelzer beaufsichtigt, welche mir wöchentlich Bericht erstatten.

Es ist eine Polygonmauer von fast 19 Meter Länge aufgegraben, darunter eine mit Kieseln belegte Terrasse, welche von

einem sorgfältig in Ziegeln gebauten Wassercanale durchschnitten wird; auf der Terrasse sind mehrere runde aus Kalkstein gehauene Postamente an alter Stelle erhalten. Bei den fortgesetzten Nachforschungen hat sich eine zweite untere Stufe gefunden, sodaß jetzt ein ansehnlicher Terrassenbau zwischen Areopag und Agora und damit wieder einmal ein neues Stück vom alten Athen freigelegt ist.

Wenn also auch mit Ausnahme kleiner Sculpturfragmente keine Werke der Kunst zu Tage gefördert sind, so ist doch der topographische Gewinn, auf den es allein abgesehen war, nicht gering anzuschlagen. Der Areopag, von dessen Frontseite man bisher gar keine Vorstellung hatte, tritt jetzt in einer ganz anderen Weise dem Auge entgegen; man hat von dem Terrassenbau, welcher Fels und Niederung vermittelte und eine möglichst sorgfältige Ausbeutung des engen Raumes zur Absicht hatte, eine Anschauung, und endlich wird die gemachte Ausgrabung den Erfolg haben, daß man an eine Fortsetzung nach der jetzt noch mit Wohnungen bedeckten Niederung, an eine Aufräumung des alten Kerameikos wird denken müssen.

Sonstige topographische Entdeckungen sind besonders in der sich mächtig ausbreitenden Hafenstadt gemacht worden. Auf dem Landrücken zwischen den Häfen Peiraieus und Zea ist ein Brunnengebäude neben einer stattlichen Tempelterrasse zu Tage gekommen; dabei das Fragment einer Inschrift, welche ein Verzeichniß von Schriftwerken (Tragödien des Aischylos und Sophokles, Reden des Demosthenes und Aischines) enthält, vielleicht zu dem Inventar eines Tempelschatzes gehörig. Ein wohl erhaltenes dorisches Capitell giebt Hoffnung, daß bei sorgfältigen Nachforschungen noch mehr von dem Tempel gefunden werden wird. Ich habe dafür gesorgt, daß durch gemeinsame Thätigkeit des Herrn Baumeister Ziller und des Herrn Dr. Hirschfeld die neuen Entdeckungen in den 1865 von Herrn von Strantz und mir herausgegebenen großen Plan der Hafenstadt genau eingetragen werden. Das kleine Museum im Peiraieus ist in rascher Zunahme begriffen und erst in den letzten Tagen ist aus der bedenklichen Nähe eines Kalkofens, in dessen Schlund auch

hier die edelsten Marmorblöcke hellenischer Arbeit versinken, ein Marmorblock gerettet worden, auf welchem Python aus Abdera dem Hermes ein Bildniß weiht. In guten Schriftzügen, aber schlechten Versen, welche den Ruhm seiner Vaterstadt zu heben nicht geeignet sind, nennt er sich einen Mann, der viele Städte gesehen habe. Ein dem Distichon folgender Pentameter nennt den Parier Euphron als Bildhauer. Hirschfeld, der Sammler der Künstlerinschriften, war so glücklich, diese zu den merkwürdigsten aller Künstlerinschriften gehörige, aufzufinden und neben ihr fand Dr. Gelzer einen phönikisch beschriebenen Marmorblock.

Von der Unerschöpflichkeit des attischen Bodens erhält man einen immer mächtigern, ich möchte sagen, überwältigenderen Eindruck.

Herr Kumanudes ist rastlos thätig, um die Fundstücke, zu deren Ankauf die Mittel der archäologischen Gesellschaft in Athen ausreichen, in die Sammlung des Barbakeion zu bringen, aus welcher ich einige der interessantesten habe photographiren lassen, andere werden für unser Museum abgeformt. Außerdem giebt es eine Reihe von Privatsammlungen, welche nach verschiedener Rücksicht gesammelt, sich gegenseitig ergänzen und von der Productivität der attischen Kunst, von der Fülle künstlerischer Gedanken und religiöser Motive eine Vorstellung geben, die uns in Erstaunen setzt, die wir noch immer zu sehr geneigt sind, uns die Darstellungen der Alten in einen engen Kreis herkömmlicher Typen gebannt zu denken. Besonders sind es die in zahlloser Menge zu Tage kommenden Thongefäße, auf denen z. B. die Vorstellungen von Tod und Grab in immer neuen Formen uns entgegentreten.

Das Auffinden ergiebiger Grabstätten wird immer mehr zu einer Kunst ausgebildet. Gewisse Friedhöfe zeugen durch ihren Inhalt von besonderem Wohlstande der Umgegend, so der von Alopeke, wo die merkwürdigen, großen Lekythen mit freier und bunter Malerei zum Vorscheine gekommen sind, so die Friedhöfe der Gaue, welche vor dem itonischen Thore auf dem Wege nach Sunion liegen. Hier lag unter andern der Gau der Aexoneer, wo jetzt der Admiral Soteriades eine Besitzung hat.

Er hat daselbst einen der köstlichsten geschnittenen Steine mit dem Namen Dexamenos gefunden und eine Auswahl der vorzüglichsten Thongefäße, unter ihnen kleine Deckelbüchsen für weiblichen Schmuck (Pyxides) mit ringförmigen Darstellungen humoristischen Inhalts von großer Anmuth. So bewunderten wir die Darstellung einer häuslichen Scene, wo Hunde und Katzen allerlei Hausgeräthe umwerfen und sonstigen Unfug treiben, während sie von Knaben mit großen Stöcken in heroischer Kraftanstrengung verfolgt werden. Wir hatten die Freude, von dem liebenswürdigen Herrn Soteriades auf seiner Besitzung umhergeführt zu werden, um die Fundstätten zu sehen, und nachher in seinem Hause die auserwählte Sammlung aus der Todtenstadt der Aexoneer zu besichtigen.

Die ersten Herbstregen, wie sie während unserer griechischen Reise eintraten, rufen nicht nur ein neues Grün auf Bergen und Feldern hervor und lassen den frisch gesäten Waizen aufschießen, der im Mai geerntet wird, sondern sie bringen den Grundbesitzern und Arbeitern noch einen andern Gewinn, indem sie allerlei kleine Antiquitäten herausspülen. Man sieht um diese Zeit die in der Kunst des Findens geübten Athener mit wachsamem Blicke langsam und eifrig umhergehen, um diesen Segen, welchen die Herbstregen bringen, auszubeuten.

Was die Marmorsculpturen betrifft, so ist namentlich ein weiblicher (Hera?) Kopf gefunden, der gerade geformt wurde, und dann eine große Anzahl von Reliefs, Weihereliefs und Grabreliefs, mit immer neuen Motiven. Viele der auserwähltesten Sachen stehen noch immer schutzlos unter freiem Himmel, denn die beiden Museen, welche gebaut werden, eins für die losen Antiquitäten der Burg, das andere für die der Unterstadt, sind beide noch unfertig.

Wie schwer es ist, nach 14tägigem Aufenthalte von Athen zu scheiden, begreift ein Jeder, wenigstens in diesem Kreise.

Wenn ich nun noch kurz andeute, daß wir in Corfu einen reichen Tag verlebten und die merkwürdige Grabstätte bei der Panagia von Palaiopolis mit ihren wichtigen Fundstücken besichtigten, daß wir in Brindisi, dem Fischerstädtchen, das nun

auf einmal zur Centralstätte einer Hemisphäre, zum Stationsorte zwischen Calcutta und London geworden ist, die dortigen Alterthümer sahen, daß wir in Ravenna die nächsten Vorbilder und Nachbilder der Bauten bewunderten, mit deren Betrachtung wir in Constantinopel unsere Reise begonnen hatten, und daß wir endlich in Bologna, in dem unvergleichlichen Gebäude des Archigimnasio, dessen Räume das Muster eines für Kunst und Wissenschaft bestimmten Gebäudes sind, die erst vor wenig Wochen eröffneten Sammlungen sahen, die aus den Gräbern der Certosa hervorgegangen sind, Sammlungen, die einen ganz neuen Blick in das Kunstleben Umbriens und Etruriens öffnen — so darf ich damit wohl diesen Ueberblick meiner Reise schließen, welcher wenigstens den Beweis liefert, was man in einer nicht zu unbescheiden verlängerten Ferienzeit heutigen Tags sehen, genießen und lernen kann.

Wie viel größer der Gewinn gewesen wäre, wenn wir unser ursprüngliches Programm hätten ausführen und mit Hülfe des Delphins die Gestade von Jonien umfahren können, das habe ich erst recht erkannt, als wir im Peiraieus nun wirklich den ersehnten Delphin erreichten und auf seinem Rücken eine Küstenfahrt machten, welche auf meinen Wunsch nach der Südküste von Salamis gerichtet wurde und nach dem Herakleion an der salaminischen Fähre. Im Laufe eines Tags konnten wir zwei Buchten der Insel recognosciren: die Kanakia-Bucht im Süden, Aigina gegenüber, wo Salamis in der vorattischen Zeit seinen Hauptort hatte, eine Bucht, welche ganz den phönikischen Stationsorten entsprechend, tief ins Land hineingeht, vorne durch eine Insel geschlossen. Wir fanden eine vortreffliche Uferquelle, die Gleise alter Felsbahnen, die deutlichen Spuren alter Bewohnung und sogar noch ein Inschriftfragment, welches von Aufstellung römischer Kaiserbilder handelt. Wir machten eine zweite Landung in der Peristeriabucht, wo ebenfalls Spuren eines alten Demos vorhanden waren, welche von der gedrängten Bewohnung einer jetzt gänzlich verödeten Küste zeugen. Drittens besuchten wir die Bucht von Herakleion, wo Psyttaleia ebenso vorliegt, wie das Eiland der Kanakia-Bucht. Auf einer Terrasse

neben dem Strande fanden wir die deutlichen Spuren eines alten Heiligthums, das, wie ich glaube annehmen zu dürfen, von den aus Salamis nach dem attischen Festlande übergreifenden Phöniziern gegründet worden ist und der älteste Mittelpunkt einer die vier Seeorte Xypete, Thymoitadai, Peiraieus und Phaleros umfassenden Gauverbindung, also der ältesten auf attischem Boden nachweisbaren Gemeindeverfassung war. Ein alter Fahrweg, von Grabfundamenten an beiden Seiten begleitet, führt am Strande entlang nach dem Peiraieus hin. Die Bucht heißt jetzt Klephtiko-limani und wurde um die Zeit des kretischen Aufstandes zur heimlichen Ausrüstung von Hülfssendungen benutzt. Es ist dieselbe Bucht, wo nach der Sage auch Theseus seine Expedition nach Kreta vorbereitete; sie war der Landeshafen, ehe Athen das Landschaftscentrum war, die eigentliche Wiege attischer Seefahrt und attischer Geschichte.

Wenn ich hiermit schließe, so habe ich nur den einen Wunsch, daß die anwesenden Gönner und Freunde von meinem Vortrage denselben Eindruck haben, welchen ich von der Reise heimbrachte, den Eindruck, daß auch in den bekannteren und zugänglicheren Gegenden der hellenischen Welt unendlicher Stoff zu archäologischer Arbeit vorliegt und daß es nur an Arbeitern fehlt.

Von den wichtigsten Plätzen alter Geschichte sind nur so wenige genau bekannt, geschweige denn ausgebeutet; selbst für die Umgegend Athens entbehren wir noch einer genügenden Aufnahme.

Die Kräfte Einzelner reichen nicht aus. Die Zeit ist kostbar, denn die Zerstörung der edelsten Ueberreste schreitet unaufhaltsam fort und die in immer größerer Fülle zu Tage kommenden Alterthümer werden in Folge der Gesetze des griechischen Königreichs, die jede Ausfuhr verpönen, versteckt gehalten, unter der Hand verhandelt und heimlich in alle Welt zerstreut.

Da kann nicht durch einzelne Reisen, sondern nur durch eine ununterbrochene Thätigkeit geholfen werden, welche nach einem festen Plane die Aufnahme aller für Geschichte und Kunst wichtigeren Plätze des classischen Bodens, die noch mangelhaft bekannt sind, allmählich fortschreitend ins Werk setzt und dabei

an den bedeutendsten Stellen durch Nachgrabungen unterstützt wird; ferner durch die Errichtung einer wissenschaftlichen Station, welche, wie in Rom, so auch in dem für Kunstforschung jetzt so unendlich wichtigeren Athen den ganzen Kunsthandel überwacht, alle Entdeckungen genau registrirt und so allmählich das Material sammelt, welches zu einer umfassenden Kenntniß der attischen Kunst unentbehrlich ist. Athen ist zugleich die richtige Warte für den Orient, soweit derselbe ein Schauplatz hellenischer Cultur gewesen ist.

Die Zeit ist günstig. Im ganzen Oriente, soweit gebildete Menschen wohnen, erwartet man, daß Preußen seine neue Machtstellung bewähre, indem es die Interessen von Kunst und Wissenschaft auf classischem Boden würdig und kräftig vertrete. Die griechische Nation wird solchen Bestrebungen ihre ganze Sympathie zuwenden und die unter türkischer Herrschaft Lebenden wollen ihre Kunstschätze lieber in unseren Händen wissen, als in dem Staub der Irenenkirche verkommen sehen. Ueberall sah man uns, ohne daß wir einen Anspruch darauf machen konnten, als Vorläufer größerer Unternehmungen an.

Möchte man doch erkennen, was sich erreichen läßt, wenn die vorhandenen Kräfte sich in rechter Weise verbinden, die Dampfkraft der Marine, die Technik des Generalstabs, die Sachkenntniß des Archäologen und Architekten!

Möchte Jeder unter uns an seiner Stelle dahin wirken, daß zur Ehre des Vaterlandes und zum Segen deutscher Wissenschaft die Expeditionen von 1862 und 1871 durch größere Unternehmungen bald vollständig verdunkelt werden!

VII.

Ephesos.

Es giebt wohl keinen Landstrich, wo sich auf engem Raume so viel Geschichte zusammengedrängt und so viel menschliche Cultur entfaltet hat, wie die Westküste Kleinasiens, die wir noch heute mit dem alten Namen Jonien zu bezeichnen pflegen. Es ist ein Theil des jenseitigen Continents und nichts als das schmale Mündungsland der vier Flüsse, welche in parallelem Laufe aus dem Binnenlande hervorströmen, aber durch seine Naturbeschaffenheit unserem Welttheile verwandt und mit den Mittelmeerlandschaften in unzertrennlichem Zusammenhange.

Der geographischen Doppelstellung entspricht die Bewegung der Völkergeschichte. Von der einen Seite sind die Mächte des Orients vorgedrungen, um ihr natürliches Anrecht auf den Rand ihres Festlands und die Mündungen ihrer Flüsse geltend zu machen; von der andern Seite kamen die Seevölker, die Phönizier und Hellenen, um das hafenreiche Land mit ihrer Ufer- und Inselwelt zu vereinigen. Die hellenischen Ansiedelungen haben aber ein solches Uebergewicht erlangt, daß der binnenländische Zusammenhang ganz zurücktrat und der asiatische Boden Mutterschoß europäischer Bildung wurde, derselben Bildung, an deren Erhaltung und Fortentwickelung wir noch heute arbeiten.

Auf einem schmalen Landsaume von vierzehn deutschen Meilen Länge erwachsen nicht weniger als zwölf blühende Städte; jede derselben entwickelt ihre eigne Geschichte, und die

Gaben, welche die Natur mit verschwenderischer Hand über diesen Strand ausgeschüttet hat, kommen nun erst zur Geltung. Hier hat sich das Leben zuerst über die Nothdurft des Tages erhoben und in raschem Gedeihen alle Blüthen des Geistes entfaltet. Hier ist der Gesang Homers zu Hause, hier das Lied des Anakreon, die jambische Dichtung wie die Elegie. Von hier hat die Auskundschaftung der Länder und Völker begonnen, so wie die Aufzeichnung der Geschichte. Hier hat sich der menschliche Gedanke zuerst von dem Sichtbaren zur Erforschung der letzten Gründe und zur Erkenntniß eines ordnenden Weltgeistes erhoben; hier sind die wichtigsten Erfindungen der Bild- und Baukunst gemacht, von hier endlich hat man einen Handelsverkehr begonnen, der nach dem Maßstabe jener Zeit ein Welthandel war, indem er von Syrien bis über die Säulen des Hercules hinaus, von Abyssinien bis zum Asowschen Meer alle Länder zu gemeinsamem Austausche vereinigte und mit dem Handel eine alle Schätze des Landes und des Meers verwerthende Industrie verknüpfte.

Die reiche Culturwelt befand sich aber immer auf einem Boden, welcher nicht ihr vollberechtigtes Eigenthum war; sie war inmitten des vollsten Segenstandes eine unaufhörlich bedrohte, und zwar durch eine doppelte Gefahr, einmal durch die Angriffe bewaffneter Macht, und zweitens durch das verborgene Gift asiatischer Gesittung, welches überall seine ansteckende Kraft gezeigt hat, wo Europäer im Orient sich angesiedelt haben.

Diese Gegensätze, welche nirgends so unmittelbar auf einander gewirkt haben, diese fortdauernden Gährungen und Bewegungen, in Folge deren bald die eine, bald die andere Macht das Uebergewicht hatte, geben der Geschichte Joniens einen besonderen Reiz, und ich versuche diese denkwürdigen Verhältnisse deutlicher zu machen, indem ich einen Küstenpunkt auswähle, um hier den wechselnden Wellenschlag der Geschichte zu beobachten, die Mündung des Kaystros, an welcher Ephesos lag.

Der Kaystros bildet den natürlichen Zugang zum Binnenland, und die Anschwemmung, welche er vor der See ablagert, ist der fruchtbarste Ackerboden. Der Mündungsgolf ging ursprünglich viel tiefer in das Land hinein, das von Quellen und fisch-

reichen Bächen bewäſſert war, und ſo waren alle Umſtände vereinigt, um dieſem Punkte für umſichtige Seevölker eine hervorragende Bedeutung zu geben. Es war die bequemſte Anfahrt und der natürlichſte Aufgang zum Binnenlande, und ſo erklärt es ſich, daß der griechiſche Name, der urſprünglich die fette Niederung am Kayſtros bezeichnete, „asios leimon“, auf das Hinterland übertragen wurde, ſo daß von dieſem unſcheinbaren Küſtenpunkte der Name Aſien ausgegangen iſt.

Die Seefahrer aber, welche im Archipelagus die Anfahrten ausgekundſchaftet und verwerthet haben, waren die Phönizier. Wo ſie ſich anſiedelten, gründeten ſie Heiligthümer und zwar in der älteren Zeit ihrer Coloniſation, ehe Tyrus mächtig wurde, Heiligthümer einer weiblichen Gottheit, einer die lebendige Welt mit ihrer Macht erfüllenden und erhaltenden Naturgöttin, die unter dem Symbole des Mondes verehrt wurde; ſie gründeten es inmitten einer Bevölkerung, die dem griechiſchen Völkergeſchlechte verwandt war; ſie richteten den Dienſt in ähnlicher Weiſe ein, wie in Libyen an der Nordküſte von Afrika, wo kriegeriſche Jungfrauen der Göttin zu Ehren Waffentänze und Wettkämpfe aufführten.

Dieſe Küſtenheiligthümer blieben nicht allein. Es lag im Intereſſe des rührigen Handelsvolks, dieſelben zu Sammelplätzen der Bevölkerung und zu Mittelpunkten eines friedlichen Verkehrs zu machen. So verſchmolzen in dem gemeinſamen Dienſte der ſidoniſchen Mondgöttin Libyer und Phönizier zu einem Volke, und an einem ſolchen Kreuzpunkte der Land- und Waſſerſtraßen, wie die Kayſtrosmündung war, mußte der Anſchluß an das Binnenland in noch viel höherem Grade gelingen.

Er wurde dadurch erleichtert, daß ganz Vorderaſien von dem Dienſt einer Naturgöttin erfüllt war, der bei aller Verſchiedenheit der Namen und Gebräuche im Weſentlichen denſelben Inhalt hatte, nämlich die fanatiſche Verehrung der Mutter alles Lebendigen, wie ſie als Kybele, als Ma und Anaïtis, durch Phrygien, Lydien, Cappadocien bis nach Armenien und Baktrien hinauf verehrt wurde. Mit den bedeutendſten der binnenländiſchen Tempelörter wurde das Küſtenheiligthum in Verbindung geſetzt;

die oberſten Tempelämter wurden nach ausdrücklicher Satzung mit Auswärtigen beſetzt und durch kluge Benutzung der Ortslage gelang es, das kleine Küſtenheiligthum allmählich zu einem volkeinigenden Tempel und ſeine Jahresfeſte zu vielbeſuchten Meſſen zu machen. Der Fremdenverkehr war ſeit älteſter Zeit eine ſolche Hauptſache, daß man den Namen Epheſos von einem Manne herleitete, der ſich durch gaſtliche Einrichtungen zur Unterbringung und Bewirthung der vielen Pilger und Meßfremden verdient gemacht haben ſollte.*)

Dies iſt alſo die Thatſache, mit welcher die Geſchichte dieſer Gegend anhebt, das blühende Heiligthum der epheſiſchen Göttin am innerſten Rande des Golfs, der Dienſt einer Göttin, die in einem uralten Idole verehrt wurde, das vom Himmel gefallen ſein ſollte. Es war ein Holzkern, mit vielfacher Zuthat orientaliſcher Symbolik ausgeſtattet. Die angeſetzten Arme waren, wie die Münzen zeigen, durch ſenkrechte Stäbe geſtützt. Die Menge der Brüſte bezeichnete die Nährerin des Alls, die Sichel die Mondgöttin, das Attribut der Hirſche die Pflegerin des Thierlebens. Sie war von einem großen Cultperſonal wie von einem Hofſtaate umgeben, das nach Art aller Heiligthümer des Morgenlandes eine ſtreng hierarchiſche Abſtufung hatte. Der Oberprieſter hieß mit perſiſchem Titel „Megabyzos", die Prieſterinnen ſind unter griechiſchem Namen als „Meliſſai" bekannt, und die Münzen

*) Die Stiftung des epheſiſchen Heiligthums durch die Phönizier erhellt daraus, daß es urſprünglich ein hart am Meer gelegenes Hafenheiligthum geweſen iſt (Plinius N. H. II § 87: mare quondam aedem Dianae alluebat), und aus der Analogie mit dem Heiligthume der Göttin von Sidon an der kleinen Syrte. Dieſe Göttin wurde von Karthagern und Libyphöniziern als Selene gemeinſam verehrt und hatte Schaaren bewaffneter und zum Kriegsdienſt geſchulter Tempelfrauen um ſich. Herodot IV, 188. Movers Colonien der Phönizier S. 463, 468. Berufung der Prieſter aus der Fremde: Strabo S. 641. Philoxenie des Epheſos: Etym. Magnum unter Ἔφεσος. In Betreff aller Einzelheiten der Geſchichte und Topographie verweiſe ich auf die ausführlichere Darſtellung in meinen „Beiträgen zur Geſchichte und Topographie Kleinaſiens" Abh. der Akademie der Wiſſ. (Dümmler 1872), wo die Stadtgeſchichte von Epheſos S. 1—34 von mir und die Ueberreſte der Bauten S. 35—44 von Prof. Adler behandelt ſind.

der Stadt mit dem Bilde der Biene zeigen, wie dies Symbol seit ältester Zeit in Ephesos einheimisch war, um die Reinheit der Jungfrauen und wohl auch den unlösbaren Zusammenhang der zu dienstlicher Gemeinschaft Verpflichteten, also den monarchischen Organismus eines priesterlichen Staats auszudrücken. Darum wurden die obersten Verwaltungsbeamten mit den Namen der Essener oder Bienenkönige bezeichnet.*)

In freiem Besitz von Grund und Boden verfügte das priesterliche Collegium mit seinen Oberpriestern an der Spitze über eine Menge von Sklaven, welche beim Gottesdienste, bei der Beaufsichtigung der Weihgeschenke, bei Bestellung der Ländereien und bei der Zucht der Heerden, als Künstler, Handwerker, Weg- und Canalbauer, Schiffer und Fischer Dienste leisteten, und über wohlgeübte Schaaren männlicher und weiblicher Krieger. Das Castell von Ayasuluk, die natürliche Warte der ganzen Uferlandschaft, welche auf der steilen Höhe oberhalb des Heiligthums sichtbar ist, bezeichnet den Platz einer alten Feste, welche, wie wir voraussetzen dürfen, dem Priesterthum als eine Burg diente, um die Umlande zu beherrschen und jede Störung des Landfriedens abwehren zu können. Unten wohnten die Bauern in offenen Ansiedelungen um das Heiligthum herum und entrichteten der Göttin den Zins. Die Heiligkeit des Tempels zog viele Schutzsuchende heran, und fremde Ansiedler wurden ins Land gerufen, um zu Gunsten des Heiligthums den Ertrag der Bodenrente zu steigern.**)

*) Ueber das Idol der Artemis vgl. O. Jahn: Ueber die puteolanische Basis in den Berichten der K. Sächs. Gesch. der Wiss. 1851, S. 146. Was man früher als herabhängende Ketten anzusehen pflegte, wird jetzt wohl allgemein als Armstütze angesehen, wie auch bei dem Bilde der Hera von Samos. Vgl. Overbecks Kunstmythologie II, S. 187. Der Name „Melissai" ist für die Artemispriesterinnen nicht direct bezeugt, aber der Name Ἐσσῆνες (verwandt mit ἐσμός Bienenschwarm) bestätigt die Annahme, daß auch in diesem Punkt der ephesische Dienst mit dem der Rhea und Demeter übereinstimmte. Vgl. L. Weniger: Zur Symbolik der Biene in der antiken Mythologie. Breslau 1871.

**) Fremde Ansiedler im Tempellande, namentlich die Bennäer aus Thracien: Ephoros bei Steph. Byz. v. Βέννα. Vgl. Guhl Ephesiaca p. 26. Beiträge S. 15.

Diese orientalische Hierarchie muß mit dem lydischen Reiche in freundnachbarlichem Verhältnisse gestanden haben und blieb unangefochten bis in die Zeit, da die große Bewegung begann, welche die europäischen Griechenstämme ergriff, daß sie aus ihren engen Kantonen sich aufmachten und in immer dichteren Zügen durch den Archipelagus nach Osten vordrangen. Es waren die Küstenbewohner von Attika, Böotien, Argos, Messenien; Griechen des ionischen Stamms, die, von den Bergstämmen des Continents aufs Meer gedrängt, die Inseln überschwemmten, die Phönizier sowie die Mischvölker der Karer und Leleger zurückschoben, sich mit den aus alter Zeit im asiatischen Küstenlande zurückgebliebenen Stammgenossen verbanden und meistens, ohne nachhaltigem Widerstande zu begegnen, eine dichte Reihe von Insel- und Küstenstädten gründeten. Das war die ionische Wanderung, nach gewöhnlicher Rechnung 1040 v. Chr., die erste Rückfluthung der Geschichte von Westen nach Osten.

Die Kaystrosmündung mußte einer der ersten Zielpunkte der Einwanderer sein; aber hier war der einzige Platz, wo eine wohl organisirte Macht das Ufer hütete.

Ein Schaar von Athenern sammelte sich auf Samos, und, nachdem sie zwanzig Jahre lang vergebliche Anstrengungen gemacht hatten, im Kaystroslande festen Fuß zu fassen, gelang es ihnen endlich, auf dem Wege von Scala Nuova vorzudringen und dem Tempel und der Tempelburg gegenüber auf dem nördlichen Vorsprunge des Koressos, welcher die unter dem Namen des St. Paul-Gefängnisses bekannten Ueberreste eines alten Thurmes trägt, ein festes Lager und ein Athena-Heiligthum zu errichten.

Von den Kämpfen, mit denen diese Niederlassung begleitet war, hat sich die Erinnerung in einer weit verbreiteten Sage erhalten. Denn während die andern Mühen und Gefahren der Colonisation in Vergessenheit geriethen, machte die wunderbare Erscheinung fanatisirter Tempelfrauen, welche mit Speer und Bogen das Tempelland der großen Göttin vertheidigten, auf die Phantasie der Griechen einen unauslöschlichen Eindruck, und es ist der Kampf der Athener mit den todesmuthigen Amazonen für alle Zeit ein Lieblingsstoff der attischen Kunst geblieben.

Nun lagen ſich in der engen Küſtenlandſchaft zwei feindliche Mächte gegenüber, ein junges Athen und eine aſiatiſche Hierarchie. Das alte Küſtenheiligthum, auf Seeverkehr angewieſen, war vom Meere abgeſchnitten. Die Verhältniſſe erſchienen unerträglich.

Indeſſen wußten die Prieſter durch kluge Politik das Schlimmſte abzuwenden. Da die lydiſche Macht ins Binnenland zurückgewichen war, mußten ſie ſich mit den Ankömmlingen verſtändigen, und es iſt ja auch niemals die Weiſe helleniſcher Colonien geweſen, ältere Heiligthümer, welche ſie in ihren neuen Wohnſitzen vorfanden, zu zerſtören. Vielmehr ſuchten ſie im eigenen Intereſſe einen vortheilhaften Anſchluß. So huldigten auch die Athener am Kayſtros der einheimiſchen Landesgottheit, benannten ſie mit dem in Hellas längſt eingebürgerten Namen Artemis, erkannten ſie als ihre Schutzpatronin an und traten mit dem Prieſterſtaate in ein Bundesverhältniß.

Eine alte in Fels gehauene Terraſſe mit Stufen und geräumiger Hochfläche, die ohne Zweifel einſt zu feierlichen Verſammlungen beſtimmt war, liegt gerade in der Mitte zwiſchen dem Athenaion und dem Artemiſion und wir können annehmen, daß dies der Platz war, wo die Bundesverträge beſchworen wurden und der Mittelpunkt der gemeinſamen Feſte war.*)

Das Verhältniß war der Art, daß beide Theile dabei ihren Vortheil fanden.

Die Prieſterſchaft ſah ihr Heiligthum in der helleniſchen Welt, welche ſich an allen Küſten mit ſiegreicher Ueberlegenheit ausbreitete, an Anſehen ſteigen, und den Coloniſten kam die hohe Geltung des Heiligthums zu Gute, um unter den zwölf Städten eine ausgezeichnete Stellung zu erreichen. Denn wo Hellenen wohnten, war auch nachbarliche Eiferſucht und ein Wettkampf, der alle Kräfte in Bewegung ſetzte.

---

*) Die Coloniſten in Samos: Athenaios S. 381. Amazonenſage: Beiträge S. 12. — Verträge: Pauſanias VII, 2, 8: *οἱ περὶ τὸ ἱερὸν οἰκοῦντες — Ἴωσιν ὅρκους δόντες καὶ ἀνὰ μέρος παρ' αὐτῶν λαβόντες ἐκτὸς ἦσαν πολέμου.* Ueber den Platz der *ὁρκωμοσία*, vgl. Beiträge S. 14 und Adler a. a. O. S. 35.

An Stelle der einförmigen Zuſtände, welche Jahrhunderte lang an der Küſte geherrſcht hatten, entfaltete ſich ein reiches, buntbewegtes Leben, attiſches Gemeinweſen, attiſche Kunſt und Betriebſamkeit.

Unter Nachkommen der Könige von Athen war der neue Staat gegründet. Dem Königthume folgte eine Ariſtokratie, die bei aufblühendem Handel und Gewerbe bald einer freieren Bürgerverfaſſung Platz machte, aus der wiederum die Alleinherrſchaft einzelner Parteiführer erwuchs. Alle Uebergänge erfolgten raſcher als im Mutterlande. Auch die geiſtige Bildung entwickelte ſich früher und reicher, als bei den in den gewohnten Gleiſen des heimathlichen Lebens Zurückgebliebenen. Wie an einem Baume, der mit glücklicher Hand in beſſeres Erdreich und volleren Sonnenſchein verpflanzt iſt, wuchs *ein* fruchtbarer Zweig aus dem anderen hervor; ſo aus dem Epos das lyriſche Gedicht.

Auch auf Homer glaubten die Epheſier einen Anſpruch zu haben, weil Smyrna von ihnen gegründet ſei; die Elegie iſt aber wirklich in Epheſos zu Hauſe, und wir bewundern den ſinnreichen Erfindungsgeiſt der Jonier, der es verſtand, durch Verbindung des homeriſchen Verſes mit dem Pentameter, welcher ſelbſt nur eine geringe Abänderung des Hexameters iſt, ein Versmaß zu ſchaffen, welches ſich als eine überaus glückliche Form für den Ausdruck der mannigfaltigſten Stimmungen des menſchlichen Gemüths durch alle Jahrhunderte lebendig erhalten hat.

Im ſiebenten Jahrhundert ertönten die erſten Elegien bei den Epheſiern, die Kriegslieder des Kallinos, des Vorgängers von Tyrtaios und Solon.

Noch deutlicher zeigt ſich der fördernde Einfluß der neuen Heimath auf dem Gebiete des Bildens und Bauens; denn dafür waren hier ganz andere Mittel vorhanden als im dürftigen Mutterlande. An der Grenze des Orients, in der Nachbarſchaft großer Weltreiche hatte man einen ganz anderen Maßſtab, nach welchem man Bauanlagen entwarf; man war nicht damit zufrieden, dem Cultus entſprechende Räume nach väterlicher Weiſe

zu errichten, ſondern man wollte durch Werke von nie geſehener Größe und Pracht die Welt in Erſtaunen ſetzen und ſuchte zu dieſem Zwecke die Kräfte von verſchiedenen Punkten zuſammen zu bringen.

Dadurch wurde die Neugründung des Artemiſion eine Epoche der Baugeſchichte.

Samiſche Techniker zeigten, wie man durch Holzkohlen und Felle inmitten des Sumpfes trocknen Baugrund herſtellen könne. Cherſiphron aus Kreta entwarf den Plan des von weiten Säulengängen umgebenen Heiligthums, und auf neu erfundenen Rollgeſtellen wurden die Werkſtücke aus den entfernten Brüchen herbeigeſchafft. Da entdeckt Pixodaros, der auf einer nahen Höhe ſeine Heerde weidete, die ſchönſten Marmorlager und zum Dank für die glückliche Kunde wird er als Heros Euangelos von ſeinen Mitbürgern geehrt. Cherſiphron's Sohn Metagenes legt die Steinbalken auf und mit Hülfe von Sandſäcken, die ſich allmählich entleeren, gelingt es, die ungeheuern Steinmaſſen von etwa 400 Centner ſich ſo allmählich auf die Säulen lagern zu laſſen, daß jeder gefährliche Zuſammenſtoß vermieden wird, und als aller Mühe ungeachtet die Architravbalken über dem Eingange nicht recht zuſammenpaſſen wollen, naht über Nacht die Göttin ſelbſt und bringt das Gebälk in Ordnung, wie Apollo in Delphi ſelbſt an ſeinem Tempel mitarbeitet.

Wie ſpiegelt ſich in dieſer Baugeſchichte das neu erwachte Leben, der orientaliſche Trieb zum Koloſſalen und daneben der poetiſche Sinn, die raſtloſe Erfindſamkeit und Thatkraft der Hellenen!

Aber auch der Bau ſelbſt war in vielen Beziehungen etwas durchaus Neues.

An Stelle des doriſchen und urſprünglich einzigen Tempelſtils, welcher ſich in mäßigen Raumverhältniſſen ernſt und ſtreng entfaltet hatte, tritt eine freiere, reichere Weiſe. Die ſchwerfällige Triglyphenconſtruction wird beſeitigt, der Zwang eines ſtrengen Zuſammenhangs aller Glieder gelockert. Die Halle löſt ſich vom Gotteshauſe, die ſchlanker emporſteigende Säule trägt einen leichteren Architrav, und jede Säule mit ihrem in weichen

Formen auslaufenden Kopfſchmucke ſteht auf ihrem eigenen Fuße als ein ſelbſtändiges Bauglied.

Der Keim dieſer Bauordnung, in welcher ſich das nach freier Mannigfaltigkeit ſtrebende Weſen der Jonier erkennen läßt, mag im Mutterlande zu Hauſe ſein. Die Ausbildung derſelben war aber etwas ſo Neues, daß man im Alterthum gewohnt war, ihren Urſprung nach Epheſos zu verlegen, und was hier im ſiebenten Jahrhundert v. Chr. erfunden wurde, iſt als maßgebendes Vorbild des ioniſchen Bauſtils feſtgehalten.*)

Um 630 v. Chr. wurden die vom ſchwarzen Meere heranterſtürmenden Kimmerier durch die Tempelſchätze angelockt, als Kallinos ſeine Mitbürger aufrief, ſich aus trägem Lebensgenuſſe zum Streite zu ermannen. Um 600 ſtand das Heiligthum in ſolchem Anſehen, daß die Phokäer, als ſie nach Maſſilia in Gallien ausfuhren, hier anlegten, um für ihre Colonie ein Abbild der Göttin und eine Prieſterin derſelben mitzunehmen. Um 560 errichtete König Servius Tullius auf dem Aventin ein Nachbild des Artemistempels, welches für die Umlande Roms in gleicher Weiſe ein Bundesheiligthum ſein ſollte, wie das Artemiſion für Epheſos.**)

Ein ſolcher Keim fruchtbarſter Entwickelung lag in der Verbindung zwiſchen Tempel und Stadt; aber ſie hatte für beide Theile auch mancherlei Gefahren.

Die Stadt hatte ſich bei dem Anſchluß an die alte Landesgottheit des ungriechiſchen Einfluſſes nicht erwehren können. Die attiſche Göttin war zurückgetreten. Ihr wurde nicht mehr das Geſchlechterfeſt der Apaturien gefeiert, das Erkennungszeichen der echten Tochterſtädte von Athen, und die Gedichte des Kallinos bezeugen deutlich genug, wie früh die Epheſier in Prunkſucht und Erſchlaffung geſunken ſind.

*) Epheſos als Heimath des ioniſchen Bauſtils bei Vitruv IV, 1. Dagegen Böttticher, Tektonik der Hellenen (zweite Auflage I, S. 162), der Attika als Mutterland der ioniſchen Bauweiſe anſieht.

**) Phokäer gehen von Epheſos nach Maſſilia (598 v. Chr. nach Euſebios): Strabo S. 179.

Andererseits war auch der Priesterstaat mit dem Gange der Dinge nicht zufrieden; denn von der bescheidenen Niederlassung am Athenaion hatten die Bürger sich mehr und mehr landeinwärts ausgedehnt; sie hatten den Pion besetzt, den auf runder Grundfläche mit doppeltem Gipfel sich erhebenden Felsberg, und ihn mit einer Mauer umgeben, deren Linie noch heute auf dem Rande des Bergs zu erkennen ist.

Die Priestermacht des Alterthums beruht überall auf Gauverfassung und sucht diese nach Kräften zu erhalten. Denn so wie die Bevölkerung sich in ummauerten Städten sammelte, entzog sie sich der priesterlichen Leitung. Nun war die Stadt bis auf sieben Stadien (c. 4000 Fuß) gegen den Tempel vorgerückt und lag ihr wie eine stolze Trutzburg gegenüber.*)

Diese Verhältnisse erhielten sich, so lange das ephesische Gebiet als eine für sich abgeschlossene Welt bestand, um welche keine äußere Macht sich bekümmerte.

Dies wurde anders, als die Mermnaden, die seit 710 in Lydien regierten, ihre Politik gegen die Seeküste wendeten. Das Heer des Kroisos zog um 560 das Kaystrosthal hinab und belagerte Ephesos, wo der Tyrann Pindaros das Regiment führte. Der Widerstand war auf die Dauer unmöglich, und am Ende blieb nur ein Rettungsmittel übrig, nämlich die Stadt so mit dem Heiligthum zu verbinden, daß sie durch die Unverletzlichkeit desselben gedeckt wurde. Ein sieben Stadien langes Seil wurde von der Stadtmauer zur Tempelmauer hinüber gezogen: nun war die Stadt aus eigenem Entschlusse eine Dependenz des Tempels geworden, und die Priester traten mit ihrem ganzen Ansehen dafür ein, daß den Bürgern kein Leid geschähe.

Aber sie benutzten die Gelegenheit, ihre Absichten durchzuführen, welche mit denen der Lyder vollkommen zusammentrafen. Beiden war die feste Griechenstadt an der Kaystrosmündung ein Dorn im Auge. Die Stadt wurde aufgelöst, die Bürgerschaft in offenen Flecken um das Heiligthum angesiedelt.

*) Apaturienfest: Herodot I, 147: Ueber den Bergnamen Pion vgl. Beiträge S. 2. Ueber den Zusammenhang zwischen Priesterherrschaft und Gauverfassung: S. 17.

Lydien war nun sein Bundesgenosse, der reichste aller Könige der freigebige Wohlthäter des Tempels; und die Marmorsäulen, mit denen jetzt der Prachtbau zur Vollendung geführt wurde, waren zum größten Theil sein Geschenk. Unter dem weitreichenden Schutze einer asiatischen Großmacht war der Tempel nun wieder, wie vor der Landung der Athener, der alleinige Mittelpunkt des ganzen Mündungslandes. Die Fluth drang wieder mächtig von Osten nach Westen vor und drohte die ihrer Dämme beraubte Colonie vollständig zu überschwemmen.*)

Aber der attische Geist war nicht erstorben. Noch war ein Kern von Altathenern vorhanden, die Abkömmlinge der Helden, welche die Colonie am Athenaion gegründet hatten und auch nach dem Sturze des Königthums wie der Adelherrschaft im Besitze erblicher Ehrenrechte geblieben waren. Sie erkannten, daß die drohende Krisis nur durch neuen Anschluß an die Heimath überwunden werden könne. Auf ihre Bitte schickten ihnen daher die Athener einen Mann Namens Aristarchos, welcher mit solonischem Geiste die Colonisten wieder sammelte, das Gemeinwesen ordnete und, mit königlichen Vollmachten ausgerüstet, ein Neugründer des attischen Ephesos wurde. Nach fünfjähriger Thätigkeit kehrte

*) Tempelseil: Herodot I, 26. Nach Polyaen VI, 50 war das Seil an die Säulen des Tempels gebunden. Auflösung der Stadt *(διοικισμός)* wie in Smyrna: Beiträge S. 17. Lebhafte Fortführung des Baus, indem *τῶν κιόνων αἱ πολλαί* (also wahrscheinlich die Summe der noch fehlenden Säulen) von Kroisos geweiht wurden. Herodot I, 92. Es ist nichts wahrscheinlicher, als daß Kroisos in Gemeinschaft mit der Priesterschaft seinen Ehrgeiz darein setzte, den Tempel rasch vollendet zu sehen, und wir wissen, daß derselbe einige Jahre nach Kroisos' Fall als amphiktyonischer Mustertempel in Rom nachgebildet wurde. Die gesammte Bauzeit wird bei Plinius XXXVI, 98 auf 120 Jahre angegeben und die Vollendung bei Vitruv VII, 16 dem Tempeldiener Demetrios und dem Epheser Paionios zugeschrieben. Ueber den Zeitpunkt der Vollendung, von dem die 120 Jahre zurückgerechnet werden müssen, können wir nichts Bestimmtes aufstellen. Wir können nur nach Plinius XXXV, 152 (dem einzigen Zeugnisse, das einen chronologischen Anhaltspunkt in Betreff des Alters der samischen Kunstschule gewährt) schließen, daß die wichtigsten Erfindungen derselben bis gegen 700 v. Chr. zurückreichen und daß die Betheiligung der samischen Schule an der Grundlegung des Artemision ungefähr um 650 v. Chr. anzusetzen ist.

er, als die Perser ihre Herrschaft aufrichteten (um 550), in die Heimath zurück.*)

Die Colonie war gerettet, aber die der Mutterstadt würdige Haltung der Bürger hielt nicht lange vor. In Athen war die auf die alten Bürgerfamilien gestützte Macht der Ueberlieferung so groß, daß auch nach Beseitigung aller Schranken bürgerlicher Freiheit die Zucht des Gesetzes in Kraft blieb und die besten Bürger durch Wort und Vorbild den Staat lenken konnten; in der buntgemischten Bevölkerung einer von fremden Einflüssen umgebenen Colonie, auf dem Boden eines Landes, welches zu weichlichem Lebensgenusse die reichste Gelegenheit darbot, war es unmöglich, die freiwillige Unterordnung unter das Gesetz und die patriotische Hingebung an den Staat zu erhalten, ohne welche eine geordnete Demokratie unmöglich ist. Die besten Bürger zogen sich in tiefer Verstimmung von dem Gemeinwesen zurück oder sie wurden, als unbequeme Mahner, verbannt und in das Ausland vertrieben, dem ihre Weisheit zu Gute kam.

So Hermodoros, der im Sinne Aristarchs nicht müde wurde an der Ordnung des Gemeinwesens fortzuarbeiten. Seine Stimme war die des hellenischen Bewußtseins, des staatlichen Gewissens. Seine hervorragende Tugend erschien aber den Ephesiern als eine Verletzung der bürgerlichen Gleichheit. „Keiner", sagten sie, „soll unter uns der Beste sein; ist er es aber, so sei er es anderswo und bei Anderen!" Hermodoros wanderte nach Italien, half den Decemvirn um 451 bei ihrer Gesetzgebung und das dankbare Rom errichtete ihm ein Standbild auf dem Comitium.

Sein Freund Herakleitos gab das Ehrenamt auf, das er als Nachkomme der Kodriden in Ephesos bekleidete. König Dareios wollte ihn als einen Führer der conservativen Partei benutzen, aber er wollte keine öffentliche Thätigkeit; er zog sich in die Einsamkeit des Denkens zurück und sein ganzes Sinnen

*) Aristarchos: Einziges Zeugniß bei Suidas unter *Ἀρίσταρχος*. Der Name war (wie ich in den „Beiträgen" S. 20 nachgewiesen zu haben glaube) ein in Ephesos ertheilter Ehrenname. — Ueber Heraklit und Hermodoros vgl. Jacob Bernays Heraklitische Briefe S. 84.

und Streben entwickelte ſich im ſchroffſten Gegenſatze zu dem, was ihn umgab. Das den Sinnen Wahrnehmbare zerrann ihm in nichts, die Erkenntniß des Ewigen, die nirgends vorhanden war und nirgends geſucht wurde, war ihm Alles, und in ſtolzer Geiſteskraft erhob er ſich zur Anſchauung einer über den wüſten Gegenſätzen der ſichtbaren Dinge ſchwebenden Vernunft, einer ewigen Gerechtigkeit, der verborgenen Harmonie der Welt.

Von den äußeren Verhältniſſen des griechiſchen Epheſos können wir uns nur ein unvollkommnes Bild machen.

Es wird uns auf das Unzweideutigſte überliefert, daß die Epheſier aus der erzwungenen Anſiedelung in der Niederung des Tempelbodens in eine feſte Lage während der folgenden Jahrhunderte nicht zurückgekehrt ſind. Wenn ſie alſo auch eine Gemeindeverfaſſung wieder erlangten, müſſen ſie doch in einer gewiſſen Abhängigkeit geblieben ſein. Der Tempelſtaat war das Centrum der Landſchaft und ging aus allen Umwälzungen mit neuem Glanze hervor.

Nach dem Sturz der Kroiſos wurde er von den Perſerkönigen mit beſonderer Rückſicht behandelt und diente ihnen als Stützpunkt ihres Einfluſſes in den eroberten Landſchaften. Das Artemiſion war das einzige Heiligthum Joniens, das Xerxes verſchonte; ja er brachte dort ſeine Kinder unter, als er nach Europa zog, und je heftiger der Völkerkrieg entbrannte, um ſo wichtiger wurde die internationale Stellung des Tempels; es war der neutrale Boden, wo der Verkehr, deſſen die beiden Gegengeſtade nicht entbehren konnten, ununterbrochen fortging, der Weltmarkt, wo perſiſche Seckel und griechiſche Drachmen neben einander geprägt wurden.*)

Es lag aber im nächſten Intereſſe der Prieſter, das griechiſche Volksthum, die bewegende Kraft in der Culturwelt des Mittelmeers, in Epheſos nicht untergehen zu laſſen. Darum unterhielten ſie nahe Beziehungen mit den Heiligthümern des Mutterlandes und ſchickten ihre Beamten zu den Feſten von Olympia.

*) Xerxes und das Artemiſion: Herod. VIII, 103. Perſiſche Seckel: Brandis Geſch. des Münzweſens in Vorderaſien S. 328.

Darum legten ſie großen Werth darauf, daß ihr Heiligthum auch bei den Griechen als der ſicherſte Platz zur Aufbewahrung koſtbarer Gegenſtände angeſehen wurde und daß unter den anvertrauten Schätzen auch die Handſchriften des Herakleitos ſich befanden. Sie thaten das Ihrige, um griechiſche Künſtler zu gewinnen, welche die epheſiſche Göttin mit dem reichen Sagenkreiſe des deliſchen und des delphiſchen Apollo in Verbindung ſetzten, und es wird von einer Reihe von Amazonenſtatuen berichtet, welche die erſten Bildhauer Griechenlands im Wettkampf mit einander für den Tempel gemacht hätten. Man beſtellte und ſammelte Kunſtwerke aller Art, beſonders koſtbare Werke griechiſcher Kleinkunſt in edlem Metall; man ließ Bilder herſtellen, in denen die große Göttin inmitten ihres ganzen Dienerperſonals oder der Pomp der Feſtzüge in vollem Glanze zur Anſchauung kam. Auch die Gräber der Oberprieſter wurden mit griechiſchen Gemälden ausgeſtattet.

Beſonders willkommen war die Huldigung von Seiten einzelner Griechen, die eine hervorragende Bedeutung hatten. Darum gereichte es den Prieſtern zur beſonderen Befriedigung, wenn ein Mann wie Xenophon die Weihegaben von ſeinem Feldherrngewinn zwiſchen dem Apollo in Delphi und der Artemis theilte. Ein epheſiſcher Oberprieſter brachte ihm ſelbſt das der Göttin anvertraute Capital nach ſeinem Landſitz in Elis, und hier richtete er am Selinus, der eben ſo hieß und eben ſo fiſchreich war wie das Flüßchen bei Epheſos, eine beſcheidene Nachbildung des Artemiſion ein. Auch hier wurde von dem Ertrage des Bodens, des Waſſers und des Waldes der Zehnte an das Heiligthum geſteuert, und wenn das große Frühlingsfeſt gefeiert wurde, ging die ganze Nachbarſchaft bei der Göttin zu Gaſte.*)

*) Amazonenconcurrenz: Plinius XXXIV, 53. O. Jahn in den Denkſchriften der K. Sächſ. Geſ. der Wiſſ. 1850, Schöll, Philologus 1863, S. 416. Kleinkunſt beſonders des Mentor, von deſſen Werken der größte Theil im Artemiſion vereinigt war: Plin. XXXIII, 154. Griechiſche Gemälde mit Darſtellung epheſiſcher Gegenſtände: Proceſſionen, Plin. XXXV, 93; Gräber der Oberprieſter: § 132. Artemiſion in Skillus: Pauſanias V, 6, 5. Xenophon Anabaſis V, 3.

Je größeres Gewicht aber die Tempelbehörden auf das Vertrauen und die Anerkennung von Seiten des griechiſchen Volks legten, um ſo weniger konnten ſie mit den Parteirichtungen einverſtanden ſein, welche den Gegenſatz zwiſchen Hellenen und Barbaren hervorhoben und ihn auf jede Weiſe zu verſchärfen ſuchten. Darum waren ſie, wie die meiſten Prieſterthümer, die eine ſelbſtändige Bedeutung hatten, antinational, und auch die ſtädtiſche Bevölkerung hatte wenig Neigung, ſich für die Ideale helleniſcher Freiheit zu begeiſtern, wie es bei der Bevölkerung eines großen Handelsplatzes und Geldmarkts begreiflich iſt.

Die Erhebung Joniens fand bei den Epheſiern die geringſte Sympathie und der Perſerkrieg war die unwillkommenſte Störung ihrer Intereſſen. Alle Sicherheit und Ruhe war vorüber; wie Ebbe und Fluth wogte es hin und her.

So lange die Stadt des Perikles mächtig war, mußten die Bürgerſchaften Joniens in die neue Hauptſtadt des Archipelagus ihren jährlichen Tribut einſenden, um die Flottenmacht zu unterhalten, welche die Colonien vor den Perſern ſchützen und ihre Territorien als Glieder des helleniſchen Küſtenreichs behaupten ſollte. Epheſos brauchte aber keinen Schutz und wollte um keinen Preis vom Binnenlande getrennt ſein. Darum war man ſehr befriedigt, als Lyſandros durch den Anſchluß an Perſien das übermüthige Athen demüthigte und perſiſches Geld, deſſen Hauptcanal durch Epheſos ging, die entſcheidende Macht in der griechiſchen Geſchichte wurde.

Freilich erfolgte bald ein Rückſchlag durch Ageſilaos, durch den Sparta in die nationale Politik der Athener einlenkte. Er machte Epheſos zu einem großen Waffenplatze und verſuchte eine Regeneration der Colonie. Die verödeten Ringplätze und Rennbahnen wurden neu belebt. Die Kaufmannsſtadt wurde ein Kriegslager und Waffenſchmiede verdrängten die Wechslerbuden. Man richtete Wettkämpfe ein, um helleniſchen Ehrgeiz wieder zu entzünden; die gewonnenen Kränze wurden der Artemis geweiht und die aſiatiſche Göttin wurde wider Willen zu einer Schutzgottheit des nationalen Aufſchwungs der Hellenen.

Dieſe Bewegung war aber von kurzer Dauer und bald ver-

ſchaffte der Frieden des Antalkidas der alten Tempelpolitik den vollen Sieg. Vom perſiſchen Großkönige waren jetzt die Geſchicke der Hellenen abhängig; mit den Großmachtsgelüſten der europäiſchen Republiken war es zu Ende, und das Artemiſion, von den ärgerlichen Verwirrungen befreit, ſtand nun inmitten einer friedlich verbundenen Welt in unangefochtenem Anſehen da.

Indeſſen war das Hin- und Herfluthen der Geſchichte während des Jahrhunderts nach den Perſerkriegen doch nicht ohne bleibende Wirkung. Das helleniſche Bewußtſein war in der Colonie wieder wach geworden; Demokraten und Oligarchen, attiſch und ſpartaniſch Geſinnte traten ſich als Parteien gegenüber. Athen konnte nicht mehr helfen; darum wendeten ſich die Nationalen nach Macedonien und veranlaßten König Philipp, Truppen nach Jonien zu ſchicken, um das helleniſche Volksthum daſelbſt zu unterſtützen.*)

Damit beginnt eine neue Wendung der Geſchichte, eine Bewegung, welche nicht von einzelnen Kleinſtaaten oder von Seebündniſſen ausging, die bei künſtlicher Zuſammenſetzung der rechten Feſtigkeit entbehrten, ſondern von einem Königreiche, und diesmal handelte es ſich nicht wieder um den Küſtenſtrich, den der von Weſten kommende Wellenſchlag ſchon ſo oft mit unſicherer Grenzlinie überſpült hatte, ſondern der ganze Continent wurde von der neuen Fluth bedeckt.

Ein furchtbares Wahrzeichen ging ihr voraus.

Der wahnſinnige Frevelmuth eines Menſchen, der ſich den Umſtand zu Nutze machen wollte, daß kein Ereigniß in der bewohnten Welt ein gleiches Aufſehen machen konnte wie der Untergang des Artemiſion, veranlaßte die Feuersbrunſt, welche den Tempel zerſtörte, und zwar in derſelben Nacht, in welcher der Sohn Philipps geboren wurde, der dadurch, wie die Propheten der Göttin ausſagten, als das Verderben Aſiens angemeldet wurde.**)

---

*) Epheſos tributpflichtig: Beiträge S. 21. Lyſandros in Epheſos: Viſcher Alkibiades und Lyſandros S. 40. Ageſilaos: Xenophon Hellenika III, 4, 15. Griech. Geſchichte III² S. 164. Attalos in Kleinaſien: Diodor. XVI, 91.

**) Der Brand durch Heroſtratos: Strabon 641. Plutarch Alexander 3.

Bei wetteifernder Betheiligung aller Umlande wurde die Wiederherstellung sofort begonnen, unter Leitung des Deinokrates, des kühnsten Baumeisters seiner Zeit. Es war ein prachtvollerer Neubau auf den alten Fundamenten. Die einzelnen Säulen wurden wieder von freigebigen Wohlthätern gestiftet, deren Namen in die Hohlkehlen derselben eingeschrieben wurden. Für eine Reihe von Säulen, 36 an der Zahl, wurde eine neue Verbindung von Sculptur und Architektur ersonnen, indem man den unteren Theil des Säulenschaftes bis auf ein Zehntel der Gesammthöhe mit mehr als lebensgroßen Figuren in Hochrelief umgab.

Als eine besondere Merkwürdigkeit sind diese Reliefsäulen auf einer Reihe ephesischer Münzen dargestellt, deren eine, aus der Zeit Valerians, sich dadurch auszeichnet, daß auch die Köpfe der Figuren erkennbar sind, und der Ring, welcher das Relief von den Cannelüren sondert. Um das Cultusbild in der flüchtigen Skizze des Münzbildes deutlicher erkennen zu lassen, sind die mittleren Säulen der Frontseite von dem Stempelschneider weiter auseinander gerückt worden.

Diese Reliefs sind, wie das eine bisher aufgefundene Bruchstück lehrt, nicht als gewöhnliche Decorationsarbeit behandelt, und es war ein besonderer Stolz der Epheser, daß sie von diesen Reliefsäulen eine auf Skopas zurückführen konnten. Denn die ersten Bildhauer ihrer Zeit wurden zu einer Betheiligung an dem Neubau gewonnen; auch Praxiteles, welcher den großen Altar vor dem Tempel mit figurenreichen Bildwerken umgab.*)

Als Alexander während der Zeit, die es kostete den Schutt aufzuräumen und die neuen Pläne mit Hülfe der von allen

*) Ueber den Neubau: Strabon 641. Dedicationsinschriften finden sich auf den im Britischen Museum aufbewahrten Säulenbruchstücken unten in die Hohlkehlen eingeschrieben.

Ueber die columnae caelatae vgl. Arch. Zeitung 1873 S. 72. Die Zahl der 36 Säulen kommt wahrscheinlich so heraus, daß an der Ost- und an der Westseite Doppelreihen von je 8 Säulen standen und dann noch je 2 am vorderen und hinteren Eingange. Una a Scopa: Plinius XXXVI, 21. Betheiligung des Praxiteles: Strabo 641.

Seiten herbeigerufenen Künstler und Werkmeister auszuführen, König geworden war, erbot er sich alle schon gemachten Ausgaben zu tragen und die Vollendung auf seine Kosten zu übernehmen, wenn man ihm gestatte, das Ganze als sein Weihgeschenk in seinem Namen der Göttin darzubringen; aber die Priester lehnten es ab und brachten, ohne sich, wie ihnen vorgeworfen wurde, an den bei ihnen deponirten Geldern zu vergreifen, aus dem Erlös für das Material des alten Baues und reicher Beisteuer den Tempel zu Stande, wie ihn Deinokrates entworfen hatte, an Größe und Pracht eines der Wunder der Welt. In der Grundfläche etwa viermal so groß als der herrlichste Tempel des Mutterlandes, der Parthenon in Athen, und etwa $1\frac{1}{2}$mal so groß als der Dom zu Cöln, erhob sich der Neubau auf einem mächtigen Unterbau von zehn Stufen mit seinen rings umher geführten Doppelreihen von 60 Fuß hohen Säulen.

Ein von Hallen umgebener Pilgerhafen wurde künstlich ausgetieft und mit unabläßiger Mühe in Stand gehalten, damit er durch die Lagunen und Kanäle von der See her zugänglich bleibe. Denn obwohl der Tempel in Folge der fortschreitenden Alluvion allmählich bis auf drei Stunden Wegs vom offenen Gestade entfernt worden war, mußte er nach wie vor zu Schiffe erreicht werden können, wie es das von der See aus gegründete Heiligthum verlangte*).

Alexander hatte von seinem Vater die Aufgabe überkommen, die hellenische Nationalität an der asiatischen Küste zu neuem Leben zu erwecken und den Bann zu lösen, mit welchem orientalische Priestermacht die Tochterstadt Athens in ihrer freien Entwickelung gehemmt hatte.

---

*) Artemidoros bei Strabon 640 f. bestreitet die hämische Darstellung des Timaios, nach dem sich die Epheser an den persischen Depositen zum Zwecke des Neubaus vergriffen hätten. Einer solchen Hierosylie würden sie sich um so weniger schuldig gemacht haben, da sie nicht einmal die Dedication durch Alexander mit der Würde des Heiligthums vereinbar gehalten hätten. Man fand für die Ablehnung die höfische Einkleidung, daß es nicht passend sei, wenn ein Gott dem anderen einen Tempel weihe. — Den Wasserverkehr bezeugt das priesterliche Amt der ναυβατοῦντες („Beiträge" S. 6).

Epheſos ſollte, wie Smyrna, dreihundert Jahre nach Auflöſung der alten Stadt erneuert werden. Der Tempel ſollte in allen Ehren fortbeſtehen, aber keine aſiatiſche Dynaſtie, ſondern die Bürgerſchaft von Epheſos im Zuſammenhange mit dem neuen griechiſchen Reiche die Schutzmacht des Tempels ſein und an ſeiner Verwaltung Antheil haben.

Die Trägheit der Menge widerſtrebte der Umſiedelung und erſt Lyſimachos gelang es, nachdem er durch Verſtopfung der Canäle eine Ueberſchwemmung der Niederung veranlaßt hatte, den Gedanken Alexanders auszuführen.

Der Berg Pion wurde das Centrum der Stadt, der Sitz des helleniſchen Zeus, der auf dieſer Höhe als Regenſpender verehrt wurde und deſſen Heiligthum, wie wir aus Münzbildern ſchließen dürfen, von Baumgruppen umgeben blieb. Eine obere Burgmauer umſchloß die beiden Gipfel, eine untere den Fuß des Bergs wie die Vorſtädte nördlich und ſüdlich vom Pion; ſie folgte der Kammhöhe des langgeſtreckten Koreſſos bis zu ſeiner Vorhöhe, dem alten Athenaion, wo in dem ſogenannten St. Pauls-Gefängniſſe ſich der prachtvolle Feſtungsbau des Lyſimachos am Beſten erhalten hat.

Dieſer Thurm beherrſchte den Hafen der Stadt, welcher durch Kanäle mit dem Kayſtros in Verbindung ſtand.

Innerhalb des weiten Stadtrings unterſcheiden wir drei Hauptgruppen von Gebäuden.

Erſtens die großen Feſtlocale am nördlichen Fuße des Pion, das mit dem Kopfende und der einen Langſeite aus dem Berge gearbeitete Stadium, mit der vorliegenden Felsterraſſe und dem benachbarten Gymnaſium und das an den weſtlichen Fuß anlehnende, große Theater, von deſſen Sitzen man den Hafen vor Augen hatte und den ganzen Waſſerverkehr überblickte.

Zweitens die Anlagen in der Niederung, das Centrum des ſtädtiſchen Verkehrs, der große Marktplatz, von zwei Gymnaſien eingefaßt, von denen das kleinere am Theater lag, das größere unmittelbar am Hafen.

Die dritte Gruppe umfaßte diejenigen Gebäude, welche in der Senkung liegen, die ſich vom Hafen zwiſchen Pion und

Koressos sanft hinaufzieht, das Odeion und eine Reihe von Prachtbauten auf beiden Seiten des Wegs, und endlich das große Gymnasium in dem Thalbecken am südlichen Fuße des Pion, welches Opistholepria hieß.

Das Ganze war nach einem Plane angelegt, aber ohne die Eintönigkeit künstlicher Stadtanlagen, vielmehr von der reichsten Mannigfaltigkeit, wie sie sich selten auf so engem Raum beisammen findet. Binnenland und Gestade, versteckte Thalgründe und die von Canälen durchzogene Flußebene, schroffe Kalkfelsen mit tiefen Grotten und wohlgepflegte Tempelhaine — zu allen Tageszeiten hatte man schattige Wege oben und unten, mit stets wechselnder Aussicht auf Stadt und Hafen oder in die stille Binnenlandschaft oder endlich auf den fernen Meeressaum, in den die Abendsonne sich neigte.

Das Münzbild mit dem Pion und dem unterhalb gelagerten Kaystros giebt eine Andeutung dieser Mannigfaltigkeit von Naturformen und Bauanlagen*).

Jetzt war Ephesos eine der neuen Prachtstädte des Orients, eine hellenische Republik mit selbständiger Gemeindeverfassung unter dem Schutz mächtiger Reichsfürsten, in ungestörtem Genusse aller Vortheile seiner unvergleichlichen Lage. Die ganze Fülle der Cultur, welche sich im Mutterlande entwickelt hatte, war hier vereinigt, und die vielen Gymnasien, welche in der Zeit nach Alexander mehr und mehr für geistige Bildung und wissenschaftliche Zwecke bestimmt waren, zeigen, wie sehr man beflissen war, einer einseitigen Richtung auf Handel und Geldgeschäft vorzubeugen.

Alle Zweige von Wissenschaft und Kunst entwickelten sich aber in einer vom Mutterlande abweichenden Richtung. Homer

*) Zeus als Regenspender auf dem Pion, in der Linken den Blitz haltend; unten der Adler; der Regen strömt auf den die Niederung darstellenden Kaystros. Rechts und links Gebäude und Bäume. Der Cultus des Regengotts bezieht sich wahrscheinlich auf die Naturbeschaffenheit des Pion, welche unter den Merkwürdigkeiten des ionischen Landes aufgeführt wird (Pausanias VII, 5). Vgl. „Beiträge" S. 2. Ueber die Bauanlagen von Ephesos das Nähere bei Adler in den „Beiträgen" S. 34 ff.

lebte in den Schulen fort, aber der Vortrag ſeiner Gedichte war die Sache von Rhapſoden, deren Kunſt zu handwerksmäßiger Technik wurde und doch in ſehr anſpruchsvoller Weiſe auftrat, wie wir dies ſchon bei Platons Zeitgenoſſen Jon von Epheſos wahrnehmen. Die Beredſamkeit wurde mit großem Eifer betrieben. Man glaubte die ſchlichte Weiſe des Lyſias und Demoſthenes weit überbieten zu können, aber indem ſich die Redekunſt von der Arbeit am öffentlichen Leben und gleichzeitig von philoſophiſcher Schärfe entfernte, verfiel ſie in Declamation und weichlichen Schwulſt. Die Sophiſtik vermochte den Mangel nicht zu erſetzen, und wenn die Meiſter der griechiſchen Beredſamkeit in Aſien auch noch von Cicero ſtudirt und von Hortenſius nachgeahmt wurden, ſo iſt doch die ganze Literatur ſpurlos verſchollen. Die dramatiſche Kunſt war in voller Blüthe. Jonien war jetzt der Hauptſitz ſceniſcher Künſtler, welche zu Körperſchaften vereinigt die Schauſpielkunſt in Verbindung mit Tanz und Pantomimik berufsmäßig pflegten. Der Dienſt des Dionyſos war ſo volksthümlich, daß, wenn fremde Machthaber in Epheſos einzogen, die Bürger mit ihren Kindern als Satyrn, die Frauen als Bacchantinnen ſie bewillkommneten. Aber die Kunſt war von der Poeſie und den alten Satzungen des Bühnenſpiels gelöſt, eben ſo die in kraftloſe Spielerei ausartende Muſik. Nicht die begeiſternde Kraft, ſondern nur der verweichlichende Einfluß des Dionyſosdienſtes war noch in Wirkſamkeit, und ein epheſiſcher Flötenſpieler Batalos war es, der zuerſt dadurch Anſtoß gab, daß er in weiblicher Kleidung auf der Bühne ſich ſehen ließ. Das kleine Kunſthandwerk, namentlich in Gold und Silber, war ſehr im Schwunge; eine wirklich neue Entwickelung fand aber nur auf dem Gebiete der Malerei ſtatt*).

Hierfür bildete ſich in Epheſos eine eigene Schule, welcher die großen Sammlungen des Heiligthums ſehr zu Statten kamen.

*) Ueber das „genus asianum“ Blaß: Die griech. Beredſamkeit nach Alexander S. 54 f. Ueber die ſceniſche Kunſt in Jonien O. Lüders, die dionyſiſchen Künſtler 1873. Satyrproceſſionen: Plutarch Antonius c. 24. Batalos: Libanius Vit. Demoſthenis 2. — Goldſchmiede *ποιοῦντες ναοὺς ἀργυροῦς Ἀρτέμιδος:* Apoſtelgeſchichte 19, 24.

Hier entwickelten sich Parrhasios und Zeuxis, welche in gewisser Beziehung als Gründer der griechischen Malerei angesehen werden konnten. Denn jetzt erst entstanden Staffeleibilder, welche als Wunder der Welt angestaunt und um ungeheure Summen angekauft wurden, wogegen die bescheidenen Wandbilder in Athen und Delphi nur als Incunabeln der Kunst gelten und als solche ein historisches Interesse beanspruchen könnten. Man übersah, daß der ideale Inhalt der alten Gemälde, welche ohne ernste Sammlung gar nicht verstanden und gewürdigt werden konnten, in der ionischen Schule zurücktrat, und daß in dem Vorherrschen der Technik, in dem Streben nach sinnlicher Wirkung und optischer Täuschung bei allem Glanze des Erfolgs ein Keim des Verfalls verborgen lag.

Das Wichtigste bleibt für uns das Verhältniß der Stadt zum Tempel.

Der Tempel war jetzt ein vorstädtisches Heiligthum, wie Olympia vor dem alten Pisa; die Festlocale waren innerhalb der Stadtmauern, und eine große Straße, von Grabdenkmälern dicht eingefaßt, diente zu den Opfer- und Festzügen, welche die beiden Hauptpunkte der Landschaft verbanden.

Darum war aber der alte Kampf nicht zu Ende: er erhielt nur eine ganz andere Form; es wurde ein Territorialstreit zweier Nachbarn, und seitdem die Priester ihre selbständige Herrschaft hatten aufgeben müssen, suchten sie wenigstens das Weichbild des Heiligthums und den Bezirk ihrer Gerichtsbarkeit möglichst auszudehnen.

Alexander hatte die Ausdehnung des Tempelbezirks auf ein Stadium festgesetzt. Als Mithradates Herr von Jonien war, wollte er sich den Priestern gefällig erweisen. Er stellte sich auf die Ecke des Tempeldachs und schoß von dort einen Pfeil ab, um darnach die neue Grenze zu bestimmen. Sie reichte nur wenig über die von Alexander gezogene Linie hinaus.

Wirksamer war, was zu Gunsten des Tempels Antonius der Triumvir that, der als neuer Bacchus in Ephesos einzog. Auf dem Boden Asiens wurde er selbst zu einem Asiaten und suchte sich durch Begünstigung einheimischer Hierarchie beliebt

zu machen. Das Weichbild des Tempels wurde durch ſeinen Machtſpruch um das Doppelte vergrößert. Nun war wieder ein Theil des Stadtgebiets innerhalb des Artemiſion. Mitten in den Straßen ſtanden die Grenzſteine, wo die Gerichtsbarkeit der Prieſterſchaft anfing und kein ſtädtiſcher Beamter das Aſylrecht verletzen durfte.

Octavian machte dem Unweſen ein Ende, welches aus dem Mißbrauche des Aſyls entſtand. Er verengte wiederum den Tempelhof und zog eine neue Mauer; die Bauſteine und Inſchriften derſelben ſind vor Kurzem an alter Stelle wieder aufgefunden worden und ſo haben wir für dieſen merkwürdigen Kampf zwiſchen geiſtlichem und weltlichem Territorium, in dieſem Vor- und Zurückſchieben der Mauerlinie einen feſten topographiſchen Punkt, wo Octavian fünf Jahre vor Chriſti Geburt das Document ſeines Baus aufſchreiben und einmauern ließ.

Damit war eine Reihe von Reformen verbunden, welche nicht den äußeren Umfang, ſondern den Kern des Prieſterſtaats betrafen. Die Verwaltung des Tempelvermögens wurde einer Beaufſichtigung von Seiten des Staats unterzogen und Auguſtus ſelbſt verfügte über Tempelgelder zum Baue eines Heiligthums für den Cultus des Hauſes der Julier, eines Auguſteums, deſſen Platz wahrſcheinlich noch in Ueberreſten zu erkennen iſt*).

So wurden die neuen Götter der Erde bei der alteinheimiſchen Landesgottheit eingeführt und von ihr aufgenommen. Nun traten auch geborene Römer in die Verwaltung des gemeinſamen Heiligthums ein, und gleichzeitig erfolgte wahrſcheinlich eine Läuterung des Gottesdienſtes, indem gewiſſe beſonders anſtößige Satzungen der aſiatiſchen Hierarchie, wie das Eunuchenweſen, beſeitigt wurden. Da aber die weſentlichen Rechte des Tempels anerkannt und neu beſtätigt, ja frühere Verletzungen derſelben ſo gut wie möglich geſühnt wurden — wie denn Auguſtus den von Antonius

*) Die Geſchichte der Peribolosmauer: „Beiträge“ S. 26 f. Inſchrift von Wood gefunden: Imp. Caesar Divi F. Augustus C. XII Trib. pleb. XVIII pontifex maximus ex reditu Dianae fanum et Augusteum muro muniendum curavit etc. Waddington Fastes des prov. Asiatiques p. 94.

geraubten Apollo des Myron dem Tempel zurückgab —, waren die Vortheile der neuen Organisation bei Weitem überwiegend. Die Römer standen seit den Zeiten des Servius in einem Pietätsverhältniß zu Ephesos. Es war jetzt die anerkannte Hauptstadt von Kleinasien, und ein Gesetz bestimmte, daß alle Statthalter der Provinz Asien zuerst in Ephesos landeten, um hier ihren solennen Einzug zu halten. Seit Beendigung der Bürgerkriege blühten Handel und Wandel mehr als je zuvor; nun war endlich ein Weltreich vorhanden, wie es die Priester der Artemis immer erzielt hatten, ein friedlich geeinigtes, in welchem die schroffen Unterschiede zwischen Barbaren und Hellenen und alle störenden Gegensätze der Nationalitäten in einer allgemeinen Weltbildung sich allmählich ausglichen. Nun erst wurde das mit praktischem Römerverstande reorganisirte Heiligthum ein wirklich ökumenisches und genoß durch die ganze bekannte Welt vom Euphrat bis nach Hispanien und Gallien, wo unter seiner Autorität die ersten Griechen eine Stadt gegründet hatten, eine unbedingte Anerkennung, so daß Ephesos, von Anfang an mehr als irgend eine andere Stadt des Alterthums zu einer Weltstadt angelegt, nun sein Ziel erreichte. Jetzt war es ein Centrum für die Ost- und Westhälfte der bewohnten Erde, welche sich immer völliger durchdringen sollten, der Brennpunkt der beiderseitigen Culturen, der große Markt, auf welchem alle Sprachen durch einander tönten, alle Erzeugnisse der Natur und Menschenhand ausgetauscht wurden, eben so wie alle die Zeit bewegenden Ideen. Neben den Anhängern des griechisch-römischen Glaubens lebte eine zahlreiche Judengemeinde, welche im ersten Jahrhundert vor Chr. sich von den römischen Beamten ansehnliche Privilegien zu verschaffen wußte. Den Juden schlossen sich Johannesjünger an, welche die Verkündigung des Predigers in der Wüste von einer nahe bevorstehenden neuen Offenbarung im Volke Israel auch nach Ephesus brachten. Daneben die vielen Hörsäle, in denen griechische Sophisten, wie Tyrannos, ihre Denk- und Redekunst als höchste Blüthe aller menschlichen Bildung vortrugen, während im Tempelarchive vergessene Schätze althelleniſcher Weisheit, wie die Rollen des Herakleitos, ruhten und um den Tempel orien-

talischer Aberglaube, der den griechisch-römischen Gottesdienst immer tiefer durchdrang, in Traumdeuterei und Zauberei sein lautes Wesen trieb. Auch in Industrie und Kunst waren alle Länder und Zeiten vertreten. Neben dem aus dem Tempelbrande Geretteten glänzten die Wunderwerke des Apelles, und wer von der Entwickelung der Kunst, von der Pracht des kostbarsten Materials und der Folge menschlicher Erfindungen einen Begriff haben wollte, der mußte sich von den Tempeldienern durch die Fülle der Weihgeschenke in edlem Gestein und Metall führen lassen, die den Tempel und den Tempelhof erfüllte. Das Merkwürdigste inmitten des bunten Glanzes blieb immer das uralte Gnadenbild aus Holz der Weinrebe, das bei regelmäßiger Salbung sich unverändert erhielt und von dem man erzählte, daß es sieben Erneuerungen des Tempels glücklich überdauert habe*).

Wenn nun inmitten des bunten Treibens an der Mündung des Kaystros Bild und Dienst der uralten Mondgöttin, der unscheinbare Kern, an den alles Andere sich angeschlossen hatte, so unverändert fortbestand, wenn das Heiligthum, der älteste Sammelort asiatischer Völkerschaften, unter Lydien und Persien, unter Athen, Sparta und Macedonien immer in gleichen Ehren geblieben, wenn es, aus jeder Katastrophe glänzender hervorgegangen, nun auch von Rom unbedingte Huldigung entgegennahm, so daß auch nach dem Erdbeben von 29 n. Chr. die Kaiser Tiberius und Claudius mit freigebiger Hand alle Beschädigungen der Stadt zu ersetzen sich beeiferten — da mußte die große Göttin als eine unversiegbare Quelle von Kraft und Segen,

*) Apollo des Myron: Plinius XXXIV 58. Privilegien der Juden vom Proconsul Dolabella erwirkt: Josephos XIV 10, 12 ff. J. Bernays Heraklitische Briefe S. 28. Johannesjünger: Apostelgeschichte 18, 24. Aus Ephesos stammt Artemidoros, der unter Hadrian und den Antoninen sein Buch über Traumdeutung schrieb (Oniricriticon libri V ed. R. Hercher 1864). Amulette mit Geheimschrift (*ἐφέσια γράμματα* Hesychios) von den Fremden in ihre Heimath mitgenommen: Stephani, Bulletin de la classe des sc. historiques de l'Académie de St. Petersbourg VI n. 18. — Das alte Gnadenbild nach Licinius Mucianus bei Plinius XVI 79 siebenmal gerettet (vitigeneum — multis foraminibus nardo rigatur, ut medicatus humor alat teneatque iuncturas).

ſie mußte in der That als eine weltüberwindende Macht angeſehen werden und man begreift, daß die Epheſier auf nichts ſo ſtolz waren, als auf das Amt, das ihre Gemeinde hatte, die „Pflegerin der großen Göttin" zu ſein, welcher ſie allen Ruhm und Reichthum dankten. Wer ſollte es wagen ihre Majeſtät anzutaſten?

Da geſchah es in den letzten Jahren des Kaiſers Claudius, daß unter der Maſſe der Fremden, die ſich täglich vom Hafen in die Stadt hinaufdrängte, ein jüdiſcher Mann war, ein Teppichwirker, welcher auf dem Wege von Jeruſalem nach Damascus eine Lebenserfahrung gemacht hatte, durch die er ein anderer Menſch geworden war, und der die Ueberzeugung hatte, daß die Umwandelung, die er perſönlich durchlebt habe, beſtimmt ſei die ganze Menſchheit zu ergreifen. In dieſer Ueberzeugung ſuchte er die Plätze auf, wo das Zuſammentreffen der verſchiedenſten Weltanſchauungen das Nachdenken wecken und wo bei der reichſten Fülle aller Bildung, die das Alterthum hervorzubringen vermocht hatte, auch die Lücke, welche dieſer Reichthum übrig ließ, am eheſten zum Bewußtſein kommen mußte.

So kam Paulus von Korinth nach Epheſos; er ging als Jude zu den Juden, welche wohl auch hier in einem beſonderen Quartier zuſammen lebten, dann als Grieche zu den Griechen; denn vermöge der Bildung, welche er auf der hohen Schule von Tarſos ſich angeeignet hatte, war er im Stande als griechiſcher Sophiſt aufzutreten und von den Gemeinplätzen der Sophiſtik allmählich zu dem überzugehen, was auch in Epheſus noch nicht vernommen worden war. Und als er hier ein Jahr und dann ein zweites Jahr während der Mußeſtunden, die ihm ſein Geſchäft ließ, ſeine Vorträge fortſetzte, kam es dahin, daß die ab- und zugehenden Geſchäftsleute durch ganz Kleinaſien die Kunde verbreiteten von dem, was des Abends im Hörſaale des Tyrannos vorgetragen wurde, und die erſchreckten Prieſter ſahen das Anſehen ihrer Göttin, welches keine Großmacht Aſiens und Europas anzurühren gewagt hatte, von den Worten eines armen Handwerkers erzittern. Man merkte, daß der Eifer erkalte; man ſah, daß die Zauberbücher, welche unter dem Namen epheſiſcher Schriften maſſenhaft verbreitet waren, ins Feuer geworfen

wurden, und während Heraklit vor 500 Jahren die Thorheit der götzendieneriſchen Menge vergeblich verhöhnt hatte, begann man ſich jetzt auf einmal der Anbetung des aufgeputzten Holzbildes zu ſchämen, und in den Werkſtätten der Goldſchmiede, die bis dahin nicht Hände genug finden konnten, um die Fremden zu befriedigen, von denen jeder als Andenken an ſeinen Beſuch ein kleines Abbild des Artemiſion mitzunehmen wünſchte, ſtanden jetzt die Arbeiter müßig umher. Die reichen Fabrikherren merkten an ihren Rechnungsbüchern zuerſt, welch ein Umſchwung ſich im Glauben der Menſchheit vorbereite, und die gemeinſte Selbſtſucht war es, die unter dem heuchleriſchen Scheine religiöſer Begeiſterung die Maſſen in Bewegung ſetzte, wie einſt die fanatiſirten Tempelſchaaren aufgeboten wurden, die Anſiedelung der Athener zu verhindern*).

Das wehrloſe Chriſtenhäuflein wäre bald überwältigt worden, wenn nicht der ernſte und nüchterne Sinn römiſcher Geſetzlichkeit den unlauteren Fanatismus gedämpft und durch die Furcht vor dem Verluſte ihrer Privilegien die tobende Stadt zur Beſinnung gebracht hätte.

Unter dem Schutze Roms behauptete ſich die Pflanzung des Apoſtels, die neue Colonie auf dem viel umworbenen Boden von Epheſos, die erſte, welche mit dem Cultus des alten Gnadenbildes keinen Vertrag eingehen konnte.

Epheſos aber wurde wieder ein Mittelpunkt, um welchen ſich die Anhänger eines gemeinſamen Gottesdienſtes ſammelten, und neue Lebenskeime wurden von hier aus nach Oſten und Weſten getragen, während die alte Cultur trotz aller Römergunſt rettungslos verfiel. Man faßte den Stadthafen, um der Verſchlämmung vorzubeugen, mit neuen Ufermauern und benutzte das dadurch gewonnene Terrain zur Anlage eines prachtvollen

*) Erdbeben: O. Jahn über die puteolaniſche Baſis in den Berichten der K. Sächſ. Geſ. der Wiſſ. 1851 S. 122. — Ἔφεσος νεωκόρος τῆς μεγάλης θεᾶς: Apoſtelgeſchichte 19, 35. Paulus' faſt dreijähriger Aufenthalt in Epheſos: Wieſeler, Chronologie des apoſtoliſchen Zeitalters S. 240. In der angehängten chronologiſchen Tabelle wird die Zeit des Paulus in Epheſos von 52 im Herbſt bis 54 Pfingſten angeſetzt.

Forums. Aber die alten Wasserbauten ließen sich bei der immer anwachsenden Alluvion nicht in Ordnung halten; das Canalsystem, an welchem schon die pergamenischen Könige unzweckmäßige Aenderungen vorgenommen hatten, gerieth in Verfall und die Bewohner zogen sich aus der versumpfenden Niederung an den steilen Abhängen des Koressos hinauf*).

Gleichzeitig griff der Abfall von dem Glauben der Väter mehr und mehr um sich, und der Angstruf, mit dem der Goldschmied Demetrios seine Zunftgenossen fanatisirte: „der Tempel unserer Göttin wird für nichts geachtet und mit ihrer Majestät geht es zu Ende!" bewährte sich wie ein prophetisches Wort.

Plinius der Jüngere meldete dem Kaiser Trajan aus Kleinasien den erschreckenden Umschwung, der als eine Staatsangelegenheit von höchster Bedeutung in Erwägung gezogen werden müsse. Schon ständen die Göttertempel verödet; die Opferthiere, die zur Stadt getrieben würden, fänden keine Käufer und auch auf dem Lande wuchere der neue Aberglauben.

Plinius glaubte noch durch strenge Maßregeln dem Unwesen steuern zu können und Trajanus beschenkte die Diana mit neuen Tempelthüren.

Unter Hadrian, der für altberühmte Heiligthümer schwärmte, hob sich das Ansehen der ephesischen Göttin, und ihr Tempel erscheint wieder auf den Münzen. Ueber hundert Jahre später ist er noch unverletzt auf denen des Kaisers Valerianus zu sehen.

Bald darauf begannen die Völkerstürme, und aus demselben Skythenlande, dessen Schaaren zu Kallinos' Zeit Kleinasien in Schrecken gesetzt hatten, kamen die Seezüge der Gothen, denen die Küstenstädte schutzlos preisgegeben waren. Der Tempel wurde 262 n. Chr. geplündert und zerstört**).

---

*) Neues Forum auf altem Hafenboden: Adler in den „Beiträgen" S. 39. Attalos II verdirbt den Stadthafen durch Eindämmung der Canäle: Strabon 641.

**) Plinius des Jüngeren Bericht aus Bithynien: ep. ad Trajanum n. 96. Trajans Tempelthüren: Cedrenus I 565 ed. Bonn. — Von Claudius bis Hadrian fehlt das Bild der Artemis auf den Münzen: Pinder über die Silbermedaillons der Provinz Asia (Abh. der K. Ak. der Wiss. 1855 S. 620). — Zerstörung durch die Gothen (templum Lunae Ephesia dispoliatum

Die Stadt mit ihrem Bisthum blieb ein volkreicher Verkehrsplatz. Als Mutterkirche der aſiatiſchen Gemeinden gewann ſie ein neues Anſehen, welches durch die Erinnerung an Timotheus, den erſten von Paulus hier zurückgelaſſenen Biſchof, an den Aufenthalt des Evangeliſten Johannes und der Jungfrau Maria, deren Grab man hier zeigte, gehoben wurde. Es wurde auch für die Chriſtenwelt des Oſtens ein Sammelort, als Pfingſten 431 das erſte Concil in Epheſos gehalten wurde.

Im dreizehnten Jahrhundert drangen die Türken gegen die Küſte vor, zerſtörten die Stadt und bauten aus den Trümmern des Tempels am Fuße des Feſtungsbergs die Moſchee Selim, ein Prachtwerk osmaniſcher Architektur.

Auch ſie iſt längſt eine Ruine. Unterhalb derſelben wohnt eine Anzahl türkiſcher Familien in den ſchmutzigen Hütten des Dorfs Ayaſuluk — ſonſt iſt Alles ein großes Grab, eine menſchenleere und wegloſe Wildniß von Moraſt und Geſtrüpp, in deren Atmoſphäre eine Nacht zuzubringen lebensgefährlich iſt.

Die einzigen Spuren geſchichtlicher Ueberlieferung, welche an dem Boden haften, gehören der chriſtlichen Legende an. Man zeigt auf dem alten Athenaion das Gefängniß des Paulus und am oberen Rande des Pion die Grotte, wo die Siebenſchläfer Zuflucht gefunden haben ſollen.

Die Todesſtille, welche auf der Gegend ruht, wird nur unterbrochen, wenn auf der neuen Eiſenbahn der Jagdzug von Smyrna kommt und die Jäger dort, wo einſt die Pilgerſchiffe an den Marmorhallen des Tempels landeten, ſich mit ihren Hunden durch das Gebüſch drängen, um das Sumpfgevögel aufzuſcheuchen.

Von allen großen Tempeln des Alterthums war das Artemiſion der einzige, deſſen Stätte ſpurlos verſchwunden war, bis es dem Kunſteifer und der Energie Englands nach zwölfjährigem Durchwühlen der ganzen Ebene im Frühjahr 1871

---

et incensum) Historia Augusta edd. Jordan et Eyssenhardt II 76, 27. Als Gallienus in Byzanz war, zogen ſich die Gothen zurück (Halliſche Encyklopädie Band 75. S. 125).

endlich gelungen ist, aus 20 Fuß Tiefe die in Schlamm versunkenen Marmortrümmer wieder an das Licht zu ziehen. Wir „tragen die Trümmer herüber", aber nicht um ihre verlorene Schönheit zu beklagen, sondern um die Vergangenheit zu verstehen und um an einer solchen Schicksalsstätte, wie Ephesos ist, daran zu denken, was bei allem Wechsel von Natur und Geschichte allein im Stande ist, dem Menschenleben wahre Bedeutung und unvergänglichen Inhalt zu geben*).

*) Die Ausgrabungen des Herrn Wood auf Veranstaltung des Britischen Museums und der Society of Dilettanti haben nach zwölfjähriger Dauer im Frühjahr 1871 die Entdeckung der Tempellage zur Folge gehabt. Nach langem Suchen haben endlich die auf Dämmen hergestellten und von Gräbern eingefaßten Straßen, welche vom Fuße des Pion nach Osten convergiren („Beiträge" S. 31), den unermüdlichen Forscher auf die richtige Lage des Artemision geführt. Vgl. Stark „Nach dem griechischen Orient" S. 222, 391.

VIII.

Olympia.

Als Xerxes die Heere des Morgenlandes über den Hellespont geführt, Theſſalien eingenommen und das feſte Thor des inneren Griechenlands, den Seepaß der Thermopylen, ſich durch Verrath geöffnet hatte, konnte er nicht anders glauben, als daß nun jeder ernſtliche Widerſtand beſeitigt wäre und daß die Hellenen der ſüdlichen Landſchaften in Zittern und Angſt des über ſie hereinbrechenden Schickſals warteten. Da kamen Ueberläufer aus Arkadien in das Lager, unſtäte Leute, die des Lebens Noth hintrieb, wo es zu verdienen gab. Man brachte ſie vor den König, um ſie auszufragen, was die Hellenen machten. „Sie feiern das Feſt der Olympien," war die unerwartete Antwort; „ſie ſchauen den Wettkämpfen und Wagenſpielen zu;" und als man ſie weiter fragte, um welchen Preis jene Kämpfe gehalten würden, erwiederten ſie: „um den Kranz vom Oelbaum." Da ſprach Einer der perſiſchen Großen ein kluges Wort, wenn es ihm auch als Feigheit ausgelegt wurde. Denn als er von dem Kranze hörte, konnte er es nicht verſchweigen, ſondern ſagte laut vor Allen: „Wehe Mardonius, gegen was für Männer haſt du uns geführt, die nicht um Gold und Silber Wettkämpfe halten, ſondern um Männertugend!"

So erzählt uns Herodot, deſſen Gedanken ſich mit Vorliebe um jenen Gegenſatz der Hellenen und Barbaren bewegten, welcher lange im Stillen vorbereitet, nun vollſtändig entwickelt, in

die Weltgeschichte eingetreten war, um sie für Jahrhunderte zu erfüllen. Um Macht und Besitz ist unter den Völkern der Erde aller Orten gekämpft worden, so lange die Geschichte ihren blutigen Weltgang hält; aber vor und nach den Hellenen hat es kein Volk gegeben, dem die freie und volle Entfaltung der menschlichen Kräfte des Lebens Ziel war, so daß, wer in diesem Streben vor allem Volke Anerkennung errungen hatte, sich reich belohnt fühlte, so reich, daß ihm die Welt mit ihren Schätzen nichts Höheres zu bieten vermochte.

Bei den Ausdrücken, mit welchen neuere Völker die menschliche Bildung bezeichnen, denkt man fast ausschließlich an die geistigen Anlagen. Dem griechischen Sinne war aber der Gedanke durchaus fremd, daß der Mensch aus zwei ungleich berechtigten Hälften bestehe und daß er nur mit der geistigen Begabung die Verpflichtung erhalten habe, die anvertrauten Kräfte mit aller Sorgfalt zu stärken und zu veredeln. Die Griechen erkannten in dem Baue des Leibes und der hohen Bildungsfähigkeit seiner Organe eine gleich wichtige und unabweisliche Forderung der Götter. Die Frische leiblicher Gesundheit, Schönheit der Gestalt, ein fester und leichter Schritt, rüstige Gewandtheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer in Lauf und Kampf, ein helles, muthiges Auge und jene Besonnenheit und Geistesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit der Gefahr erworben wird, — diese Vorzüge galten bei den Griechen nicht geringer, als Geistesbildung, Schärfe des Urtheils, Uebung in den Künsten der Musen. Das Gleichgewicht des leiblichen und geistigen Lebens, die harmonische Ausbildung aller natürlichen Kräfte und Triebe war den Hellenen die Aufgabe der Erziehung und darum stand neben der Musik die Gymnastik, um von Geschlecht zu Geschlecht eine an Leib und Seele gesunde Jugend zu erziehen. Darauf beruhte das Gedeihen der Staaten. Deshalb blieb jene Doppelerziehung nicht dem Ermessen der einzelnen Häuser anheimgestellt, sondern überall — wenn auch nicht in der Gesetzesschärfe wie in Kreta und Sparta — wurde die von den Vätern überlieferte Sitte gymnastischer Uebungen vom Staate geordnet und gefördert.

Oeffentliche Gymnasien mit großen, sonnigen Uebungsplätzen von Hallen oder Baumreihen eingeschlossen, meistens vor den Thoren in ländlicher Umgebung angelegt, durften in keinem Orte fehlen, der auf den Namen einer hellenischen Stadt Anspruch machte. Wer nach Ansehn und Einfluß unter seinen Mitbürgern strebte, mußte bis zur Vollendung männlicher Reife den größten Theil seiner Zeit in den Gymnasien zugebracht haben, und in manchen Städten war es ausdrücklich Gesetz, daß Niemand in die Bürgerschaft aufgenommen werden durfte, der nicht die ganze Reihe gymnastischer Uebungen vollendet hatte.

Den Eifer für diese Uebungen erhöhte der Ehrgeiz. Die Gymnasien boten den Knaben und Jünglingen tägliche Gelegenheit, die wachsenden Kräfte an einander zu messen; der Wetteifer steigerte sich, wenn bei festlichen Anlässen das Volk sich versammelte den Wettkämpfen zuzuschauen. Hier trat die Gymnastik in den Dienst der Religion. Denn wenn zum Andenken der stadtgründenden Heroen, wenn zur Feier der unsterblichen Götter, unter deren Obhut der Staat fortbestand, das Beste dargebracht wurde, was der Boden des Ackers, was die Heerden des Feldes erzeugten oder was der Menschen erfindungsreicher Sinn in der Kunst der Formenbildung, wie der Rede und des Gesangs zu schaffen wußte — wie sollte da nicht auch das köstlichste aller Güter, deren sich der Staat erfreute, den Göttern geheiligt werden, die männliche Tüchtigkeit seiner Bürger und die Jugendkraft des nachwachsenden Geschlechts! Die Wettkämpfe selbst waren Opfer des Danks, und die Götter, sagt Plato, sind Freunde der Kampfspiele. Wohl gab es keine Huldigung, welche so mühselige Ausdauer vieler Jahre, so viel Aufwand an Kraft und Zeit, so viel Entbehrung und Schmerzen forderte. Aber die Hellenen haben nie die Freude des Lebens in träger Behaglichkeit gesucht; sie fühlten lebendig, was auch unter uns Jeder aus eigner Erfahrung wissen sollte, daß eine freie, alle Muskeln anspannende Bewegung des Körpers in Luft und Sonnenlicht jeden gesunden Menschen freudig belebt und mit innerer Heiterkeit erfüllt. Darum waren die Festspiele für die Hellenen die höchste Lust des Lebens; sie konnten sich auch die

Inseln der Seligen nicht ohne Ringplätze denken, und als die Zehntausend einst nach unsäglichen Mühseligkeiten aus dem Innern Asiens endlich wieder an das Gestade des Meers gelangt waren, nach dem sich ihr griechisches Herz gesehnt hatte, da war das Erste, was sie zum Danke gegen die Götter und zur Erquickung ihrer ermatteten Seelen vornahmen, daß sie vor den Thoren von Trapezunt Kampfspiele anstellten; sie waren wieder Griechen auf griechischem Boden und alles Ungemach war vergessen.

Es gab keine größeren Götterfeste ohne Festspiele, und die Athleten, welche ihre Meisterschaft in einem Zweige der Gymnastik wie ein Gewerbe behandelten, konnten umherwandernd zu allen Jahreszeiten Kampfspiele besuchen, in denen Siegespreise zu gewinnen waren. Wenn aber die olympischen Spiele nach Pindars Worten alle anderen so übertrafen, wie das Quellwasser die Schätze des Erdbodens und wie das Gold die Güter des Reichthums, so liegt der Grund davon in der besonderen Geschichte von Olympia.

Wo der Alpheios aus den engen Felsschluchten Arkadiens in das niedrige Küstenland von Elis eintritt, wird er von waldreichen Höhen eingefaßt, zwischen denen er in breiten, vielgewundenen Strömungen hinfließt. Das nördliche Ufergebirge nannten die Alten Olympos; das war ein Name, mit dem man in der Vorzeit die heiligen Gipfel des Landes bezeichnete. Eingeborene Pelasger haben hier gewohnt und ihren Zeus verehrt, als den Gott schreckender Naturmacht und als den Urheber des Segens, welcher sie in der fruchtbaren Thallandschaft umgab. Die Sage nennt einen alten König des Landes Oinomaos und Pisa als die Hauptstadt seines Reichs.

Gleichzeitig mit der Wanderung der Dorier kamen ätolische Stämme über den Meerbusen von Korinth, und während jene im Süden und Osten auf dem Boden von Agamemnons Herrschaft neue Staaten einrichteten, besetzten diese das westliche Uferland der Halbinsel und gründeten unter ihrem Führer Oxylos den Staat Elis. Auf Geheiß des Orakels wurden achäische Geschlechter, welche sich von Pelops herleiteten, zur Theilnahme an der Staatengründung eingeladen; sie kamen und ließen sich

in Pisa nieder. Wohin Pelopiden wanderten, brachten sie auch ihre väterlichen Sagen und die Verehrung ihres Ahnherrn. Die Gestalt des Pelops verwob sich mit den pelasgischen Erinnerungen des Landes, ihm feierten sie die Leichenspiele an den Ufern des Alpheios.

Das friedliche Bundesverhältniß zwischen Elis und Pisa trübte sich durch den engen Anschluß der Eleer an die Politik der dorischen Spartaner, welche dem Achäerstamme überall feindlich gegenüberstanden. So wurden auch die Pelopiden in Pisa unterdrückt, aber die alten Gottesdienste erhielten sich. Der pelasgische Zeus blieb in seinen Ehren als der älteste Inhaber des geweihten Bodens, und eben so wenig wagte man den achäischen Heros in seinen Rechten anzutasten. Als Vertreter der dritten Epoche Olympias kam Herakles hinzu, dessen Name der mythische Ausdruck für den Einfluß der dorischen Staaten ist; die Einrichtungen der Dorier werden als Thaten des Herakles dargestellt. Deshalb ist Herakles der Festordner von Olympia, der Erneuerer der Pelopsspiele, der Gründer jener Satzungen, durch welche Olympia seine geschichtliche Bedeutung erhalten hat. Sparta nämlich fühlte, als der mächtigste und geordnetste Staat, in sich den Beruf, die in so viele Stamm- und Stadtgebiete, zerrissene und in unaufhörlicher Befehdung sich erschöpfende Halbinsel zu einigen und eine dauerhafte Ordnung ihrer innern Verhältnisse herzustellen. Dies konnte auf keine mildere und weisere Art geschehn, als durch die Einsetzung eines gemeinsamen Bundesheiligthums. So schlossen denn zunächst die beiden Vertreter von Sparta und Elis, Lykurgos und Iphitos, ein heiliges Bündniß mit einander, dessen Urkunde, auf einer Metallscheibe kreisförmig aufgeschrieben, noch im zweiten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in Olympia aufbewahrt wurde. Die beiden Mächte verbürgten sich für die Sicherheit des Heiligthums, sie verbürgten Allen, die auf den neu gebahnten Straßen zu seinen Festen wallfahrteten, freies Geleit. In der ganzen Halbinsel wurde Waffenruhe angesagt, wenn die Zeit der Festspiele herankam. Den Eleern aber wurde die Verwaltung des Heiligthums übertragen und dafür ihrer Landschaft eine ewige Waffenruhe verliehen;

keine bewaffnete Schaar durfte ihre Grenzen überschreiten, ganz Elis war ein dem olympischen Gotte geweihtes Land.

Je mehr sich von diesem Anfange aus die Verhältnisse unter Spartas Leitung ordneten, desto höher stieg das Ansehen des Heiligthums; ein Staat der Halbinsel nach dem andern erkannte seine Satzungen an und beschickte seine Feste. Da nun der Peloponnes der von hellenischem Leben am vollständigsten durchdrungene Theil der alten Welt war, so wurde aus dem peloponnesischen Heiligthume ein hellenisches, und je mehr sich die Hellenen ihrer politischen Zersplitterung und ihrer weit getrennten Wohnsitze ungeachtet als ein durch Sprache, Sitte, Religion und Kunst einiges Volk fühlen lernten, um so mehr erkannten sie allmählich Alle in Olympia einen geistigen Mittelpunkt, einen wohlgelegenen Schauplatz gemeinsamer Festlichkeiten, einen Versammlungsort der Ost- und Westgriechen; sie zählten nach Olympiaden, maßen nach olympischen Stadien und schlossen sich den heiligen Gebräuchen und Rechtssatzungen Olympias an.

Olympia war ursprünglich ein Tempelbezirk vor den Thoren Pisas. Nach der Zerstörung der Stadt ließen die Eleer kein neues Pisa aufkommen, auch keine neue Stadtgemeinde in Olympia sich bilden, welche ihrer Hauptstadt jemals das wichtige Vorrecht der Verwaltung des Heiligthums streitig machen könnte. Die Landschaft war weit und breit umher nur in Dörfern bewohnt, die wohlhabendste und gepflegteste Gegend Griechenlands, voll von Ackerfluren, Wäldern und Gärten, welche das Kleinod des Landes einhegten. Olympia selbst bestand aus zwei scharf gesonderten Theilen; es lag entweder innerhalb oder außerhalb der Altis. In der Altis, dem Tempelhofe des Zeus, befand sich nur, was den Göttern gehörte. Herakles hatte den Raum mit seinen Schritten abgemessen, er hatte die hohe Umfangsmauer gegründet, welche alles Unheilige von der Schwelle des Zeus fern hielt. Diese Mauer zog sich auf der Abendseite am Kladeos entlang, dem platanenreichen Nebenflusse des Alpheios; sie erstreckte sich im Süden oberhalb des Alpheiosbetts und schloß sich im Osten an das Stadium an. Sie hatte verschiedene Pforten, aber nur ein Eingangsthor, dessen schimmernde

Säulenhalle die Stirnseite der Altis bezeichnete; nur hier durften die Festzüge den Boden der Altis betreten. Auf dem Wege zum Tempel hatte man rechts den heiligen Oelbaum, von dessen Zweigen ein Knabe, dem noch beide Eltern am Leben sein mußten, mit goldenem Messer die Siegeskränze abschnitt; darum hieß er der Baum der schönen Kränze. In seinem Gehege, Pantheion genannt, hatte man den Nymphen einen Altar erbaut, damit sie nicht ablassen möchten, mit frischem Thaue das Gedeihn des köstlichen Baums zu pflegen. Es war ein wilder Oelbaum, dessen Blätter sich durch ein tieferes Grün von dem zahmen Oelbaume unterscheiden; es war der Erstling von der Pflanzung des Herakles, welcher von den schattigen Istrosquellen her das erste Reis geholt haben sollte, um das baumlose Alpheiosthal zu schmücken.

Oberhalb des Kranzbaums erhob sich auf mächtigem Unterbaue der große Tempel des Zeus. Er ist die wichtigste und zugleich die sicherste Stelle innerhalb der Altis, denn sein Fußboden, seine Säulen und Bildwerke sind an ihrem Orte durch die Ausgrabungen der Franzosen 1828 wieder aufgefunden worden.

Der Tempelort war eine uralte Stätte des Zeusdienstes. Der Gott hatte sie selbst, im Blitze niederfahrend, mit einem unvergänglichen Male gezeichnet und schon die Pisäer hatten hier einen Altarplatz des Zeus. Die Eleer mußten dann auf würdige Ausstattung desselben bedacht sein, damit die aus der Besiegung Pisas gewonnenen Schätze zu des Gottes Ehren verwendet würden. Sie übertrugen daher ihrem einheimischen Architekten Libon den Bau eines dorischen Tempels und beschlossen, als die bildende Kunst in raschem Gange die verschiedenen Stufen der Vollendung zurückgelegt hatte, eine glänzendere Ausstattung desselben, damit das Nationalheiligthum der Hellenen hinter keinem andern zurückstehen sollte. Athen war damals die hohe Schule griechischer Kunst; was auf seiner Akropolis gebaut und gebildet worden war, verdunkelte alle früheren Schöpfungen. Dorthin wandten sich also die Behörden von Elis, und auf ihren Ruf eilte Phidias herbei, von seinen Schülern und attischen Werkmeistern begleitet, um seine gereifte Kunst in Olympia zu

bewähren. Mit ihm und Panainos, seinem Verwandten, wurde über Alles, was sie am Tempel übernommen hatten, ein Vertrag abgeschlossen; im Einverständniß mit ihm ordnete Panainos den malerischen Schmuck in der Umgebung des Tempelbildes; Alkamenes und Paionios füllten die Giebelfelder mit Gestalten der Götter und Heroen; er selbst, der König der Kunst, widmete seine ganze Kraft der höchsten Aufgabe seines Lebens, den Nationalgott der Hellenen, unter dessen Führung sie zu dieser Höhe des Ruhms und des Glücks gelangt waren, an seiner würdigsten Stätte zu verherrlichen.

Jenes Glück brach bald zusammen. Die entfachte Wuth politischer Leidenschaften zerriß das heilige Band der Nationalität, deren höchstes Symbol der attische Künstler dargestellt hatte; der greise Phidias starb im Gefängnisse seiner Vaterstadt, die seinem Genius ihren schönsten Ruhm verdankte. Perikles unfähig seine Freunde zu retten, unfähig den Frieden zu erhalten, der kein Friede mehr war, schleuderte selbst in das mit Zündstoff überfüllte Vaterland die Fackel des Kriegs, der nicht nur die beiden ersten Staaten Griechenlands im verderblichsten Kampfe aufrieb, sondern in seinen weiteren Folgen auch die Peloponnesische Staatenordnung in wenig Jahren auflöste. Was so langsam gereift war, wie rasch ging es zu Grunde! Aber die Denkmäler jener großen Vorzeit überdauerten den politischen Verfall, Olympia blieb bis in die Zeit der Antonine ein festlicher Sammelort der Griechen und Griechenfreunde, und als sechshundert Jahre nach Phidias' Tode Pausanias die halb ausgestorbenen Städte der Hellenen durchwanderte, stand er mit staunender Bewunderung vor dem Tempel des Zeus und machte die Beschreibung desselben und seiner Umgebung, die unschätzbare Urkunde unserer Kenntniß des alten Olympia.

Kampf und Sieg unter Zeus' Obhut — das war der Grundgedanke, welcher in der künstlerischen Ausstattung des Tempels lebendig hervortrat. Darum schwebte auf der Spitze des Giebels die Siegesgöttin, auf seinen Enden stand an jeder Seite ein Preisgefäß, nach attischem Brauche an den Siegeslohn erinnernd. Zu den Füßen der Göttin hing ein Schild von Erz, ein stolzes

Siegeszeichen, das die Lakedämonier mit ihren Bundesgenossen gleich nach Vollendung des Tempels von der Schlacht bei Tanagra gestiftet hatten. Das Meduſenhaupt auf ſeiner Mitte diente zugleich als unglückabwehrendes Schutzmittel an der Stirne des Gebäudes. Den Fries bedeckte eine dichte Reihe glänzender Schilder; ſie bezeugten, daß auf Bürgerkrieg Unterjochung folgt; denn ſie waren vom römiſchen Feldherrn Mummius geweiht nach dem unglücklichen Ende der letzten griechiſchen Erhebung. In dem Dreiecke des Oſtgiebels aber füllte Zeus ſelbſt den mittleren Raum, die beiden Gruppen trennend, deren Wettkampf nach der achäiſchen Sage über das Schickſal des Landes entſchied. Rechts von Zeus der alte pelasgiſche Landeskönig Oinomaos mit behelmtem Haupte, neben ihm ſeine Gattin Sterope, die Atlastochter; dann das Viergeſpann des Königs und vor demſelben Myrtilos, ſein berühmter Wagenlenker. Dann folgten Männer, die mit der Wartung der Roſſe beſchäftigt waren, und endlich im Winkel des Giebelfelds der Flußgott Kladeos. Zeus zur Linken ſtanden Pelops und Hippodameia; dann des Pelops Wagenlenker, ſeine Kampfroſſe mit den zu ihnen gehörenden Leuten, bis dort, wo das Giebeldach ſich wieder ſenkt, der Alpheios die Darſtellung abſchließt.

Der olympiſchen Kämpfe herrlichſter war das Wagenrennen mit Viergeſpannen, das mythiſche Urbild deſſelben der Kampf des Pelops, durch welchen er mit der Königstochter das Land am Alpheios erworben hatte; dies war der würdigſte Schmuck für die Vorderſeite des Tempels. Aber das wilde Getümmel des Kampfes, wie es wohl auf Vaſenbildern in leichten Umriſſen gezeichnet wurde, paßte nicht für koloſſale Marmorbilder. Der bevorſtehende Kampf iſt es, zu welchem Alles geordnet daſteht, die letzte Ruhe vor der entfeſſelten Bewegung, die feierliche Spannung vor dem Momente der Entſcheidung. Unter der goldenen Nike ſteht der ſiegverleihende Zeus Olympios, der oberſte Richter über alles Streben und Kämpfen ſterblicher Menſchen. An ſeine hochragende Geſtalt reihen ſich nach beiden Seiten die alten Heroen des Landes, die menſchlichen Gefährten derſelben, die ungeduldig harrenden Viergeſpanne bis hinab zu

den behaglich hingelagerten Stromgöttern, den unsterblichen Zeugen aller olympischen Kämpfe, deren heiligen Raum ihre Gewässer einschlossen. Die Wagenlenker haben die Zügel in der Hand, ihr Blick hängt an den Wimpern des Zeus; im nächsten Augenblicke werden sie auf den Wagenstuhl springen, und — die Geschicke des Landes erfüllen sich.

In strenger Symmetrie ordnen sich die Gestalten des Ostgiebels, und doch bei aller Einfachheit und Ruhe wie viel innere Bewegung und dramatisches Leben!

Die Darstellung des Westgiebels hatte eine allgemeinere Bedeutung; es war der Gegensatz von Hellenen und Barbaren, welcher im Kampfe der Lapithen gegen die Kentauren seinen Ausdruck fand. Die attischen Künstler wählten ihn um so lieber, weil sie hier ihren Stammhelden Theseus an dem heiligsten Orte der Halbinsel als den Vorkämpfer hellenischer Sitte verherrlichen konnten.

Man stieg die Stufen der Ostseite hinan und schritt durch die Vorhalle auf den Pronaos zu, den Vorraum des innern Tempelhauses. Die beiden Wandpfeiler mit zwei zwischen ihnen stehenden Säulen bildeten den Eingang; die Säulen waren mit hohen Erzthüren vergittert. Ueber den Säulen sah man zwischen den Triglyphen die Hochreliefs der sechs Metopen, welche mit den entsprechenden Tafeln der Westseite die Zwölfkämpfe des Herakles darstellten, die Musterbilder athletischer Tüchtigkeit, die durch mühseliges Dulden göttlichen Lohn erworben hatte.

Wollte man durch die Gitterthüren eintreten, so wurde Blick und Schritt gefesselt durch eine Erzgruppe, welche an der Säule rechts vom Eingange aufgestellt war. Es war Iphitos, von einer hohen Frau bekränzt, welche den olympischen Gottesfrieden darstellte. Man wurde erinnert an das alte lykurgische Bündniß, den folgenreichen Anfang staatlicher und sittlicher Ordnung, von wo der Glanz, der auf Olympia ruhte, der Frieden, welcher Elis beglückte, der Hellenen religiöse Einigung ausgegangen war. Bedeutungsvoller und einfacher konnte die Heiligkeit des Bodens, auf dem man stand, nicht ausgedrückt werden.

Man ging über den Mosaikboden des Pronaos und blickte in den inneren Raum des Tempelhauses, welchen eine doppelte Säulenreihe in drei Schiffe theilte. Am Ende des Mittelraums saß der Koloß des Zeus, der Ziel- und Schlußpunkt der inneren Architektur. Die von den Säulen getragene Gallerie diente dazu, das Kunstwerk auch von der Höhe betrachten zu lassen, und eine darüber emporsteigende, zweite Säulenreihe trug das Tempeldach, welches, zur Festzeit geöffnet, das volle Sonnenlicht auf das Götterbild, den olympischen Zeus, niederströmen ließ.

Das Werk des Phidias, in welchem er sein Letztes und Größtes geschaffen hatte, bestand aus drei Theilen. Ein mächtiges Postament von etwa zwölf Fuß Höhe war mit vergoldeten Gestalten geschmückt, welche die von Helios und Selene eingefaßte Reihe der olympischen Gottheiten darstellte. Auf diesem Postamente, dem Abbilde des Olympos, stand der Thronsessel, ein von Gold und Edelgestein, von Elfenbein und Ebenholz schimmerndes Werk, welches mit runden und halbrunden Figuren, mit Mosaik und Malerei bedeckt war. Seine Füße waren von tanzenden Siegesgöttinnen umgeben, und wo sie dem Sessel sich anschlossen, sah man in bildreichen Streifen strenge Gottesgerichte, die unter des Zeus Weltherrschaft verhängt waren, dargestellt, wie den Raub thebanischer Kinder durch geflügelte Sphingen und das Sterben der Niobiden. Die Querstäbe, welche die Füße des Thrones verbanden, enthielten, in Felder abgetheilt, die Kampfarten Olympias und die Thaten des Herakles. Die Gruppen der Chariten und Horen umschwebten die Spitzen der Rücklehne zu Häupten ihres Vaters Zeus; seiner Füße Schemel trugen goldene Löwen und auf dem Vordersaume desselben drängte sich das Getümmel einer Amazonenschlacht. Den Raum vor dem Bilde umschloß eine wandartige Verkleidung, welche Panainos nicht verschmäht hatte mit figurenreichen Bildern zu schmücken.

So hatte die Kunst ihr ganzes Füllhorn erfinderischer Pracht über den Thron ausgeschüttet, auf daß er würdig werde, den Fürsten der Götter zu tragen.

Wenn Phidias bei seinem Zeus an jene homerischen Worte dachte, wo er den Bitten der Thetis

„zuwinkt mit dunkelen Brauen,
Und die ambrosischen Locken des Königs wallten nach vorne
Von dem unsterblichen Haupt; es bebten die Höhn des Olympos" —

so war die innige Verbindung von welterschütternder Macht und väterlicher Milde des Werkes Grundgedanke. In der Linken ruhte das Scepter mit dem Adler darauf; in der ausgestreckten Rechten stand die Siegesgöttin aus Gold und Elfenbein, als erwarte sie seinen Wink, welches Haupt sie mit ihrer Binde schmücken solle. Wie es aber durch die Hoheit der Züge, durch die gedankenvolle Klarheit der Stirn, und die den Mund umschwebende Milde, durch die üppige Lockenfülle, durch die breiten Formen der Brust, welche der auf den Schooß niederwallende goldene Königsmantel frei ließ — dem Meister gelungen war, in seinem Zeus das höchste Ideal zu verwirklichen, zu dem sich die hellenische Anschauung von dem Lenker der Weltgeschicke erheben konnte, das vermögen wir nur zu ahnen, indem wir die Ausdrücke einstimmiger Bewunderung des griechischen und römischen Alterthums vernehmen.

Es ist ein wichtiges Kennzeichen der alten Kunst, daß ihre Schöpfungen größer erscheinen als sie sind. Bei neueren Bau- und Bildwerken suchen die Führer nicht selten die Bewunderung dadurch zu steigern, daß sie die Größe des Werks in Zahlen angeben. Pausanias aber tadelt die, welche die Maße des olympischen Zeus in der Nähe des Kolosses aufgeschrieben hatten. Man fühlte sich enttäuscht; Jeder hatte ungleich Größeres zu sehen geglaubt. So überwältigend war die einfache Großartigkeit der Verhältnisse; man begriff kaum, wie das Tempelhaus diesen Gott fassen könnte.

Am Besten übersah man das ganze Kunstwerk, wenn man zurücktrat bis zu der Stelle des Tempelraums, wo einst der Blitz eingeschlagen hatte und wo nach altem Brauche ein eherner Brunnenrand um das heilige Mal aufgerichtet war. Hier trat die Gestalt des Gottes, welche ein in schweren Falten niederwallender Teppich aus assyrischer Purpurwolle wie ein Rahmen

umgab, in ihrer vollen geistigen Bedeutung hervor, und daher bildete sich die Tempellegende, hier stehend habe Phidias schließlich sein Werk noch einmal überblickt und Zeus um ein Zeichen seines Wohlgefallens angefleht. Darauf sei zu seinen Füßen der Blitz niedergefahren.

Neben dem Tempel des ersten der Götter erstreckte sich das Heiligthum des Heroen, welcher in Olympia der erste war und welchem ursprünglich die Ehren des Wettkampfs galten. Das Heiligthum des Pelops lag nördlich vom Olympieion und bildete mit demselben eine von Bildsäulen und Denkmälern angefüllte Straße. Es war ein viereckiger, ummauerter Hof und hatte — mit so mathematischer Genauigkeit wurde den Göttern und den Heroen ihr Ehrenraum zugemessen — gerade die halbe Länge des Zeustempels. Der Cultus des Orts war ein Todtencultus; daher war der Eingang von Sonnenuntergang, das Opfer ein schwarzer Widder, dessen Blut in eine Grube gegossen wurde, und wer an dem Opfer Theil genommen hatte, durfte nicht ohne vorhergehende Reinigung dem olympischen Zeus sich nahen. Das Seitenstück zum Pelopion war das Heiligthum der mit Pelops verbundenen, einheimischen Heroine, das Hippodamion, ebenfalls ein ummauerter Raum von 100 Fuß ins Gevierte, in welchem die Frauen alljährlich eine Gedächtnißfeier der Hippodameia hielten. Neben dem Hippodamion war ein halbkreisförmiges Postament; auf demselben stand in der Mitte Zeus zwischen Thetis und Eos, deren jede ihn um das Leben ihres Sohnes knieend anflehte. Im Bogen umher standen einerseits die griechischen, andrerseits die troischen Helden.

Von dem Pelopion aufwärts lag das Heiligthum der Hera, das aus einem Holzbaue ein umsäulter Tempel aus Stein geworden war; für den Alterthumsforscher in jeder Beziehung eines der wichtigsten Gebäude der Altis, denn es wurde zur Aufbewahrung der denkwürdigsten Alterthümer und kostbarer Geräthe benutzt.

Von Pelopion und Heraion gleich weit entfernt, aber nach der Mitte vorliegend, erhob sich der große Zeusaltar. Er lag also nicht, wie es gewöhnlich war, vor dem Haupttempel, so

daß bei geöffneten Thüren das Angesicht des Gottes dem Altare zugewandt war. Daraus schließen wir — und so führt die Topographie in das tiefere Verständniß der alten Religion hinein, — daß jener Altar eine selbständige, von keinem Cultusbilde abhängige Bedeutung hatte. Der olympische Gott wurde nach dem Glauben der Pelasger ursprünglich ohne Tempel und ohne Bild angebetet, als ein in der Natur unsichtbar waltender Geist; der olympische Gottesdienst war wesentlich Altardienst. Das Olympieion war nur in den Festzeiten geöffnet und für Festhandlungen bestimmt; an dem Altare opferten nicht nur Alle, welche kämpfen oder Orakel haben wollten, sondern das ganze Jahr hindurch wurde er von Fremden und Einheimischen zur Gottesverehrung benutzt. Auf einem mächtigen Unterbaue von 125 Fuß im Umfange, zu dem von zwei Seiten Steintreppen hinaufführten, erhob sich der eigentliche Opferaltar, dessen Aschenstufen nur Männer betreten durften, zu einer Höhe von 22 Fuß, so daß der Opferrauch frei über die Häupter der Festversammlung und die umgebenden Denkmäler fortziehn konnte. Seine Größe war zugleich ein Maßstab für das Alter und den Eifer des Dienstes; denn er wuchs jährlich durch die vom Herde im Prytaneion zugetragene, mit Alpheioswasser angerührte Asche, so wie durch die Knochen der auf dem Unterbaue geschlachteten und auf dem oberen Altare verbrannten Opferthiere. So war er im vollsten Sinne ein Denkmal des Cultus.

Zwischen dem Hochaltare und dem Zeustempel sah man vier Säulen zusammenstehn; sie hielten ein schirmendes Dach über einer alten Holzsäule, die vielfach geborsten, nur durch Eisenringe noch zusammengehalten wurde; es war die letzte Reliquie von der Königswohnung des Oinomaos. Die Herrlichkeit des Palastes war spurlos verschwunden, aber zwei Altäre standen noch innerhalb seiner Grundmauer, der Altar des Zeus Herkeios, die von dem Landeskönige gegründete Feuerstätte seines Hauses, und der Altar des Zeus Keraunios, des Donnerers, dessen zündender Blitz nur die eine Säule zur Erinnerung an vergangene Zeiten übrig gelassen hatte.

Das ist die erste Gruppe der Denkmäler Olympias: Ein-

gangsthor, Oelbaum, Zeustempel, Pelopion, Hippodamion, Altar und Oinomaossäule. Eine zweite Gruppe schließt sich an den Hügel des Kronos an, welcher vom olympischen Gebirge mit seinem spitzen, von Pinien beschatteten Gipfel in die Altis vortritt. An seinem südlichen Fuße zog sich eine breit aufgemauerte Terrasse hin, zu der eine Freitreppe hinaufführte. Auf der Terrasse standen in einer Reihe die Schatzhäuser, welche von verschiedenen griechischen Städten des Mutterlandes und der Kolonien zur Aufbewahrung der nach Olympia gesandten Weihgeschenke erbaut worden waren. Das elfte und letzte — das der sicilischen Stadt Gela — grenzte an das Stadium. Unterhalb dieser großen Terrasse war ein kleinerer Absatz; darauf stand eine Reihe von Erzbildern des Zeus, welche sämmtlich aus Strafgeldern errichtet worden waren. Am östlichen Ende stand die fünfzehnte und sechzehnte, die eine zur Rechten, die andere zur Linken des Seiteneingangs zum Stadium, welches an die waldigen Thalränder sich anlehnte, zum größeren Theile aber künstlich aufgeschüttet war. Dieser Seiteneingang wurde nur dazu benutzt, die Kampfrichter und die Kämpferpaare hineinzuführen, nachdem die Höhen umher sich schon mit Zuschauern angefüllt hatten. Südlich vom Stadium erstreckte sich der Hippodrom, theils von natürlichen Höhenrändern, theils durch einen künstlichen Damm eingefaßt. Er bestand aus zwei Theilen, der breit geebneten Rennbahn und der künstlichen Anlage der Wagenstände, welche, einem Schiffsvordertheile ähnlich, in die Bahn hineinragte.

Am Ende der nördlichen Seite lag ein Demeterheiligthum, welches eine Priesterin verwaltete. Obgleich sonst keiner verheiratheten Frau vergönnt war, den Wettkämpfen zuzuschauen, so konnte man doch diese von der heiligen Stätte, welche beide Bahnen überragte, nicht verbannen. Was man ihr nicht nehmen konnte, verlieh man ihr als Ehrenrecht, und gab ihr, der Auserwählten aller griechischen Frauen, einen Schausitz den Kampfrichtern gegenüber.

Außer dem Hauptthore des großen Tempelhofs gab es eine Pforte, welche nordwestlich in das Kladeosthal hinausführte.

Hier lag außerhalb der Altismauer, einer freien Wald- und Flußlandschaft benachbart, das Gymnasion Olympias, mit Wohnungen für die Athleten, mit sonnigen Ringplätzen und schattigen Säulengängen umher. Innerhalb jener Pforte war der Hauptsitz für die Verwaltung Olympias, das Prytaneion mit dem Opferherde, welcher, nachdem das Feuer auf dem Königsherde des Oinomaos erloschen war, den heiligen Mittelpunkt Olympias bildete; hier war das Heiligthum der Hestia, welche die verschiedenen Gründungen zu einer Einheit verband. Ein zweites Amtsgebäude war das Rathhaus der elischen Beamten, welche für die Ordnung und Sicherheit des gesammten Bezirks verantwortlich waren.

Am Abhange des Kronoshügels lehnte das Theater. Stieg man den Hügel hinan, so traf man auf halber Höhe das Doppelheiligthum der Eileithyia und ihres Kindes Sosipolis, welcher hier als Schlange im Boden verschwunden sein sollte, nachdem er Sieg über die Störer des Festes verliehen hatte. Er war der Genius von Olympia, der Hort des Friedens und Segens. An dem Heiligthum der Aphrodite Urania vorüber erstieg man den Gipfel der Höhe, die Akropolis Olympias, wo, wie auf dem römischen Capitole, ein uralter Saturnusdienst seine Stätte hatte. Hier wurde dem Götterfürsten, der vor den Olympiern die Herrschaft hatte, zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche geopfert.

Von hier sah man zu seinen Füßen den ganzen, von den herrlichsten Bildungen erfüllten Tempelhof, ein Labyrinth von Kunstwerken, deren Uebersicht nur dadurch erleichtert wurde, daß sie sich um einzelne hervorragende Gebäude zu engeren Gruppen ordneten und durch die Processionsstraße, so wie durch die Altarplätze in kleinere Abtheilungen gegliedert wurden. Die Straßen und Plätze aber waren von den dichten Reihen der Siegerstatuen eingefaßt, von denen Pausanias nur als die namhaftesten über zweihundert und dreißig anführt, nachdem schon viele durch Nero umgestürzt waren. Wer aber zählte die Menge der anderen Weihgeschenke, die sich hier vereinigten, alle jene Denkmäler, für die man ihrer allgemeineren Bedeutung wegen,

keinen würdigeren Standort zu finden wußte als den Boden der Altis! Hier errichtete man die Säulen, auf welche die Verträge der Staaten aufgezeichnet waren, und machte dadurch ganz Griechenland zum Zeugen der gegenseitigen Gelöbnisse. Hier sah man Denkmäler aller wichtigeren Ereignisse, welche in dem Leben der griechischen Staaten eingetreten waren: denn es war ja die Errichtung öffentlicher Kunstwerke in Hellas nicht etwas Außerordentliches, wie bei uns, was nur in glücklichen Friedenszeiten, in großen Städten, durch die Huld hochsinniger Fürsten zu Stande gebracht wird; es war nicht etwas, was man thun und lassen konnte, sondern wie der Baum seine Blüthen treibt, so schuf Griechenland seine Kunstwerke; es war des Volkes angeborene Thätigkeit; die bildende Kunst war seine Sprache, der Ausdruck seines Dankes, die Form seiner Andacht in Glück und Unglück.

So schickten die Einwohner von Korkyra nach einem besonders reich gesegneten Fischzuge eherne Stiere nach Delphi und Olympia. Die Messenier an der sicilischen Meerenge, die jährlich einen Knabenchor zum Feste nach Rhegion schickten, hatte das Leid betroffen, daß das Festschiff mit der Blüthe ihrer Jugend unterging. Sie ließen die fünf und dreißig Knaben samt dem Chormeister und Flötenspieler in Erz gießen und schickten sie nach Olympia. Hier stifteten die Tyrannen der griechischen Städte kostbare Denkmäler ihres Reichthums und es ist kaum ein Krieg in Hellas geführt worden, nach welchem nicht die siegreiche Stadt als Huldigung dem olympischen Zeus ein Standbild oder ein anderes Werk der Kunst geweiht hat. Die Altis war ein Archiv der hellenischen Geschichte in Erz und Marmor. Man vergaß die blutigen Fehden, denen die Weihbilder ihren Ursprung verdankten; das letzte Ergebniß war die Verherrlichung des großen Zeus, in dessen Nähe sich Alles verklärte.

Die dicht gedrängte Masse von Gebäuden, Altären, Statuengruppen, von Viergespannen und Standbildern der Sieger, von Götterbildern, Dreifüßen und Weihgeschenken aller Art wurde durch die Bäume, welche als Pflanzungen des Herakles unter

die heiligen Gründungen gehörten, zu einem landschaftlichen Ganzen verbunden. Die Oelbäume, die frischer und voller grünenden Platanen, die in dem feuchten Boden der Altis einen trefflichen Standort hatten, die Palmen und die Weißpappeln, welche zum Opferdienste unentbehrlich waren, überdachten mit ihren Blätterkronen die starren Reihen von Denkmälern und erfrischten das Auge, welches von dem Erz- und Marmorglanze ermattet war.

Der Einschluß der Mauer war längst zu eng geworden, aber man wagte nicht die von Herakles geordneten Grenzen zu verrücken. Deshalb stellte man die Weihgeschenke, welche in der Altis keinen würdigen Standort fanden, auf den Rand der Mauer; dort sah man eine Reihe von Heraklesstatuen, dort die von Agrigent gewidmeten Knaben von Erz, welche über die Wipfel der Bäume hin betend ihre Hände gen Himmel richteten und dem Wanderer schon von ferne die Heiligkeit dieses Bodens verkündeten.

Südlich von der Altis hatte man den Alpheios vor sich, welcher mit breiter, lebendiger Fluth an den Grenzen des olympischen Landes hinfloß, um alles Unreine fortzuspülen, alles Unberufene fern zu halten. Selbst die in der sumpfigen Niederung hausenden Stechmücken — so erzählte der fromme Glaube der Hellenen — wagten sich nicht über den Alpheios hinüber, sobald nach des Herakles Vorgange dem Fliegenwehrer Zeus am großen Altare geopfert worden war. Jenseits des Alpheios sah man die schöngeformten Waldhöhen Triphyliens, aus welchen ein einzelner Fels mit schroffen Ecken in die milde Flußlandschaft hineinragt. Von diesem Felsen ging die Sage, daß man die Frauen, welche gegen das Gesetz Olympias sich unter die Festzuschauer gedrängt hätten, von seinem Abhange herabgestürzt habe. Doch ist, so weit die Annalen Olympias reichen, ein solcher Akt der Rohheit niemals vorgekommen. Ja die ganze Erzählung ist wohl nichts als eine dunkle Erinnerung barbarischer Opfergebräuche, welche in diesen Thälern herrschten, ehe hellenische Sitte das Leben gestaltete.

Der profane Raum von Olympia, welcher sich zwischen der

Altis und dem Alpheios hinzog, hatte nur wenig ansehnliche Gebäude. Das bedeutendste war das Leonidaion, welches in der Kaiserzeit zur Aufnahme römischer Großen benutzt wurde. In seiner Nähe war das Gebäude, in welchem Phidias mit seinen Schülern und Werkleuten gearbeitet hatte. Seine Nachkommen blieben in Olympia ansässig; sie hatten das erbliche Ehrenrecht, für die Reinhaltung des Zeusbildes zu sorgen. Auch wurde des Meisters Werkstätte, die von allen Fremden mit Ehrfurcht besucht wurde, wohl später noch für die in der Altis vorkommenden Kunstarbeiten benutzt; deshalb stand in ihrer Mitte ein Altar aller Götter, damit jedes Werk, zu welches Gottes Ehren es auch bestimmt sein mochte, hier mit Gebet und Opfer begonnen werden konnte.

Außerdem waren gewiß noch andere Gebäude vor dem Thore der Altis, die eine Art Vorstadt des Heiligthums bildeten; Gebäude zur Bewirthung der wohlhabenderen Festgäste, zur Aufnahme der Kampfwagen, der Rosse und Maulthiere; Wohnungen für die Priester und die Beamten Olympias; dazu gehörten auch die Fremdenführer, die in verschiedene Classen eingetheilt waren, so daß die Altäre, die Schatzhäuser, die Statuen, selbst die einzelnen bedeutenderen Tempel ihre besondere Erklärerzunft hatten. In der Altis walteten die Priester, welche die Gottesdienste wahrnahmen, die nicht ausgesetzt werden durften und die Flamme des Herdfeuers unterhielten. Den oberen Priestern aus erlauchten peloponnesischen Geschlechtern, die als Verwalter des Orakels eine nationale Bedeutung hatten, stand ein zahlreiches und genau geordnetes Personal priesterlicher Beamten zur Seite, Opferschlächter, Flötenbläser, Holzverwalter, welche die nach alten Satzungen vorgeschriebenen Hölzer für die Brandopfer lieferten, endlich freie und unfreie Diener, welche Handreichung leisteten. Das war die Einwohnerschaft Olympias, die immer an Ort und Stelle sein mußte; doch durfte sie sich nicht zu einer städtischen Gemeinde erweitern. Olympia blieb ein ländlich stiller Ort und die Waldeinsamkeit des Alpheiosthals wurde nur durch die Schritte der Wanderer unterbrochen, die des Wegs zogen und am Zeusaltare ihr Gebet sprachen.

Aber wie veränderte sich Alles, wenn das vierte Jahr, das Jahr der großen Olympien herankam und wenn die heiligen Gesandten, „Zeus des Kroniden Friedensboten, der Jahreszeiten Herolde“ von den Pforten der Altis auszogen und den Hellenen die ersehnte Kunde brachten: Das Fest des Zeus ist wiederum nahe, aller Streit soll ruhen, jeder Waffenlärm schweige! Frei mögen auf allen Land- und Wasserstraßen die Pilger heranziehen zu der gastlichen Schwelle des Zeus!“

Alle Hellenen waren eingeladen, und ausgeschlossen nur die Schuldbeladenen, oder die dem olympischen Zeus Ehrfurcht versagt oder die sich an der gemeinsamen Sache der Hellenen versündigt hatten, wie einst auf Themistokles' Antrag Hieron ausgeschlossen wurde, der König von Syrakus, weil er von dem Kampfe gegen Xerxes zurückgeblieben war. Die eingeladenen Städte schickten ihre angesehensten Männer als Gesandtschaften nach Olympia, die auf stattlichen Wagen, in Prachtgewänder gekleidet, mit zahlreichem Gefolge zum Zeusfeste wallfahrteten und im Namen ihrer Städte herrliche Opfer darbrachten. Die Städte der Colonien benutzten dies Fest, um sich mit dem Mutterlande in lebendigem Zusammenhange zu erhalten; ihre Bürger eilten in den von Stürmen selten beunruhigten Sommermonaten herbei, und das ionische Meer, so wie die breite Alpheiosmündung füllte sich mit den bekränzten Festschiffen der auf den Küsten von Asien und Afrika, von Italien, Sicilien und Gallien wohnenden Hellenen und bewundernd musterte das am Gestade versammelte Volk die auf fernen Weiden gezogenen Rosse und Maulthiere, welche durch fremdländische, dunkelfarbige Sklaven auf den Boden von Elis geführt wurden.

Es war die größte hellenische Volksversammlung, welche sich in Olympia vereinigte. Was also eine möglichst große Verbreitung unter allen Stämmen der Hellenen erreichen sollte, wurde durch die Herolde Olympias ausgerufen, so die Ehrenbezeugungen, die eine Stadt der anderen zuerkannte, später die Verordnungen Macedoniens und Roms, welche alle Hellenen angingen. Weisheit und Kunst stellten hier ihre Werke zur Schau und zur Prüfung aus, und wo konnte Herodot sein unsterbliches Werk

über die Kämpfe der Hellenen und Barbaren lieber vorlesen, als in Olympia!

Die Kampflustigen unter den versammelten Hellenen mußten sich bei den Kampfrichtern, den elischen Hellanodiken, melden; sie wurden in Hinsicht ihres Ursprungs, ihren Rufs, ihrer körperlichen Tüchtigkeit geprüft: sie mußten nachweisen, daß sie zehn Monate lang in einem hellenischen Gymnasium die Reihe hergebrachter Uebungen gewissenhaft vollendet hatten, und wurden dann mit den Kämpfern gleicher Gattung und Altersstufe zusammengeordnet. Zum Schlusse dieser Vorbereitungen wurden sie vor das Bild des schwurhütenden Zeus geführt, der zum schreckenden Wahrzeichen in jeder Hand den Blitzstrahl führte, um einen Eid darauf zu leisten, daß sie im Wettkampfe keine Unredlichkeit und keinen Frevel sich zu Schulden kommen lassen wollten.

Die Spiele und Feste wurden im Laufe der Zeiten vielfach geändert und vergrößert, da die Eleer unablässig bedacht sein mußten, die Feier der Olympien, das Kleinod ihres Staats, die Quelle ihres Wohlstands, auf alle Weise zu pflegen und durch zeitgemäße Fortbildung vor der gefährlichen Concurrenz anderer Festspiele zu behüten. So war aus einem Festtage allmählich eine Reihe von fünf Tagen geworden, welche in die Zeit des Vollmonds um die sommerliche Sonnenwende fielen.

Die Stadien sind älter als die Hippodrome, und wenn wir aus Homer wissen, wie die Hellenen ihren geliebtesten Heroen den schnellfüßigen nannten, so wird es uns nicht wundern, daß auch in Olympia die einfachste und natürlichste aller körperlichen Geschicklichkeiten die älteste Kampfart war. Nach dem Sieger im olympischen Wettlaufe bezeichneten die Griechen die Jahrbücher ihrer Geschichte; den behendesten Läufer zu sehn, füllten sich zuerst mit Zuschauern die Stufensitze des Stadiums, und wenn die Volksmenge beisammen war, dann traten durch den verdeckten Gang die Kämpfergruppen herein, von den Kampfrichtern geführt, welche, durch Purpurgewänder ausgezeichnet, auf ihrem Ehrensitze Platz nahmen. Der Herold rief die Kämpfer vor die Schranken; sie wurden mit Namensaufruf dem Volke vorgestellt. Wer Einen

derselben seiner Sitten oder seiner Herkunft wegen für unwürdig hielt um den Kranz des Zeus zu kämpfen, der konnte sich zur Anklage erheben, die von den Hellanodiken sofort erledigt wurde. Dann traten die Kämpfer an die silberne, dem Zeus heilige, Loosurne heran, und Einer nach dem Anderen nahm, nachdem er ein kurzes Gebet gesprochen hatte, eins der Looſe hervor, welche nach gleichen Buchstaben die Paare oder Gruppen bestimmten. So viele der Gruppen da waren — denn es liefen immer vier mit einander — so oft wurde der Kampf erneuert und da Einer Sieger bleiben mußte, so traten, die in den verschiedenen Gruppen gesiegt hatten, zuletzt zum entscheidenden Preiskampfe zusammen.

Nach Art des Wettlaufs wurden auch die anderen Wettkämpfe des Stadiums eingeleitet und ausgeführt, der Sprung, in welchem Schwungkraft der Glieder und Entschlossenheit sich bewährte, der Ringkampf, durch welchen Männer wie Milon, der weise Schüler des Pythagoras, ihren Ruhm durch alle Länder verbreiteten, ferner der rohere Faustkampf, der Wurf des Diskos und des Speers so wie die zusammengesetzten Kampfarten.

In allen den genannten Gattungen der gymnastischen Uebungen bewährte sich des Mannes eigene Kraft und Gewandtheit in freier Selbstthätigkeit. Ihnen gegenüber standen die ritterlichen Spiele, wo man der Rosse Tüchtigkeit den Sieg verdankte. Wenn dieser Kampf dennoch alle anderen überstrahlte, so war es nicht sowohl die Rücksicht auf die Kunst des Wagenlenkers, als vielmehr der Glanz des Reichthums, die Pracht des Aufzugs, welche zu Gunsten dieser Kampfart entschieden. Hier zeigten sich nur die größeren Staaten und überall galt es für eine Stufe hohen Erdenglücks, wenn es Jemand vergönnt war, für den Wettkampf Viergespanne aufziehn zu können. Nur die Reichsten traten hier in die Schranken, die Könige von Syrakus und Kyrene sandten ihre Wagenlenker; hochfahrenden Jünglingen wie Alkibiades erschien nur der Sieg im Hippodrom als ein begehrungswürdiges Ziel.

Zu diesem herrlichsten der Schauspiele füllten sich am vierten Festtage die langen Stufenreihen zu den Seiten der Rennbahn.

Die Wagenstände wurden verlooſt; vor jedem Wagenſtande war ein Seil gezogen, hinter welchem die Renner ungeduldig den Boden ſtampften. In der Mitte des Dreiecks, welches die beiden Seiten der Wagenſtände mit der Halle des Agnaptos bildeten, ſtand ein Altar; auf dem Altare ſaß ein eherner Adler, welcher, in die Luft ſteigend, dem Volke umher den Anfang des Spiels verkündete. Gleichzeitig ſenkte ſich der Delphin, der an der äußern Spitze des Dreiecks auf einem Querbalken lag; ein Sinnbild des reiſigen Meergottes. Dies war das Zeichen für die Reiter und Wagenlenker; denn unmittelbar darauf wurden die Seile vor den Wagenſtänden fortgezogen, aber nicht auf einmal von allen, ſondern zuerſt von den beiden, welche zur Rechten und Linken dem Delphin am fernſten lagen und zuletzt von den beiden nächſt gelegenen. So tauchten die Geſpanne paarweiſe vom Hintergrunde her vor den Augen des Volkes hervor und bildeten beim Beginne der Bahn eine prächtige, unaufhaltſam vorwärts ſtürmende Wagenreihe. Durch die künſtliche Einrichtung des Ablaufs wurde wenigſtens im Anfange der Zuſammenſtoß der Wagen möglichſt vermieden, den Ungeſchick oder böſer Wille leicht veranlaſſen konnte. Nun kam auf der breiteren Bahn, welche ein Viergeſpann mit ausgewachſenen Roſſen zwölfmal durchmeſſen mußte, Alles darauf an, einerſeits die kürzeſten Fahrten zu machen und möglichſt nahe an der Zielſäule mit dem linkslaufenden Pferde herumzulenken, andrerſeits aber dem auf dieſer Linie ſich zuſammenſchiebenden Wagengedränge vorſichtig auszuweichen. Oft ſiegte der mit Bedacht von dem Zielſchafte abwärts haltende Wagenlenker; in einem Rennſpiele ſcheiterten vierzig Wagen an dieſer Klippe und ließen dem allein übrig bleibenden einen leichten Sieg. Die Zuſchauer verfolgten mit Angſt und Jubel die raſch ſich vollendenden Ereigniſſe des ergreifenden Schauſpiels, bis ſie mit lautem Beifallsſturme den Glücklichen begrüßen konnten, den des Herolds Stimme ausrief. Angſt und Qual war vergeſſen und wie die Gluth des Julitags ſich endlich in erſehnte Abendkühle verwandelte, ſo begann die Siegesfeier. Der Sieger wurde von ſeinen Angehörigen und Landsleuten umringt, von den anweſenden Hellenen begleitet;

der festliche Zug bewegte sich von Hippodrom und Stadium nach dem Eingangsthore und zum Tempel des Zeus; denn hier zu den Füßen des Gottes standen die Sessel der in seiner Vollmacht siegverleihenden Hellanodiken; hier stand der heilige Tisch, auf welchem die frisch geschnittenen Kränze des Oelbaums lagen; vor den Augen des Zeus wurde des Siegers Haupt geschmückt, wurde die Palme in seine Hand gegeben. Ein Theil der Festversammlung füllte die Hallen und Gallerien des Tempels; „heilige Hymnen", sagt Pindar, „strömten hernieder, wann nach des Herakles alten Satzungen des Zeus wahrhaftiger Kampfrichter, der ätolische Mann, des grünen Oelzweigs Schimmer um das Haupt legt".

Dann brachte der Sieger sein Dankopfer am Altare des Zeus dar und als hochbeglückter Gast des olympischen Gottes wurde er mit seinen Siegsgenossen im Speisesaale des Prytaneions am Herde des Heiligthums bewirthet.

Die Masse des Volks aber lagerte sich vor der Altis zwischen wohl versorgten Meßbuden im Freien oder unter Zelten. „Wann der schönen Seele geliebtes Abendlicht leuchtet," singt Pindar, „dann erschallt die ganze Flur bei lieblichen Gelagen von Siegsgesängen. Es war die lustige Nachfeier des heißen Tags. Hier schlossen sich neue Freundschaften, hier begegneten sich alte Gastfreunde; hier erzählte Jeder von den Wundern seines Landes und seiner Stadt; alle griechischen Mundarten tönten durch einander; hier wurde gekauft und verkauft, es wurden Geschäfte aller Art gemacht, es war das bunteste Treiben eines südlichen Jahrmarkts.

Aber nicht mit kurzem Freudenrausche war die Feier des Siegs beendet. Die Kunst fesselte sie in bleibenden Werken; denn die Gestalt der Sieger sollte nicht nach flüchtigem Eindrucke aus dem Gedächtnisse der Hellenen wieder verschwinden. Sie wurden im Erzgusse dargestellt, kommenden Geschlechtern zur Erinnerung und zur Nacheiferung; wer dreimal gesiegt hatte, durfte in ganzer Größe und voller Treue dargestellt werden. Die Darstellung der Wettkämpfer entzündete neuen Wettkampf unter den bildenden Künstlern. Denn bald begnügte sich die Kunst nicht damit, die

Gestalt des Siegers treu wieder zu geben, sondern auch die verschiedenen Gattungen der Spiele, die besondere Tüchtigkeit der Kämpfer, ja die entscheidenden Momente des Wettkampfs und die Stellung, in welcher der Sieg gewonnen war. Man sah den Diskobolen mit aller Muskeln Anspannung zum Wurfe antreten, man sah den sieggewohnten Faustkämpfer ruhig die Arme auslegen, es konnte ihm Keiner beikommen; man sah den Läufer, mit dem letzten Athemzuge auf der trockenen Lippe, vorgestreckt am Ziele anlangen. Die Kunst lernte hier die Bewegung des menschlichen Körpers in ihrem wichtigsten und lebensvollsten Augenblicke erfassen und eine Geschichte der olympischen Spiele in dramatischen Gestalten verkörpern.

Diese Bildsäulen wurden wohl häufig vervielfältigt, um auch in des Siegers Vaterstadt als ein zwiefacher Schmuck aufgestellt zu werden, aber ihre Anschauung blieb immer eine beschränkte, und sie sind, wo sie aufgestellt waren, spurlos wieder untergegangen. Weitere und bleibendere Wirkung hatten die Werke der Dichtkunst, welche sich den Siegen anschlossen. „Ich bin kein Erzbildner," singt Pindar; „was ich schaffe, bleibt nicht mit träger Fußsohle auf dem Gestelle stehn." Pindars olympische Festgrüße sind durch das geflügelte Wort zu Land und zu Wasser weit hinausgetragen worden über das Thal des Alpheios, weithin über alles hellenische Land. Denn es war ja der olympische Sieg nach griechischem Glauben nicht ein einzelnes, glänzendes Ereigniß des Lebens, nach welchem Alles wieder in das alte Gleis zurückkehrte. Es war der Anfang eines neuen Lebens, es war der Aufgang einer Sonne, welche über das ganze Leben des Bekränzten, über sein Geschlecht und seine Vaterstadt einen milden und wärmenden Glanz breitete; denn der Hellene dachte sich nie vereinzelt, sondern stets in lebendigem Zusammenhange mit seinem Stamme und der Gemeinde seiner Stadt. Darum folgte der ersten Festfreude, welche bei dem Getümmel Olympias und der vielgetheilten Aufmerksamkeit nicht zur vollen Berechtigung kommen konnte, die eigentliche Feier bei der Heimkehr.

Man riß die Stadtmauern ein, um dem Wagen des Siegers

Bahn zu machen; was bedurfte die Stadt der Mauern, die solche Männer hatte! Ein unabsehlicher Zug schloß sich an, indem der Sieger im Purpurgewande voranfuhr und die Festgenossen durch die Hauptstraßen zu dem Tempel der stadthütenden Gottheit führte; ihr wurde das Opfer des Danks dargebracht und an das Opfer schloß sich das Mahl der Freude.

Für diese Feier galt es den schönsten Schmuck zu suchen in dem Liede eines gefeierten Sängers, welches den Zug begleitete oder beim Mahle gesungen wurde. Glücklich wer einen Pindar gewinnen konnte, denn er ahnte wohl, daß dadurch sein Ruhm der Unsterblichkeit übergeben sei! Das Lied wurde bei Zeiten bestellt, damit der Dichter es nach der Geschichte des Siegers und seines Geschlechts einrichten, damit es von einem Chore der Vaterstadt erlernt und eingeübt werden konnte. Entweder übernahm dies der Dichter selbst oder er sandte seinen Chormeister, „der Musen Briefstab", der des Dichters Worte überbrachte und in seinem Sinne den Vortrag derselben, die rhythmischen Weisen, die Begleitung von Musik und Tanz anordnete.

Man denke sich aber die Hymnen Pindars nicht wie Vergötterungen sterblicher Menschen, wie Huldigungen pomphafter Schmeichelei! Ein hoher Ernst geht durch seine Lieder; wie ein Prophet tritt er zu den Großen der Erde, mit demüthigender Strenge erinnert er sie, daß „der Mensch des Tages Kind sei, eines Schattens Traumbild; nur in den von Gott verliehenen Strahlen erhalte sich des Lebens Glanz." Das Siegesglück soll nicht im Taumel genossen, es soll als Gottes Gabe erkannt, es soll mit Würde getragen, es soll wie ein Segen in das ganze Leben verwebt werden; den Gebeugten soll es aufrichten, den von Thatendurst gequälten Herrscher (wie Hieron von Syrakus) soll es ruhig und zufrieden machen. In den Liedern Pindars findet der olympische Sieg seine höchste Weihe und Verklärung; sie wurden von Theben aus wie ein goldener Same echter Weisheit, Kunst und Gottesfurcht ausgestreut in alles hellenische Land. Sie gingen zu Lande nach Thessalien, sie zogen zu Schiffe nach Asien und Afrika, sie wurden an den Höfen von Cyrene und Syrakus gesungen, sie wurden in die Pfosten rhodischer

Tempel eingegraben und von Geschlecht zu Geschlecht wie eine unverwelkliche Blüthe der Dichtkunst getragen.

Das war den Griechen Olympia. Darum saßen sie hier in heiterer Feststimmung, während Leonidas an den Grenzen ihres Landes den Opfertod starb; darum überhörten sie den herantobenden Kriegslärm, denn sie fanden in dem ungestörten Cultus ihres Nationalgottes die sicherste Bürgschaft seines Segens, sie fühlten beim Anblick ihrer Olympioniken die freudigste Siegeshoffnung; von Olympia zogen sie nach Salamis und Platää. Und als nun dem ganzen Volke der große olympische Sieg verliehen wurde, da begann auch für Olympia die herrlichste Zeit; das ganze Volk war von Siegesgefühl gehoben, die reiche Beute wurde in Weihgeschenke verwandelt, Pindar sang und Phidias bildete.

Auf zwei Grundfesten ruhte die Feier der Olympiaden, auf dem Gefühle des nationalen Zusammenhangs und auf der jugendlichen Empfänglichkeit des Volks. Die erste dieser Grundfesten war schon funfzig Jahre nach Thermopylä durchaus erschüttert, und wenn auch das schöne Erzbild des Gottesfriedens an seiner alten Stelle der Tempelhalle stehen blieb, so galt er doch in Wahrheit nicht mehr. Die Ehrfurcht vor den Satzungen der Väter, die Scheu vor dem Göttlichen entwich mit entsetzlicher Schnelligkeit, und so stark sich der hellenische Glauben erwiesen hatte, eine gesunde Volkskraft zu tragen und zu heben, so unfähig zeigte er sich ein sieches Volksleben zu erneuern.

Mit der Religion verfiel auch die Kraft der Freude, das schönste Erbtheil der Hellenen. Es erlahmte die Schwungkraft der Seele, man konnte sich nicht mehr vergessen in der Anschauung des Festes. Jetzt erst fühlte man die unerträgliche Gluth der Julisonne, jetzt alle Qualen des Aufenthalts in der versumpften Niederung. Der Zusammenhang mit den überseeischen Pflanzstädten wurde zerrissen; der Wohlstand sank, die Vornehmen blieben zurück; zornige Herren drohten ihren Sklaven sie nach Olympia zu schicken.

Aeußerlich war der Verfall nicht so rasch. Als die Römer aufhörten den Griechen Barbaren zu sein, suchte die Eitelkeit ihrer

Kaiser den erloschenen Glanz zu beleben. Noch vierhundert Jahre nach Christus dauerte das Fest, 293 Olympiaden sind in der Altis aufgezeichnet worden, und nachdem deutsche Völker den Hain des Zeus verwüstet hatten, mußte Justinianus die von Neuem aufkommenden Spiele Olympias gewaltsam unterdrücken.

Der Verfall des Heiligthums ist durch den Alpheios beschleunigt worden. Denn seit er nicht mehr durch Dämme gebändigt wird, hat er bei jedem Hochwasser seine Fluth über den Boden der Altis gewälzt und die von Erderschütterungen umgeworfenen Säulen zugeschwemmt. So ist er auch im Mittelalter ein treuer Altishüter geblieben, er hat die Schätze der Kunst unter seiner Schlammdecke versteckt und an alter Stelle aufbewahrt.

Darum hat der erwachte Sinn für griechische Kunst, darum hat Winckelmann vor Allen sich mit Recht gesehnt, diese Decke zu lüften. Sechzig Jahre nach seinem Tode war es die wissenschaftliche Commission des französischen Befreiungsheeres, welche seinen Gedanken ausführte. Zwei Gräben wurden an den schmalen Seiten des Zeustempels gezogen und in kürzester Zeit grub man aus der Tiefe eine Reihe von Bildwerken; es waren die Zwölfkämpfe des Herakles, wie sie Pausanias beschrieben hat. Ehe man noch den ganzen Tempel von Schutt gesäubert hatte, wurden die Grabungen plötzlich eingestellt; man hörte auf zu suchen, ehe man zu finden aufgehört hatte. Von Neuem wälzt der Alpheios seinen Schlamm über den heiligen Boden und wir fragen mit gesteigertem Verlangen: wann wird sein Schoß wieder geöffnet werden, um die Werke der Alten an das Licht des Tags zu fördern!

Was dort in dunkler Tiefe liegt, ist Leben von unserm Leben. Wenn auch andere Gottesboten in die Welt ausgezogen sind und einen höheren Frieden verkündet haben, als die olympische Waffenruhe, so bleibt Olympia doch auch für uns ein heiliger Boden und wir sollen in unsere, von reinerem Lichte erleuchtete Welt herübernehmen den Schwung der Begeisterung, die aufopfernde Vaterlandsliebe, die Weihe der Kunst und die Kraft der alle Mühsale des Lebens überdauernden Freude.

IX.

Das vierte Jahr der Ausgrabungen von Olympia.

Man tadelt wohl an unseren Vorträgen*), daß sie, des innern Zusammenhangs entbehrend, wie Flugblätter in die Welt hinausgehn und bald verschollen sind. Aber auch flüchtige Anregungen können Spuren zurücklassen, in welchen ein fruchtbarer Samen keimt. Einzelne Vorträge haben schon ihre Geschichte. So sprach ich vor 27 Jahren an dieser Stelle von den versunkenen Schätzen Olympias, die man nicht im Schlammboden liegen lassen dürfe. Die Worte fanden eine gute Stätte. Als die Stunde gekommen war, ging unter dem Strahl der Friedenssonne das Samenkorn auf, und nach drei Arbeitsperioden mußten schon die größten Räume, die uns hier zur Verfügung standen, hergerichtet werden, um einen Theil der an das Licht gezogenen Kunstwerke zu einem olympischen Museum zu vereinigen.

So lange man noch mit dem Einbringen der Frucht vollauf beschäftigt ist, hat man gerechtes Bedenken, einen Erntebericht abzustatten. Ich habe es aber doch für meine Pflicht gehalten, diese Scheu zu überwinden und in dankbarer Anerkennung der jenem Vortrag zu Theil gewordenen Gunst über den jetzigen Stand des von Kaiser und Reich ins Werk gesetzten und von der lebendigen Theilnahme des deutschen Volks be-

*) Die Vorträge des wiss. Vereins in der Singakademie zu Berlin.

gleiteten Unternehmens eine Umschau zu halten, indem ich die wissenschaftliche Bedeutung desselben in kurzem Umrisse darzustellen suche.

Ich beginne mit dem, was hier nur angedeutet werden kann.

Wie das Land der Griechen von Thal zu Thal reich gegliedert ist, so war auch das Volk mannigfaltig nach Sitte und Sprache. Von den Mundarten sind aber nur einzelne in der Litteratur ausgebildet worden; von den andern haben wir nur mangelhafte Ueberlieferungen, welche aus den Sammlungen alexandrinischer Grammatiker durch viele Hände hindurch in abgerissenen Notizen auf uns gekommen sind.

Hier sind die Inschriften eine neue Grundlage der Wissenschaft geworden, und die in Olympia gefundenen, deren Zahl schon über 400 beträgt, sind ganz besonders wichtig. Denn die Mundart der Eleer, die länger als andere Völkerschaften in ländlichen Niederlassungen verharrten, war uns sehr unvollkommen bekannt und ist nun mit allen Eigenthümlichkeiten, die sich viel länger erhalten haben als wir denken konnten, urkundlich bezeugt.

Es handelt sich aber nicht bloß um eine Mundart. Denn bei der den Hellenen eignen Heimathsliebe schrieben Jonier in Olympia ionisch, die Argiver argivisch, die Arkader arkadisch. Darum gewinnen wir überhaupt für die Kenntniß volksthümlicher Schrift und Sprache eine Fülle von neuem Material.

Am wichtigsten sind die Inschriften in Erz, die amtlichen Urkunden. Sie waren in dünnen Blechplatten an die Wände heiliger Gebäude angeheftet, oder in Tafeln von stärkerem Metall, mit Verzierungen ausgestattet, als Denkmäler am Wege aufgestellt.

Ungleich zahlreicher und besser erhalten sind die Steinschriften an den Postamenten der Statuen, mit den Namen derer, die das Standbild geweiht, so wie derer, die dasselbe einzeln oder in Gemeinschaft mit Andern gearbeitet haben.

Neben den Inschriften, die sich auf den Namen der Urheber beschränken, finden sich andere, welche in gebundener Rede das Motiv der Stiftung angeben. Hier haben wir also eine reiche

Quelle für Künstlergeschichte so wie neue Proben epigrammatischer Poesie und eine Fülle von Belehrung über die Art und Weise, wie die Griechen ihre Standbilder aufgestellt und geordnet haben.

Für griechische Baukunst haben wir ein so reiches Material, wie es wohl noch nie auf engem Raum in so kurzer Zeit zu Tage gefördert ist. Man bedenke, wie unvollkommen nach vieljährigen Arbeiten die Kenntniß des ephesischen Tempels geblieben ist, und hier ist nicht nur der Zeustempel, das wichtigste Seitenstück des Parthenon, nach seinem Grundriß und seinem äußeren wie inneren Aufbau zur Anschauung gebracht, sondern noch zwei andere umsäulte Gotteshäuser sind aus dem Schutte befreit, Heraion und Metroon, jedes durchaus eigenartig und in ansehnlichen Ueberresten erhalten. Andere wichtige Bauanlagen, von denen wir nur den Namen hatten, tauchen hier zuerst in sicheren Ueberresten auf; so das Prytaneion oder Stadthaus mit Herdgemach und Speisesaal, das Gymnasium mit Ringplatz und Wohnräumen, die Reihe der dreizehn Schatzhäuser in Tempelform, die den heiligen Raum einschließenden Säulenhallen an den Innenseiten der Umfassungsmauer, die größern und kleinern Thorhallen so wie der Prachtbau römischer Zeit, der mit einem großartigen Wasserbassin eine architektonisch geordnete Statuenaufstellung vereinigte.

Die Hauptsache aber ist, daß dies Alles nicht zerstreute Denkmäler sind, welche zufällig hie und da zum Vorschein kamen, sondern Glieder eines Ganzen. Es ist eine Gruppe zusammengehöriger Anlagen, ein Stück hellenischer Welt, das wie eine versunkene Insel mit seinen Tempeln und Tempelterrassen, seinen Altären und Weihgeschenken, Amtsgebäuden und Festräumen nach und nach aus der Tiefe emportaucht, und zwar ein solches Stück hellenischen Bodens, welches wir uns immer in der Phantasie vorzustellen suchen mußten, wenn wir die Siegeslieder Pindars lasen und hellenisches Volksleben in seiner eigenthümlichsten Entfaltung uns vergegenwärtigen wollten. Darum legte ich auch bei dem ersten Olympiavortrage ein Blatt vor, auf welchem ich mit Hülfe meines Freundes Strack auf Grund von Pausanias'

Beschreibung nach vielen immer neuen Versuchen den Grundriß von Olympia herzustellen suchte. Wer konnte ahnen, daß es uns vergönnt sein würde, die alten Gebäude selbst wieder aufzudecken, wie ein griechisches Pompeji, und daß wir den Alten selbst den Fuß nachmessen können, der ihren Bauten zu Grunde liegt!

Es ist charakteristisch für Alles, was die Hellenen geschaffen haben, daß es kleiner und bescheidener ist, als wir es uns vorgestellt hatten. So haben wir auch die Altis, welche ein Jahrtausend hindurch ein gemeinsamer Festraum der hellenischen und hellenisirten Menschheit gewesen ist, viel umfangreicher und großartiger gedacht.

Auch hier ist es nicht die Ausdehnung der Räume, nicht die Pracht weitläufiger Anlagen, welche Staunen erweckt, sondern die Fülle sinnreicher Denkmäler, die sich innerhalb enger Grenzen zusammengedrängt hat, von der Zeit an, da die Hellenen sich hier die Heldenkraft erwarben, mit der sie die Perserheere aus ihrem Lande zurückschlugen, bis in die späteren Jahrhunderte, wo neben den griechischen Stadtgemeinden die Könige von Macedonien, die Römer und die Barbaren Asiens in Olympia vertreten sein wollten, um ihren Zusammenhang mit griechischer Bildung zu bezeugen.

Darum sind in dem, was an Denkmälern bis jetzt zu Tage kam, schon alle Zeiten und Gattungen alter Kunst vertreten, und unsere bescheidene Olympiaausstellung ist ein Schatzhaus, wo sich in das Gesamtleben der griechischen Kunstwelt ganz neue Blicke öffnen, wenn man ein helles Auge mitbringt.

Freilich ist auch das Sehen eine Kunst, die gelernt sein will, und nur bei Wenigen können wir voraussetzen, was doch für die Antike die Grundbedingung des Verständnisses ist, nämlich die unbefangene Hingabe und den Ernst der Betrachtung, der sich hütet durch vorschnelles Urtheilen sich den Eindruck zu zerstören. Stellt doch schon der Altmeister deutscher Kunstwissenschaft, Winckelmann, als ersten Grundsatz auf: „Suche nicht die Mängel und Unvollkommenheiten in den Werken der Kunst zu entdecken, bevor du das Schöne finden gelernt hast".

Wir haben ja den Boden der Altis nicht in der Absicht geöffnet, um lauter mustergültige Kunstwerke zu heben, die nach Idee und Ausführung gleiche Bewunderung in Anspruch nehmen. Ein Archiv der Geschichte wollten wir aufschließen und uns gerade davon überzeugen, wie man außerhalb Athens gebaut und gebildet hat.

Unsere Kenntniß griechischer Kunst war zu einseitig auf athenische Denkmäler gegründet. Ist es nicht ein Fortschritt der Erkenntniß, wenn wir sehen, wie dort gearbeitet wurde, wo so ausnahmsweise glückliche Verhältnisse, wie die des perikleischen Athens, nicht vorhanden waren?

Aber die Funde von Olympia dienen nicht bloß dazu, die Denkmäler der Akropolis in ihrer einzigartigen Beschaffenheit klarer an das Licht zu stellen. Die Meister von Athen sind ja bei Peloponnesiern in die Schule gegangen und, was bis jetzt gefunden ist, bildet schon eine wesentliche Ergänzung der Kunstgeschichte vor und nach den Zeiten des Phidias.

Für Erztechnik war Olympia das reichste Museum der alten Welt, und wenn ihre Erzeugnisse auch am massenhaftesten untergegangen sind, so ist doch das, was gerettet ist, für uns um so wichtiger, je ärmer wir im Ganzen an Bronzen des griechischen Mutterlandes sind. Massen gegossener Thierfiguren, welche zum Inventar griechischer Heiligthümer gehören, veranschaulichen die volksthümliche Art, in welcher die armen Leute ihre Huldigungen den Göttern darbrachten.

Die Untersätze heiliger Geräthe waren in alter Zeit mit Erzreliefs von getriebener Arbeit überzogen; eine solche Reliefplatte hat sich vollständig erhalten, ein kunstgeschichtliches Denkmal ersten Ranges, das uns die griechische Plastik noch ganz in dem Decorationsstil assyrischer Kunst befangen zeigt; auf derselben Platte können wir aber auch nachweisen, wie die griechische Kunst ihre ersten selbständigen Schritte thut und sich in der Darstellung der Heroensage von dem Vorbilde einer fremden Kunstübung frei zu machen anfängt. Eben so können wir die weitere, nationale Entwickelung peloponnesischer Erztechnik uns zum ersten Male in einer Reihe einheimischer Werke, in

Waffen, Gefäßformen, Götterköpfen und menschlichen Körperbildungen vergegenwärtigen.

Auch in Stein treten immer mehr Werke alter Zeit hervor, steife Götterbilder von ägyptischem Stil, wild bewegte Kampfgruppen, welche Friesen und Giebelfeldern anzugehören scheinen, den äginetischen Gruppen vergleichbar. Wir sehen, wie man in der marmorarmen Landschaft Thon und geringen Kalkstein zur Bildhauerei verwendete. Jeder Tag bringt neues Material zu einer Geschichte der volksthümlichen Kunst in griechischem Lande.

Der Zeustempel selbst ist ein Stück Kunstgeschichte. Aus dem Muschelkalk, der im Alpheiosthale bricht, ist er von einheimischen Meistern errichtet, ein Muster des strengen Stils dorischer Ordnung, das ältere und größere Seitenstück des Parthenon, und es giebt keinen Tempel in Griechenland, in dem es soviel zu forschen und zu lernen giebt, weil es hier bezeugt ist, daß verschiedene namhafte Meister und verschiedene hervorragende Kunstschulen des fünften Jahrhunderts v. Chr. sich an der Ausstattung des Tempels wetteifernd betheiligt haben. Noch sind wir nicht im Stande, hier sichere Scheidungen zu machen, und selbst innerhalb der Metopentafeln, welche wir für Werke peloponnesischer Kunst anzusehn pflegten, erkennen wir wieder auffallende Stilunterschiede, welche ein Gesammturtheil sehr erschweren.

Unser vorzügliches Augenmerk galt den Giebelfeldern, und die unverdrossene Arbeit ist nicht vergeblich gewesen. Von Woche zu Woche wurden dem Schlammboden neue Marmorbilder entrungen. Glied um Glied sahen wir die Heroengestalten wieder emporwachsen, wie sie vor mehr als zwei Jahrtausenden gebildet sind, von Neuem in lebendigen Zusammenhang sich fügend, wie zwei Gedichte des Alterthums, die aus einem Gewirre abgerissener Verse von Neuem Einheit und Verständniß erhalten, zwei große Weltgemälde von hervorragenden Meistern, zwei Compositionen von je 21 Marmorkolossen, von denen wir uns nach den Beschreibungen der Alten eine nothdürftige Vorstellung zu machen suchten, und von denen ich jetzt voraussetzen kann,

daß sie Allen, die in unserer Stadt ein kunstgeschichtliches Interesse haben, vor Augen stehen.

Gemeinsam ist beiden Giebelfeldern, daß jedes von verschiedenen Händen gearbeitet wurde, und daß die technische Ausführung der Idee des erfindenden Künstlers nicht entsprechend ist. Bedenken wir, daß das Hauptaugenmerk bei Vollendung des Tempelhauses das Zeusbild im Innern war, das prachtvollste, aber seiner Natur nach vergängliche Kolossalbild aus Gold und Elfenbein. Das war das am meisten religiöse Werk, und dazu stand Phidias gewiß eine genügende Anzahl geschulter Techniker, ein mit allem Zubehör von Athen mitgebrachtes Atelier zur Verfügung.

Bei den Giebelwerken mußten sich die fremden Meister behelfen. Denn Marmorarbeiter konnten damals nicht in solcher Menge von Athen übersiedeln, wie es die großen Aufgaben verlangten, welche auf Bestellung der Tempelbehörden zu einem nahen Termin fertig sein sollten.

Auch am Parthenon ist die Arbeit ungleich, aber es ist doch Alles ein Werk einheimischer Schule, das während der Ausführung von einer kunstverständigen Bürgerschaft beobachtet wurde, ein Werk, auf dem das Auge eines Perikles ruhte, welcher alle Mittel reichlich herbeischaffte, weil es für ihn ein Staatsinteresse war, daß die Kunstwerke Athens unvergleichlicher Art sein, und daß auch die in hohen Tempelgiebeln aufgestellten Bildwerke den strengsten Forderungen entsprechen sollten.

In Olympia war die attische Kunst ein aufgepfropftes Reis. Darum ist Einzelnes, namentlich die Darstellung der nackten Körpertheile, tadellos; an vielen Stellen aber ist die Arbeit schülerhaft und für die Behandlung der Gewänder fehlte es an Sorgfalt und Verständniß. Es wurde schnell gearbeitet, um dem Vertrage nachzukommen. Vielerlei Detail blieb der Farbe überlassen, und das Ganze behielt mehr, als es bei den gleichartigen Werken Athens der Fall war, den Charakter einer decorativen Plastik.

Wie attische Modelle außerhalb Athen ausgeführt wurden, sieht man ja auch an den Sculpturen von Halikarnaß, und es

wird bei größeren Gruppenwerken der attischen Schule als eine ganz besondere und seltene Auszeichnung hervorgehoben, daß sie vollständig aus der Hand des Meisters hervorgegangen seien.

Soviel über den Stilcharakter beider Giebelfelder, die sonst so verschieden von einander sind, wie nur möglich.

Wenn derselbe Meister, welcher die Nike geschaffen, der Bildner des Ostgiebels gewesen ist (und wir haben das zu bezweifeln doch keinen genügenden Grund), so müssen wir annehmen, daß er sich in seiner Composition an ein Thema gebunden fühlte, welches zu geistreicher Erfindung wenig Anlaß darbot, das aber seinem Inhalt nach durch kein geeigneteres ersetzt werden konnte. Denn was hätte an der Stirnseite des Tempels, wo man ruhige Darstellungen liebte, passender dargestellt werden können, als die bevorstehende Wettfahrt, welche über das Schicksal des Landes und seines Königshauses entscheiden soll?

Feierliche Stille geht dem tosenden Getümmel voraus, die Windstille vor dem Gewitter.

So sehr auch der Eindruck des Ganzen durch die noch fehlenden Köpfe beeinträchtigt wird, so erkennt man doch die gebietende Ruhe des Zeus, unter dessen Vorsitz die Parteien sich sammeln, den wilden Trotz des Oinomaos und die gedankenvolle Haltung seiner Gattin. Pelops steht mit gesenktem Haupt bescheiden neben seiner Braut, die Wagenlenker harren mit den Zügeln in der Hand. Hinter den Viergespannen sitzen die Alten, welche sinnend die Zukunft zu enträthseln suchen, während in den Ecken behaglich hingestreckt die Flußgötter lagern, Alpheios als der Aeltere von dem jugendlichen, auf die Ellenbogen gestützten Kladeos wohl unterschieden.

Faßt man diese Gestalten, denen eine treffende Charakteristik nicht abzusprechen ist, in ihrem Zusammenhange auf, wie sie hoch über dem Eingange der altdorischen Tempelhalle über die Bäume und Statuenreihen der Altis weithin sichtbar waren, so wird man erkennen, daß die Giebelgruppen des Paionios in ihrer schlichten Einfachheit und Feierlichkeit einen würdevollen und großartigen Eindruck nicht verfehlen konnten.

Die Erfolge der letzten Ausgrabungen haben unser Interesse vorzugsweise dem Westgiebel zugewendet.

Hier umspannt der Rahmen des Dreiecks einen wild wogenden Kampf, in den das Hochzeitfest des Peirithoos sich aufgelöst hat, ein Getümmel ringender Gruppen. Aber diese Gruppen von je drei und zwei Figuren sind rhythmisch geordnet, wie die Strophen eines antiken Chorliedes, und aus der Mitte des Getümmels ragt eine Göttergestalt in majestätischer Ruhe empor, während in den Ecken zuschauende Nymphen einen beruhigenden Abschluß bilden.

Hier erkennen wir das Walten eines Geistes, der den Besten seiner Zeit ebenbürtig war, der in der Kühnheit des Schaffens und maßvoller Würde an Aeschylos erinnert. Sein Werk ergänzt unsere Kenntniß der damaligen Plastik durch eine Reihe wohl erhaltener Köpfe. Wir sehen in eine Zeit lebendigster Entwickelung hinein, in eine Zeit des Uebergangs aus einem Stil in den andern.

Im Kopfe des Gottes, in dem ich Apollon erkenne, herrscht noch eine herbe Alterthümlichkeit der Formen, wie sie bei einem Zeitgenossen des Phidias befremdet. Aus dem Antlitz der Frauen leuchtet eine ideale Schönheit, welche der Künstler auch im Momente der höchsten Bedrängniß nicht durch den Ausdruck von Furcht entstellen wollte, während die Kentaurenköpfe den wüsten Uebermuth der Trunkenheit und die Sklavinnen, jammernd am Boden liegend, gemeine Angst in ihren ausländischen Gesichtszügen zeigen.

Hier bricht ein Naturalismus durch, wie wir ihn in der Zeit des Perikles noch gar nicht kannten. Hier ist ein kräftiger Zug zum Dramatischen unverkennbar; denn, wie Aeschylos und Sophokles ihre Hirten, Wächter und Boten in anderer Ausdrucksweise reden lassen als ihre Heroen, so sind hier auch in Marmorkolossen die Stände der Gesellschaft mit meisterhafter Sicherheit unterschieden.

Für Kunstgeschichte giebt es wenig so lehrreiche Compositionen wie den Westgiebel des Zeustempels; denn wir beginnen erst zu erkennen, wie rasch im fünften Jahrhundert die Kunst sich

entwickelte, wir sehen Entwickelungsstufen vor uns, von denen wir keine Ahnung hatten. Wir sehen in den Giebelgruppen noch eine Gewaltsamkeit und Heftigkeit der Bewegung, welche in der harmonischen Ruhe der Parthenongruppen überwunden scheint, und andererseits glauben wir eine über Phidias hinausgehende Kühnheit in dem Bildwerke zu erkennen, in welchem Paionias mit gereiftem Kunstvermögen den Peloponnesiern zeigen wollte, was er leisten könne, wenn er frei seinem Genius folgte. Seine Siegesgöttin ist ein Triumph attischer Marmorbildnerei; die träge Masse des Steins scheint vernichtet, wenn wir die Göttin mit ihren mächtigen Schwingen vom Olympe niederschweben sehen.

So ergänzen die olympischen Funde unsere Kenntniß des perikleischen Zeitalters.

Zwei Meister ersten Rangs, deren einer, Alkamenes, neben Phidias und Praxiteles als Dritter genannt wird, stehen zum ersten Male in großen Compositionen vor unsren Augen, und ihre Werke wieder aufzubauen und allmählich immer besser verstehen zu lernen, bleibt nun eine der wichtigsten Aufgaben unserer Wissenschaft.

Was ich bisher erwähnte, haben wir gesucht und gefunden. Was aber ungesucht gefunden wird und wie ein schönes Glück in den Schoß fällt, das erfreut am allermeisten, das sind die Blüthen des Lebens — und so ist auch die Blüthe unsrer Thätigkeit jener Götterjüngling, der an demselben Platze, wo er geweiht war, wie ein treuer Posten, mit zerschmetterten Füßen, das Antlitz zum Boden gekehrt, im Schutte lag — der Hermes des Praxiteles.

Wenn bei den Giebelfeldern ein ernsteres Studium erforderlich ist, um allmählich in das Verständniß einzudringen, so ist hier die reine Augenweide und ein unbeschwerter Genuß für jedes empfängliche Auge. Das Kunstwerk ist bei seiner vorzüglichen Erhaltung ebenso unmittelbar erfreuend wie nachhaltig belehrend, denn es nimmt in der Geschichte der Plastik eine wichtige Stelle ein.

Jahrhunderte lang hatte man Götter in Menschengestalt verkörpert, aber man blieb zurückhaltend in der Vermenschlichung.

Die Götter am Parthenon sind verklärte Gestalten, leicht dahin lebende Wesen ohne Wechsel der Stimmung, und auch im Westgiebel des Zeustempels wagte man noch nicht dem Antlitz des Gottes einen Ausdruck von Erregung zu geben.

Nach Phidias und Alkamenes ging man weiter. Man zog die Götter in die Welt der Empfindungen, welche das Menschenherz bewegen. Man ließ Dionysos der eignen Gabe sich freuen; Apollon schwelgt im Zauber der Melodien und Aphrodite empfindet selbst die Macht der Liebe.

So spiegelt sich nun ein bewegtes Gemüthsleben in dem klaren Antlitz der Götter, und das war eine der zartesten, aber entscheidendsten Neuerungen in der Geschichte der Plastik. Ihr Urheber war vor allen Anderen Praxiteles, und darum galt er für einen Gesetzgeber im Gebiete der Kunst, für einen Meister neben Phidias.

Was er erstrebte, konnte im Erz nicht zum Ausdruck kommen, darum war er der eigentliche Klassiker im Marmor; denn, je härter der Stein, um so voller und weicher vermag er das Seelenleben wiederzugeben.

Schauen wir nun auf das Werk seiner Hand, das erste Originalwerk des Meisters, das uns, den nachgeborenen Geschlechtern, anzuschauen vergönnt ist.

Hermes war neben Apollon der zweite Jüngling im Olymp. Ein alter Naturgott nordischer Herkunft, ein Gott der Hirten, behielt er Apollo gegenüber einen derberen, naturwüchsigeren Charakter, ist mehr körperlich wirksam, mehr nach außen thätig; darum aber keine untergeordnete Natur, sondern der Liebling des Volks und das leibhaftige Vorbild seiner Jugend, die gleich ihm unter dem Segen südlicher Gestirne sich umher tummelnd frisch und gesund emporwächst.

Im Vollgenuß seiner Kraft hat er eine Freude daran, aller Orten einzutreten, wo rasche Hülfe nöthig ist, namentlich bei Kindern, die der Eltern beraubt sind; so hier bei dem kleinen Bacchus, dessen Mutter vor der Geburt des Kindes vom Blitze des Zeus verzehrt war.

Die jüngere Kunst der Athener liebte solche Gruppen, denen

die zärtliche Sorge um ein hülfloses Geschöpf einen anziehenden Inhalt gab. So stellte des Praxiteles Vater die Friedensgöttin dar mit dem Knäblein auf dem Arm, das den Segen des Friedens vorstellte. So sehen wir auf Münzbildern derselben Zeit, wie Arkas, der künftige Stammvater des arkadischen Volks, von Hermes im Fluge dahin getragen wird, wo die Nymphen des Säuglings warten.

Ein anderes Motiv war es, ihn auf seiner Eilfahrt *rastend* darzustellen. Er soll nicht bloß als Werkzeug erscheinen, als gehorsamer und unverdroßner Bote des Zeus, sondern als Kinderfreund, dem es nicht darum zu thun ist, sobald wie möglich seiner Bürde los zu werden. Darum lehnt er sich unterwegs an einen Baumstamm, über den er seinen Mantel geworfen hat, um in behaglicher Rast mit dem Kinde zu spielen. Er hält ihm, so denken wir, mit der Rechten eine Traube vor, um ihm scherzend seinen künftigen Lebensberuf anzudeuten. Das Kind ist unverhältnißmäßig klein, damit die Hauptfigur nicht beeinträchtigt werde. Dem Sinne nach ist aber doch das Kind die Hauptsache, und der Kranz, dessen Lager noch am Hinterkopfe des Hermes sichtbar ist, war vermuthlich ein Epheukranz, das Dienstzeichen des Dionysos. Das Kind ist nicht unbeholfen und ungelenk wie gewöhnliche Erdenkinder. Zutraulich legt es sein Händchen auf die mächtige Schulter und hebt sich, mit dem Fuß auf den Baumstamm gestemmt, leicht und behende aus den Windeln empor, um verständnißvoll nach der Frucht zu greifen. Der Heroldsstab aber, den Hermes in der Linken trug, erinnert daran, daß er im Auftrage des Zeus den Dienst der Kinderpflege an dem kleinen Bruder wahrnimmt.

Es ist ein anmuthiges Doppelbild, ein Familienbild ohne Vater und Mutter, eine Gruppe voll mannigfacher Beziehungen, ein Stück Göttergeschichte — und doch so menschlich klar und verständlich, bewegt, aber still und friedlich, voll wohlthuender Harmonie. Der Kopf des Hermes ist dem Kinde zugeneigt, aber er sieht es nicht an, und wir könnten wohl meinen, daß die Gruppe dadurch an Abrundung und Einheit einbüße.

Achten wir auf die Haltung der antiken Statuen, so finden

wir eine bemerkenswerthe Wandelung. Ursprünglich stand der Kopf senkrecht auf dem Rumpf, wie bei den alten hölzernen Gnadenbildern. Dann diente eine leise Neigung dazu, den starren Ernst zu mildern und die Geneigtheit der Gottheit, auf menschliches Bitten zu hören, anzudeuten, wie dies bei berühmten Zeusköpfen der Fall ist; auch liegt darin der Ausdruck des Gedankenvollen und des von der Außenwelt zurückgezogenen, geistigen Lebens, wie wir es an schönen Athenaköpfen bewundern. Eine stärkere Bewegung steigert den Ausdruck der Empfindung und entspricht dem Geiste einer Zeit, welche die Götter mehr und mehr vermenschlichte. Seitwärts geneigt, deutet der Kopf eine schwärmerische Stimmung an, wie bei dem leierspielenden Apollo; nach vorn gesenkt giebt er den Ausdruck einer stillen Melancholie. Daher wurde die schönste Hermesstatue, welche vor Entdeckung unserer olympischen vorhanden war, die Statue des Belvedere, in welcher Poussin das vollendete Muster männlicher Wohlgestalt fand, zwei Jahrhunderte lang bis auf Visconti Antinous genannt.

Von dieser Statue, welche lange einzig in ihrer Art war, ist allmählich eine ganze Reihe gleichartiger Werke zum Vorschein gekommen. Es muß also ein berühmtes, Epoche machendes Original gegeben haben; ein Werk, von dem man annehmen muß, daß es nach Phidias und vor der Zeit Alexanders entstanden sei, und wenn man zweifeln konnte, ob in diesen Bildwerken ein Gott oder ein Sterblicher dargestellt sei, so liegt der Grund in dem Anflug von Empfindsamkeit, welcher den Götterbildern alter Zeit fremd ist und ihnen einen beziehungsweise modernen Charakter giebt. Die hohe Idealität der Götter ist durch eine gewisse Lässigkeit gemildert; die Person der Gottheit tritt uns so nahe, daß wir ihr ablauschen und abfragen möchten, in welche Gedanken sie vertieft sei, und da wir Praxiteles als denjenigen kennen, der die Olympier menschlich sinnen und fühlen lehrte, als den Meister der Kunst, die zartesten Regungen des Empfindens im Marmorantlitz auszudrücken, so werden wir auch diesen Hermestypus der Kunstrichtung zuschreiben, welcher er die Bahn gebrochen hat; und diese beiden Geschwister, aus einem

Vaterhause entsprossen, haben sich nun wieder zusammengefunden und stehn hier zwischen den korinthischen Säulen unserer Singakademie zum ersten Male wieder neben einander.

Derselben Schule gehört der vatikanische Eros an mit seinem träumerisch gesenkten Blick, und jener viel bewunderte und viel nachgebildete Apollo mit der am Baumstamme sich emporringelnden Eidechse. Dies Bildwerk ist für uns von besonderer Wichtigkeit. Denn erstens ist das Original ein bezeugtes Werk von Praxiteles, und dann sehen wir auch hier den Gott mit einem Gegenstand beschäftigt, ohne daß er denselben scharf in das Auge faßt. Der Pfeil ist auf das Thier gerichtet, aber während des Spiels sind die Gedanken davon geflogen und schwärmen in anderen Regionen.

Wenn die Darstellung dieser Gedankenwelt die Liebhaberei und Virtuosität des Praxiteles war, so begreifen wir, warum auch unser Hermes träumerisch vor sich hinblickt. Wären die Augen gespannt auf das Kind gerichtet, so hätte dies eine gezwungene Kopfhaltung und eine zu starke Drehung der Halsmuskeln erfordert. Die Gruppe würde an geschlossener Einheit gewonnen, aber an Schönheit und Freiheit verloren haben. In voller Sorglosigkeit steht nun der Gott vor uns, dienstbeflissen ohne ängstliche Spannung, thätig und doch in heiterer Ruhe, ein treuer Pflegevater, aber in olympischer Sicherheit, sein eigen und frei, in strahlender Schönheit seiner ewigen Jugend froh.

Für Praxiteles' Talent war es eine besonders anziehende Aufgabe, den Gott der Palästra mit seinem mächtigen Gliederbau, den rastlosen Diener des Zeus, in anmuthiger Muße darzustellen. Es ist schon der Uebergang in das Genre, ohne daß die göttliche Würde beeinträchtigt wird. Auch die Formen erinnern an die alte Zeit. In den breiten Schultern und dem derben Knochenbau erkennt man noch den älteren Stil der Plastik. Dagegen sind alle weichen Theile mit unaussprechlicher Zartheit dargestellt, und den ganzen Körper umspielt ein Fluß der Linien, welcher sanft auf und nieder wogt, wie die Oberfläche einer leicht vom Winde bewegten Wasserfläche.

Die Stellung zeigt mehr Elastizität als stämmige Kraft,

und gegen die weiche Ausbiegung der Hüften bildet die senkrecht herabfallende Gewandmasse einen höchst wirksamen Gegensatz, ganz ähnlich wie das Badegewand der Aphrodite, des gefeiertsten Werkes von Praxiteles, wie es uns auf den Münzen von Knidos und in den besten der erhaltenen Nachbildungen vor Augen steht. Es war dies offenbar ein Lieblingsmotiv des großen Meisters, welcher in der Faltenmasse zeigen konnte, wie er die schwierigsten Aufgaben der Marmortechnik spielend erledigte.

Das aber ist es ja vor Allem, was uns bei Betrachtung des Hermes so unaussprechlich erfreut, daß wir es nicht mit einer flauen Nachbildung zu thun haben, sondern daß wir in den realistisch gearbeiteten Nebendingen wie in dem idealen Hauptbilde ein Werk vor uns haben, wie es aus der Hand seines Meisters hervorgegangen ist, in der vollen Frische des Originals, wie sie dem emsigsten Copisten unerreichbar ist. Davon zeugt auch das, was unvollendet geblieben ist, die Rückseite; da sehen wir noch die scharfen Linien, wo der Meißel des Bildhauers absetzte, weil es bei dem in einer Nische aufzustellenden Standbilde unnöthig war, dem Rücken die letzte Vollendung der Oberfläche zu geben.

Davon zeugt noch schöner das, was den Stempel höchster Vollendung trägt, vor Allem der Kopf. Denn das, was in den früheren Entwickelungsstufen der hellenischen Kunst das Nebensächliche war, und das, was man bei den Götterbildern am wenigsten auszuarbeiten sich getraute — man vergleiche nur den ausdrucksleeren Götterkopf auf dem herrlichen Rumpfe im Tempelgiebel des Alkamenes — das wurde jetzt und gerade durch Praxiteles die Hauptsache. So ist auch hier der Hermeskopf die Krone des Ganzen, der Jünglingskopf voll markiger Kraft, das milde Antlitz mit dem leise geöffneten Munde, den tiefliegenden seelenvollen Augen, der leicht gefurchten Stirn, welche rechts und links durch starke Muskelpolster von den Schläfen gesondert ist und den Blick beschattet. Da ist nirgends eine todte Fläche; da ist Alles so voll Form und Leben, daß selbst der Kopf der Venus von Milo leer dagegen erscheint. Die weiche Anmuth, welche die Wangen, die Lippen, das Kinn mit feinem Grübchen umspielt, wird geadelt durch den Charakter des männlichen Ernstes,

der auf dem Antlitz ruht, und das in kurzen dichten Büschen gleichsam ungestüm aufsprießende krause Haar ist das Kennzeichen voller Naturkraft, wie sie in dem steilen Nacken sich ausspricht so wie in Brust und Schulter.

Es ist also nicht die tadellose Regelmäßigkeit männlicher Schönheit, welche uns an dies Bild fesselt, sondern die Fülle des Lebens, die Harmonie von Seele und Leib, der ethische Zug, welcher den Marmor durchdringt. Man sieht dem Antlitz an, daß die Seele, die sich darin spiegelt, über das Niedrige erhaben ist, ungetrübt durch Selbstsucht und sinnliche Begehrlichkeit. Daher der Glanz eines stillen Friedens, der auf dem Bilde ruht, der Frieden und Freude ausströmt.

So ist uns in diesem Bildwerk ein neuer Stern aufgegangen, an dessen Strahlen wir uns freuen, und um den sich nun zu einer festeren Gruppe, besser verstanden und richtiger gewürdigt, die anderen Werke des Praxiteles und seiner Schule reihen. Denn Alles, was wir von dem Meister wissen, schließt sich so ungezwungen an das an, was uns in diesem Werke vorliegt, daß wir keinen Anlaß haben, bei dem Meister, der uns als Schöpfer dieses Werks genannt wird, an einen unbekannten Enkel des Praxiteles, einen Epigonen der klassischen Zeit zu denken.

Wir aber freuen uns, daß diese neue Offenbarung hellenischer Schönheit bei uns zuerst an das Licht getreten ist, und daß zu dem Vielen, was gesucht und gefunden ist, zu den Urkunden der Schrift und Sprache, zu den Grundmauern der Tempel, Altäre und Schatzhäuser im Festraum der Altis, zu den Werken altpeloponnesischer Kunst, zu den großartigen Schöpfungen des Paionios und Alkamenes, der Hermes des Praxiteles als überraschende Festgabe hinzugekommen ist, ein reicher Lohn für alle Arbeit und Mühe und eine Bürgschaft dafür, daß das vor 27 Jahren an dieser Stelle angeregte, von Kaiser und Reich in uneigennütziger Liebe für Wissenschaft und Kunst unternommene Werk dem Deutschen Volk ein dauerndes Ehrendenkmal und für die lebendige Erkenntniß der größten Zeiten des Alterthums eine für lange unerschöpfliche Quelle ist.

X.

Kaiser Wilhelms Friedensregiment.

Blicken wir in der festlichen Stunde, die uns heute dankerfüllt wieder in diesen Räumen vereinigt, auf die Regierung unsers Kaisers zurück, so staunen wir über die Fülle von Geschichte, welche der Rahmen von zwanzig Jahren umspannt. Wie viel schwere Verwickelungen des innern und äußern Staatslebens gehen an unserm Auge vorüber! Wie viel glücklich überstandene Sorgen, Prüfungen und Gefahren! Wie viel zukunftreiche Neugestaltungen der öffentlichen Verhältnisse! Welch ein rascher Wechsel von Krieg und Frieden!

Von diesem Wechsel ist kein Staat verschont geblieben, der eine geschichtliche Selbständigkeit erlangt hat; nichts aber ist für das Wesen der einzelnen Staaten kennzeichnender, als die Art, wie Krieg und Frieden in ihrem Verhältniß zu einander aufgefaßt werden.

Die ältesten Staaten, die wir kennen, waren auf Eroberung gegründet und angewiesen, so daß die Nähe unabhängiger Länder wie ein Abbruch der eigenen Machtsphäre erschien. Wo nach Weltherrschaft gerungen wird, ist ein wirklicher Frieden unmöglich, und seitdem Rom in diese Bahn einlenkte, war der Schluß des Janustempels ein seltener, jubelnd begrüßter, aber schnell vorüberrauschender Augenblick.

Die Griechen haben hier das rechte Verständniß gegeben, weil bei ihnen die ethische Auffassung des Staates zu Hause ist.

Vollgerüstet in Panzer und Helm ist die Stadtgöttin von Athen, aber sie zückt den Speer nur, um die Marken des Landes gegen Einbruch zu schützen. Als Parthenos stand sie, den Speer zur Seite, in unnahbarer Hoheit da; als Athena-Nike trug sie den Helm in der Hand und in der andern die Granate, das Symbol des Fruchtsegens. Also Inhalt und Zweck des Sieges ist nicht die Niederwerfung des Gegners, sondern der Segen des Friedens, der nur dem Streitbaren sicher ist.

Diese Auffassung von Krieg und Frieden ist wohl in keinem Staate so zur Wahrheit geworden, wie in dem der Hohenzollern. Bei uns sind Krieg und Frieden keine willkürlichen Schwankungen, keine unvermittelten Gegensätze. Die Kriegsmacht ist der Bürge des Friedens. Was der Frieden an Erkenntniß reift, dient der Wehrkraft zur Stärkung, und vor den Gefahren des Friedens schützt das Bewußtsein einer heiligen Verpflichtung, für die Güter desselben jederzeit mit der ganzen Volkskraft einzutreten.

Darum kann auch die oberste Leitung unseres Staates nicht in ein Kriegs- und Friedensregiment aus einander fallen.

Während des tiefsten Friedens hat unser König das Schwert geschmiedet, dem wir den Sieg verdanken, und mitten in der Unruhe des Feldlagers hat er die Pflege der Wissenschaft nicht ausgesetzt. Datirt doch aus dem Hauptquartier von Versailles die königliche Verfügung, durch welche das Institut für archäologische Correspondenz in Rom zur preußischen Staatsanstalt erhoben wurde. Ein geringfügiges Ereigniß in der Reihe weltgeschichtlicher Entscheidungen und doch ein Akt von bleibender Bedeutung in dem thatenreichen Leben unseres Kaisers.

Lassen Sie mich bei der Betrachtung von Kaiser Wilhelms Friedensregiment an dies Ereigniß anknüpfen, da gerade jetzt diesseits wie jenseits der Alpen die Vorbereitungen im Gange sind, um in Rom ein deutsches Fest zu begehen, wie es noch nicht gefeiert worden ist, der fünfzigjährige Bestand des capitolinischen Instituts, dessen Dasein und Wirken ein denkwürdiges Stück deutscher Culturgeschichte ist.

Es ist ein alter Zug, der die deutschen Herzen nach Rom treibt. Er war einst eine unglückliche Liebe, deren Romantik

viel Blut und Thränen gekostet hat; er ist, wie ein zu Thal gehender Strom, allmählich ruhiger und friedlicher geworden. Nicht Zwang und Gewalt, sondern geistige Aneignung der jenseitigen Schätze ist es, welcher jetzt die Römerzüge gelten, und die Hauptepoche dieser neuen Wendung fällt in den November 1755, da ein deutscher Schulmann seine bescheidene Wohnung am Monte Pincio aufschlug. Denn von Winckelmann stammt der Gedanke, daß vorübergehende Besuche der „ewigen Stadt" wohl geeignet sind, das Leben mit werthvollen Erinnerungen und Anregungen zu bereichern, daß aber die Wissenschaft des Nordländers, wenn sie mit der einheimischen wetteifern will, in Rom einheimisch werden müsse und daß ein geschichtliches Verständniß der antiken Cultur nur auf dem Boden derselben zu Stande kommen könne.

Was ursprünglich reine Privatsache war, erhielt seit Anfang des Jahrhunderts schon einen öffentlichen Charakter, indem die Krone Preußen zeigte, wie sie in Rom vertreten sein wollte. 1802 kam Wilhelm von Humboldt, der Welcker mitbrachte. Ihm folgte Niebuhr. Das Capitol wurde die Warte, von welcher deutsche Forschung Stadt und Land überschaute. An Stelle eines schwärmenden Kunstgenusses trat die ernste Arbeit. Ein Aufbau der Stadtgeschichte wurde in Angriff genommen, und als der Freiherr von Cotta 1817 in Rom überwinterte, wurde in der preußischen Gesandtschaft ein Gesammtwerk über Rom entworfen, eine geschichtliche Topographie und Denkmälerkunde, ein Werk von so großen Gesichtspunkten, wie es noch Niemand in den Sinn gekommen war.

Man war mit der einen Stadt vollauf beschäftigt. Aber, ehe man sich dessen versah, war der wissenschaftliche Stoff nach allen Seiten angewachsen, theils allmählich, theils auf einmal durch unerwartete Entdeckungen. Neben Rom wurde Neapel durch die Ausbeute der Vesuvstädte immer wichtiger. Pästum war wie eine verlorene Insel neu entdeckt. In Apulien und Sicilien tauchten griechische Vasenbilder auf. Aber nichts kam dem Eindrucke gleich, welchen die Entdeckung von Lucian Bonaparte machte, als er 1828 die Felsgrüfte von Vulci

öffnete, als hier und in den umliegenden Nekropolen Tausende von wohlerhaltenen Thongefäßen mit griechischen Malereien, griechischen Sagen und Inschriften aus der Tiefe gezogen wurden. Treue Spiegelbilder des athenischen Volkslebens in etruskischen Felsgräbern! Das war ein Räthsel, das nur in großem Zusammenhange antiker Cultur- und Handelsgeschichte aufgeklärt werden konnte.

Jetzt gewann man eine ganz neue Anschauung von dem Reichthum Italiens. Die Kräfte Einzelner zeigten sich ungenügend. Es bedurfte einer Vereinigung von Gelehrten, eines Centrums mit vielen Stationen, um mit wachsamem Auge alle Funde zu verzeichnen und das Gefundene zu ordnen. Dieser Gedanke ging wesentlich von Eduard Gerhard aus, der seit 1822 in Italien lebte, der Schüler Böckhs, der erste Doctor unserer Universität. Er suchte Genossen und fand sie in einem Kreise von Männern, die aus allen Ländern in gleicher Absicht zusammengetroffen waren und sich die Hand boten, Deutsche, Russen, Franzosen, Engländer, Dänen.

Da finden wir den Baron von Stackelberg, einen Esthländer von deutschem Blut und deutscher Bildung. Er glühte von jener Sehnsucht des Nordländers nach dem Süden, des modernen Menschen nach dem Alterthum, wie sie seit Winckelmann durch die Welt ging, wie sie in Byron und Hölderlin lebte. Unter unglaublichen Abenteuern hatte er die griechischen Länder und Meere durchzogen und kam mit reichen Schätzen nach Italien, um sie würdig zu veröffentlichen. Er war ein Dilettant im edelsten Sinne des Wortes. Ursprünglich mehr Künstler und Dichter als Gelehrter, war er unermüdlich im Lernen und Forschen, um das mit Künstlerhand Gezeichnete im Zusammenhange mit Leben und Religion des Volkes zu verstehen. Im Ernst der Arbeit verschmolz er seine verschiedenartigen Neigungen zu einer schönen Harmonie, wie sie uns noch heute in seinen Werken erfreut. Er brachte zu dem, was Winckelmann gegründet, die reichste Ergänzung. Italien und Griechenland traten in lebendige Berührung. Pausanias wurde gemeinschaftlich gelesen. Die Zeichnungen aus Athen und Phigalia wurden mit Gerhard,

Panofka, Keſtner beſprochen, und die Beſchäftigung mit dem Bildfries des Apollotempels, welchen Stackelberg 1812 aus dem Erdboden gezogen hatte, gab den Freunden Anlaß, ſich den alten Hyperboreern zu vergleichen, welche aus fernem Norden dem helleniſchen Gotte ihre Feſtgaben darbrachten.

Der kleine Kreis trat in mannigfaltige Beziehungen. Stackelberg verbanden ſeine griechiſchen Erinnerungen mit den engliſchen Sammlern und Forſchern, Dodwell, Millingen, Cockerell. Panofka war in Paris zu Hauſe und führte den Hyperboreern den Herzog von Luynes zu, der damals 23 Jahre alt, zum dritten Male in Italien weilte. Italien war ihm eine andere Heimath, denn die Luynes waren mit den Alberti's in Florenz verwandt. Sie hatten vom Arno her einen Zug höherer Bildung als Erbtheil mitgebracht und ihr Stammſchloß Dampierre bei Port Royal war ſeit den Tagen von Des Cartes ein Herd aller höheren Intereſſen. Das alte Banner ſeines Hauſes nahm der junge Herzog mit Begeiſterung auf und ſuchte namentlich die Geſchichte von Großgriechenland, wo die alte Herrlichkeit am ſpurloſeſten verſchwunden iſt, durch Denkmäler zu ergänzen. Er ließ die Tempelreſte von Metapont ausgraben und wußte durch ſeinen Scharfblick und Sammeleifer die Münzen zu einer neuen Quelle geſchichtlicher Kunde zu machen.

Sein Anſchluß erhöhte den Muth der Hyperboreer. Man ſpürte, wie unter allen Nationen das Bedürfniß vorhanden ſei, die Denkmälerkunde in größerem Stil zu behandeln und die Kräfte zu gemeinſamer Arbeit zu ſammeln. Aber wenn auch Luynes ſeinerſeits Mittel zur Verfügung ſtellte, der Kreis der Freunde war ein wechſelnder und ihr Zuſammenwirken von allen Zufälligkeiten abhängig. Darum konnte Gerhard, dem eine Vereinsthätigkeit von geſicherter Dauer am Herzen lag, nicht umhin, den Anſchluß an das öffentliche Leben in irgend einer Form für nothwendig zu halten.

Da kam im October 1828 der preußiſche Kronprinz nach Rom. Mit voller Begeiſterung gab ſich der Schüler Niebuhrs dem Eindrucke der Denkmäler hin; tief ergriffen ſtand er vor den Grundmauern des capitoliniſchen Jupitertempels. Gerhard

führte ihn am Golf von Neapel, und auf dem Markte von Puzzuoli versprach ihm der Kronprinz, das Protectorat der zu gründenden archäologischen Anstalt zu übernehmen.

So wurde aus dem internationalen Unternehmen ein deutsches, aus dem geselligen Verein eine Stiftung. Bunsen setzte nun die volle Energie seiner Person ein; das Capitol wurde wieder das Centrum, wo von allen Punkten die Berichte einliefen, und am 21. April 1829, dem Geburtstage Roms, begannen die Sitzungen des römischen Instituts, das seinen europäischen Charakter nicht verleugnete. Luynes blieb treu. Italiens beste Kräfte nahmen fördernden Antheil, vor Allen der Graf Borghesi in S. Marino, der große Forscher und Urkundenkenner, in dessen Schule Olaus Kellermann, der Däne, sich bildete, um die epigraphische Arbeit für das Institut zu übernehmen. Die deutsche Wissenschaft war es aber doch, die dem Ganzen Einheit und Charakter gab. Auch das, was nicht in die Arbeiten des Instituts hereingezogen wurde, erhielt von hier aus seine Anregung, wie die ägyptische Forschung, und fand hier Anschluß und Förderung, wie die altitalische Sprachen- und Völkerkunde, die Inschriftensammlung, die Erforschung des römischen Staats- und Religionswesens im Zusammenhang mit der Topographie, wie im Geiste Niebuhrs Bunsen begonnen hatte.

Den deutschen Gelehrten wurde es ein Bedürfniß, von Zeit zu Zeit das Capitol aufzusuchen, und 1856 wurden die Stipendien gegründet, um jungen Gelehrten Gelegenheit zu geben, eine anschauliche Kenntniß des classischen Alterthums zu erwerben.

So arbeitete in wechselnden Gruppen Jung und Alt voll fröhlicher Regsamkeit auf dem tarpeischen Felsen, und bei dem Namen „Prussiano" gewöhnte man sich in Italien an geistige Arbeit zu denken, welche hohe Ziele entschlossen und rastlos verfolgt. Das römische Winckelmanns-Fest wurde ein Symbol der geistigen Gemeinschaft hüben und drüben; für die Denkmälerforschung gab es keine Alpen mehr.

Nachdem die Stiftung der Hyperboreer nach mancherlei kritischen Zeitläuften feste Wurzeln geschlagen hatte, war es die Sache des Staats, das Begonnene zu vollenden. Bisher gab

er dem Institut, wie einer Privatanstalt, zeitweise die nöthigen Mittel. Es fehlte die Anerkennung, wie sie der römische Familienvater dem in seinem Hause geborenen Kinde gab, indem er es in seine Arme nahm und sich zur väterlichen Pflege verpflichtete. Dies geschah am 2. März 1871, am Tage nach Abschluß des großen Krieges, indem Kaiser Wilhelm im Andenken an seinen königlichen Bruder und in gerechter Würdigung dessen, was deutscher Eifer hier zur Ehre des Vaterlandes geschaffen hatte, das neue Statut unterzeichnete.

Was preußische Männer gegründet und unter den Auspicien des preußischen Königshauses fertig gestellt haben, war von Anfang an in deutschem Sinn gedacht. Darum war es nur eine folgerechte Entwickelung, daß nach Herstellung des Kaiserthums die preußische Staatsanstalt ein Reichsinstitut wurde.

Mit diesem Uebergange erfolgte eine wesentliche Vervollständigung.

Rom war als Sitz der Künste ja nur die Herberge des unter einer andern Sonne Gereiften, die Unterkunft einer fremdländischen Kunst, deren Werke hier gesammelt wurden, deren jüngste Schulen sich hier einbürgerten, um nach dem Absterben des Mutterlandes unter der Gunst der Weltbeherrscher, von reichen Hülfsmitteln gefördert, fortzuarbeiten und sich an neuen Aufgaben zu frischen Leistungen zu erheben. Jede Säulengruppe am Forum und jeder Marmorsarkophag, die Pantheonkuppel wie die Wandbilder der Columbarien — Alles weist nach Hellas hinüber, wo der kraftvolle Baum wurzelt, der seine letzten Blüthen über das Tiberufer ausgestreut hat.

Wie der Entdecker ferner Länder von den Niederungen und Thalgründen rastlos emporklimmt, um die Quellen der segenspendenden Gewässer zu finden, so strebt die geschichtliche Forschung den Ursprüngen nach, um den Zusammenhang der alten Cultur am Mittelmeer zu erfassen, und so war Rom der nothwendige Uebergang zu Athen.

Sowie Griechenland aus türkischem Joche frei und selbständig wurde, bürgerte sich deutscher Fleiß auf griechischem Boden ein; in ungeahnter Fülle kamen die Denkmäler zum Vorschein,

und Preußen ging auch hier voran, von Staats wegen die Arbeit zu fördern. Es stellte junge Philologen im diplomatischen Dienste zu Athen an und erwarb einen Apparat der wichtigsten Hülfsmittel für wissenschaftliche Forschung, der den deutschen Reisenden in der preußischen Gesandtschaft zur Benutzung dargeboten wurde. Es durfte aber nicht der Zufälligkeit einzelner Reisen überlassen bleiben, daß die Entdeckungen prompt und genau verwerthet wurden. Auch hier mußte eine wissenschaftliche Station geschaffen werden, eine Warte für die Küsten des ägäischen Meeres. Preußen vertrat diesen Gedanken im Interesse vaterländischer Forschung; gleichzeitig mit Uebergabe des römischen Instituts wurde die Zweiganstalt in Athen gegründet und in den Haushalt des deutschen Reichs für 1874 aufgenommen.

Die Sage erzählt von dem delphischen Dreifuß, der von Dienern des Apollon in die Umlande hinausgetragen wird, bis er an dem von der Gottheit bezeichneten Platze niedersinkt, um den Ort zu bestimmen, wo eine neue Pflanzstätte der Weisheit und Musenkunst erblühen sollte.

So hat auch Deutschland unter Kaiser Wilhelm colonisirt, nicht um seine Macht auszubreiten, nicht für Handel und Industrie, sondern um der deutschen Wissenschaft eine Heimath zu schaffen im Mutterlande der alten Cultur, deren lebendige Aneignung für uns ein nationaler Beruf ist. In beiden Pflanzorten gedeiht regsame Thätigkeit; auf beiden Häusern weht heute fröhlich das Banner des Reichs, und wir geleiten schon heute das capitolinische Haus mit unseren Segenswünschen in die zweite Hälfte seines, so Gott will, ersten Jahrhunderts.

Diese Stiftungen Kaiser Wilhelms, die wir aus bescheidenen Anfängen heranwachsen sahen, sind aber nichts Vereinzeltes. Sie stehen nach allen Seiten in mannigfaltigem Zusammenhang und erhalten dadurch eine erhöhte Berechtigung.

Unsere Zeit ist die Zeit der Wiederentdeckung der alten Welt. Nachdem das schriftliche Vermächtniß so weit vervollständigt worden ist, daß eine wesentliche Vermehrung kaum zu erwarten ist, sehen wir das Alterthum selbst mit den Städten der Lebenden und Todten zum Vorschein kommen. Länder und

Völkernamen, die längst verschollen waren, haben wieder Leben und Bedeutung erhalten. Man hat das Gefühl: Es ist nichts vom Erdboden verschwunden; man muß nur suchen und finden lernen!

Fassen wir nur das Selbsterlebte ins Auge! In welche Generation hat sich eine gleiche Fülle von Entdeckungen zusammengedrängt? Aegypten, Babylonien, Assyrien, Lycien, Phrygien, Karien, Rhodos, Cypern, Hellas selbst von Mykenai bis Dodona hinauf, Etrurien — das sind ganze Culturländer und Culturepochen, die zuerst oder in ganz neuer Weise enthüllt worden sind!

Das sind Ereignisse, welche die Gegenwart kennzeichnen, Erfolge, welchen die gebildeten Nationen nicht neugierige Theilnahme, sondern kräftige Förderung schuldig sind. Je unruhiger die Welt wird, um so wichtiger ist es für die lebende Generation, nicht einseitig in die Interessen des Tages aufzugehen, sondern das Gedächtniß der Vorzeit zu pflegen und in ernster Betrachtung ihrer Denkmäler ein heilsames Gegengewicht gegen die ruhelosen Schwankungen der Gegenwart zu finden.

Kaiser Wilhelm hat die Betheiligung an der geschichtlichen Mission unserer Zeit als eine Ehrenpflicht des Staates angesehen. Nachdem unter der vorhergehenden Regierung das Nilthal bis Aethiopien hinauf von einer preußischen Expedition durchforscht worden war, beauftragte er noch als Prinz-Regent den bewährtesten Kenner hellenischer Baukunst, die Akropolis von Neuem zu untersuchen. Daran schlossen sich andere Arbeiten von glücklichem Erfolg und der 22. März wurde ein Epochetag für die Denkmälerkunde, indem der Baumeister des Königs heute vor 17 Jahren aus dem Schutte des Dionysostheaters in Athen die an Ort und Stelle mit Relief und Inschrift wohl erhaltenen Marmorsessel der Orchestra freilegte.

Diese Mission im zweiten Regierungsjahre unseres Königs war in doppelter Beziehung von maßgebender Bedeutung.

Erstens wurde hier ein Beispiel gegeben, wie man den Bann lösen könne, welcher die Schätze im Boden gebunden hielt. In Aigina und Phigalia hatte man vorhandene Tempelruinen durchforscht; hier wurde, wo kein Bauwerk sichtbar war, mit sicherer Berechnung der Punkt festgestellt, wo die Tiefe ihre Schätze bergen

mußte. Es war der ruhmreiche Erfolg einer experimentellen Forschung, welche dem Boden der Geschichte die erzielten Aufschlüsse abnöthigt, wie der Naturforscher der Natur.

Das Zweite war die Vereinigung verschiedenartiger Kräfte zum Zwecke der Denkmälerforschung, indem außer Archäologen und Architekten auch militärische Technik die Arbeit historischer Wissenschaft unterstützte.

Der Chef unseres großen Generalstabs konnte seinen unvergänglichen Verdiensten um die Topographie der classischen Länder keinen würdigeren Abschluß geben, als dadurch, daß er von 1862 an mit unermüdeter Theilnahme durch ausgezeichnete Officiere und Beamte die Arbeiten auf griechischem Boden gefördert hat. Nur so ist es möglich geworden, daß in kurzer Zeit nach einander die ersten richtigen Darstellungen von dem Befestigungssystem Athens und seiner Häfen, die ersten Stadtpläne von Ephesos, Sardes, Alt-Smyrna, Pergamon zu Stande kamen.

Auch hier hat sich das gelegentlich Gewordene aus bescheidenen Anfängen allmählich entwickelt, wie aus dem Königthum das Kaiserreich hervorwuchs. Anstatt einzelner Gebäude wurde am Alpheios zum ersten Male ein ganzer Bezirk griechischer Anlagen verschiedenster Art in Angriff genommen, um zu sehen, wie außerhalb Athens an einem panhellenischen Festorte gebaut und gebildet worden sei. Dann aber ist im Anschluß an die kaiserliche Neugründung in Athen mit den vom preußischen Unterrichtsministerium gewährten Mitteln die ganze Ebene Athens neu aufgenommen und so für alle Forschungen auf diesem Boden zuerst eine sichere Grundlage geschaffen. Die ganze Landschaft ist erst jetzt genau durchsucht worden, und auch von den drei Offizieren, die diesen Winter dort arbeiten, sind attische Anlagen und Bauten entdeckt worden, welche durchaus unbekannt waren.

Dies Alles, was ich angedeutet habe, ist nicht nur unter Autorität des Kaisers geschehen, sondern unter seiner persönlichen Theilnahme, indem er an jedem Erfolge seine Freude hatte, von dem er glaubte, daß er dem deutschen Namen zur Ehre gereiche und der geschichtlichen Forschung zur Förderung. Ein für die Kunde der Vorzeit wichtiger Schatz ist aber auch auf un-

mittelbare Veranstaltung des Königs und der Königin gehoben worden; das sind die merkwürdigen Urkunden des Collegiums der Arvalbrüder, das am Wege nach Ostia seinen heiligen Hain hatte.

Denken wir nun noch an die großen Urkundenwerke, welche in sicherem Fortgange ihr Netz über alle Länder griechischer und römischer Cultur ausbreiten und ein unerschöpfliches Quellenmaterial von Stein und Erz übersichtlich zusammenstellen, denken wir an die Museen, die mit reicheren Mitteln ausgestattet, den Ansprüchen, welche die Reichshauptstadt erheben muß, zu entsprechen anfangen können, an den rasch anwachsenden Münzschatz, an die Fülle neugefundener Werke hellenischer Kunstindustrie, an die Kolossalwerke hellenischer Plastik aus Pergamon, an den mit dem Museum verbundenen Ausstellungsraum, wo von Paionios, Alkamenes und Praxiteles die ersten wohl bezeugten Werke uns vor Augen stehen, so erkennen wir, wie, auch von den Stiftungen in Rom und Athen abgesehen, die Regierung Kaiser Wilhelms seit der Zeit der Regentschaft für die lebendige Erkenntniß des classischen Alterthums eine nach allen Seiten hin in seltenem Grade fruchtbare und gesegnete gewesen ist.

Von den anderen Gebieten des kaiserlichen Friedensregiments ausführlicher zu reden liegt meinem Beruf ferner. Doch gedenkt Jeder von uns an die reichen Erwerbungen für die Geschichte der neueren Kunst, an das prachtvolle Schatzhaus, das die Kunstwerke unserer Zeit vereinigt, an die wichtigen Sammlungen für Geschichte der Industrie, an die blühende Stiftung zur Pflege der Musik. Das nationale Quellenwerk für deutsche Geschichte hat mit der Erneuerung des deutschen Reichs in unserer Stadt einen neuen Aufschwung genommen, und für den Ausbau der vaterländischen Geschichte sind unter der Regierung unseres Kaisers die früher verschlossenen Staatsarchive zum ersten Male geöffnet worden. Den wichtigsten Zweigen der Naturforschung sind würdige Räume für Unterricht und Forschung geschaffen, und wie die Armee der historischen Wissenschaft eine wichtige Unterstützung geleistet, so hat die Kaiserliche Flotte von fernen Küsten den beschreibenden Naturwissenschaften reichen Stoff geliefert und sich an astronomischen Unternehmungen würdig betheiligt.

Keiner von Ihnen wird an eine Festrede den Anspruch stellen, daß sie ihren Gegenstand erschöpfe. Sie kann nur die Stimmung erwecken, die dem Tage entspricht. Doch was sage ich: erwecken? Können und sollen doch meine Worte nichts Anderes sein, als der Ausdruck dessen, was unser Aller Herzen bewegt. Das ist der Dank gegen Gott für die gnädige Bewahrung unseres Kaisers, den er uns zum zweiten Male geschenkt hat, da er in der Stunde der Todesgefahr die Hand über seinem Haupte hielt, der Dank für Alles, was dem deutschen Volke in ihm gegeben ist, und insbesondere für den reichen Segen, der auf dem Friedensregiment des mächtigen Kriegsherrn ruht.

Seinem schneidigen Schwert danken wir es, daß keine wüsten Kriegszeiten unsere Saaten zertreten und unsere Friedensarbeit unterbrochen haben, daß die Kriegszüge Siegeszüge waren, die wie ein Gewitter vorüberzogen, die Luft reinigend, den Boden befruchtend.

Will es aber scheinen, als ob Sieg und Frieden den vollen Segen schuldig geblieben seien, so sei dies nur ein Sporn, den Eifer der Friedensarbeit zu verdoppeln, und daran haben wir, denen der Staat seinen kostbarsten Schatz, seine Jugend, anvertraut, einen hervorragenden Antheil.

Man rügt es als eine Schwäche der Deutschen, daß sie ein unzufriedenes Gemüth haben, und lieber die Flecken der Sonne aufsuchen als sich an ihrem Glanze freuen. Wir könnten uns aber, das fühlen wir heute lebendiger als je, an unserem Vaterlande nicht schwerer versündigen, als wenn wir die Erkenntniß dessen, was uns an äußerer und innerer Wohlfahrt mangelt, unseren Blick umschleiern und die Freudigkeit unseres Dankes lähmen ließen.

Alles Menschliche soll unvollkommen bleiben, damit wir nicht wähnen, daß unsere Ziele innerhalb der vergänglichen Welt liegen. Was es aber Großes und Herrliches giebt, ist uns in seltener Fülle zu Theil geworden, und kommende Geschlechter werden uns glücklich preisen, daß wir in Kaiser Wilhelms Zeit gelebt haben.

XI.

Ein Rückblick auf Olympia.

Als wir heute vor einem Jahr in diesen Festräumen versammelt waren, gab das Jubiläum des deutschen Instituts in Rom den Anlaß, an diese Stiftung einen Ueberblick dessen anzuknüpfen, was für Kunst und Wissenschaft in den letzten Decennien bei uns geschehen ist, um uns des reichen Segens, der auf Kaiser Wilhelms Friedensregiment ruht, in dankbarer Erhebung zu freuen. Was kann ich an dieser Stätte Besseres thun, als diese Betrachtung aufnehmen, und für die heutige Feststunde ist mir das Thema in noch viel bestimmterer Weise gegeben. Denn in diesem Frühjahr geht die Frist zu Ende, welche das deutsche Reich für die Durchforschung des Bodens von Olympia gesetzt hat, und das große Werk, zu welchem der Kronprinz in Erinnerung einer jugendlichen Anregung den Anstoß gab, hat Kaiser Wilhelm nicht nur von Anfang mit lebendigstem Antheil begleitet, sondern er hat auch in diesen Tagen, da ein vorzeitiger Abbruch den Erfolg jahrelanger Arbeiten zu beeinträchtigen drohte, ohne von Bittgesuchen gedrängt zu werden, aus eigenster Selbstbestimmung beschlossen, das Werk nicht fallen zu lassen. Was im Namen des Staats begonnen ist, so dachte er in königlichem Sinne, muß auch mit deutscher Ausdauer einem würdigen Ziel entgegengeführt werden. Der sieggekrönte Fürst hat auch diese bescheidenen Erfolge für des Reiches Ehre nicht gering geschätzt. Seiner Spende verdanken

wir es, daß die Kaiserfahne heute noch fröhlich auf dem deutschen Hause am Alpheios flattert und daß wir, statt das Zeichen zum Rückzug zu geben, mit gesteigerten Kräften die Arbeit abschließen können. Wie kann ich also heute von etwas Anderem reden und wie kann ich dem Danke einen besseren Ausdruck geben als wenn ich hier vor den Freunden und berufenen Pflegern der Wissenschaft, im Kreise der akademischen Lehrer und vor der aus allen Theilen des Vaterlandes versammelten Jugend am heutigen Feste Zeugniß ablege, daß es eine große und gute Sache ist, für welche der Kaiser so persönlich eingetreten ist, wie selten ein mächtiger Herrscher für eine Unternehmung wissenschaftlicher Forschung einzutreten pflegt.

Für die Geschichte des Alterthums ist Olympia ein Boden einzig in seiner Art.

Eine milde Hügellandschaft, von Natur wenig berufen, eine hervorragende Rolle zu spielen, von den Brennpunkten hellenischer Politik weit entlegen, aber fruchtbar, offen, von der Land- und Seeseite leicht zugänglich und darum von wandernden Stämmen früh aufgesucht. Wohlhabende Gaue einigten sich hier um den Dienst der Naturgöttin Hera. Die Stadtgründungen begannen mit dem Einzug der Aetoler und Achäer. Nun wurde Pisa das Centrum der Landschaft. Priester des Zeus verkündeten hier die Rathschlüsse des Gottes und dem Ahnherrn der Pelopiden wurden Leichenspiele eingesetzt. So wurde Olympia ein heiliger Boden, auf welchem die Nachbarstädte Elis und Pisa sich zu gemeinsamen Opfern einigten. Dann drang Sparta in das Stilleben der Westküste ein. Ueber den Ruinen von Pisa reichten Elis und Sparta sich die Hand, und je mehr der Peloponnes die Burg von Hellas wurde, um so mehr wurde der peloponnesische Festort ein hellenischer, wo sich, wie auf einem neutralen Boden, alle Stämme und Städte harmlos versammelten und wo Alles, was Hellas an Reichthum, an Kraft und Schönheit besaß, sich wetteifernd darstellte. Aus den Trägern des olympischen Kranzes erwuchs ein neuer Adel griechischer Nation, dem die Lieder Pindars und die Kunst der ersten Meister ein unsterbliches Dasein sicherten.

Hellas ging zu Grunde, aber Olympia blieb in Ehren. Denn die Gewaltigen, welche die Freiheit von Hellas zertraten, wollten selbst Hellenen sein. Darum eilte der Sieger von Chäronea die Altis mit Denkmälern zu schmücken, und Mummius suchte den Brand von Korinth mit Weihegeschenken an den olympischen Zeus zu sühnen. Das Heiligthum von Olympia, das sich von den umliegenden Dorfschaften allmählich auf die Westküste, dann auf den Peloponnes, auf Hellas und die Colonien ausgedehnt hatte, wurde jetzt ein ökumenisches Heiligthum. Denn den Herren des Westens war es willkommen, um die Gedanken von der römischen Vorzeit abzulenken und die Völker ihrer Weltmonarchie in griechischer Bildung zu verschmelzen. Darum haben Nero, Hadrian, die Antonine Alles gethan um Olympia zu heben, und auch die Einführung des Christenthums hat der hellenische Festort überlebt, bis nach beinahe dreihundert Olympiaden, denen eine lange Reihe ungezählter vorangegangen ist, die großen Katastrophen eintraten, die das Alterthum vernichteten, der Kampf mit den Barbaren und der Kampf mit den Elementen. Was die Byzantiner noch durch ein großes Festungsviereck zu schützen suchten, haben furchtbare Erdbeben niedergeworfen, und nachdem eine spätere Bevölkerung ihre elenden Hütten wie ein Spinnegewebe über den Schutt von Olympia gesponnen hatte, sind auch die Reste dieser Bevölkerung durch die von den Höhen herabgespülte Erde wie durch den Kies der ausgetretenen Flüsse überdeckt. Mit Ausnahme einer Ecke des Zeustempels sah man nichts, was an die alte Geschichte mahnte. Ja, es gab keine historische Gegend, die weniger historisch aussah, als diese, und nicht ohne Herzklopfen wagten wir es dennoch, auf Grund des glücklichen Erfolgs der französischen Ausgrabungen, nachdem eine sorgfältige Untersuchung gezeigt hatte, daß die Marmorwerke nicht in Kalköfen verschwunden waren, den Antrag zu stellen, daß man getrost beginnen solle, den Schuttmantel weg zu ziehen und den Tempelhain des Zeus frei zu legen.

Bedenkt man, daß in Ephesos zwölf Jahre gesucht wurde, bis man den Tempel in dürftigen Ueberresten entdeckte, so wird man darin ein seltenes Glück erkennen, daß, nachdem am

4. October 1875 der erste Spatenstich geschehen, am 14. December der Greis des Ostgiebels zum Vorschein kam, am 20. die Nike des Paionios, und heute ist der ganze Hain, ein ummauerter Raum, etwa von der Größe des Lustgartens, uns besser bekannt als der Marktplatz von Pompeji und das Alterthum spricht zu uns aus einer Fülle neu entdeckter Denkmäler.

Am deutlichsten redet das geschriebene Wort. Schon sind über 400 Inschriften gefunden, welche uns durch die denkwürdigsten Epochen der alten Geschichte begleiten, Inschriften in Erz, in Stein und Thon, auf Postamenten, Architraven und Säulen, auf Helmen, Schildern, Lanzen, auf Reliefs und Gewichten; dazu die Baumarken und Ziegelstempel, fehllose Zeugen der Entstehungszeit. Die Inschriften sind zwiefacher Art. Erstens solche die nichts mit dem Feste zu thun haben; für sie war Olympia nur das Archiv, gleichsam das Herolds amt, wo das einmal Verkündigte unter Aufsicht der Behörden aufgestellt war, Ehrendekrete, Widmungen, Verträge, Schiedssprüche, kaiserliche Briefe u. s. w. Oder es sind Siegesdenkmäler, welche häufig ganze Reihen von Siegen melden, und uns zugleich angeben, welche Angehörige oder welche Gemeinde das Ehrenmal gestiftet haben. Wir haben jetzt erst gelernt, wie man die Künstler- und die Widmungsinschriften auf den Steinsockeln anbrachte. Eine Reihe von Epigrammen, z. Th. mit beigeschriebenen Namen der Poeten, hat unsere Kenntniß dieser Art von Gelegenheitsdichtung aus den verschiedensten Perioden gefördert.

Für die griechische Schrift haben wir die reichste Musterkarte, von uralter Furchenschrift bis zu den verschnörkelten Formen und Ligaturen des byzantinischen Ungeschmacks hinunter; ebenso sind fast alle Alphabete vertreten. Argiver und Chalkidier, Eretrieer, Korinther und Korkyräer erkennt man an ihren einheimischen Buchstaben. Die Schrift ist von der Mundart abhängig und es mag uns zu einer Art von Beruhigung dienen, wenn wir sehen, daß ein Volk, das so Großes zu schaffen vermochte, in seinen besten Zeiten nie zu einer gleichmäßigen Orthographie gelangen konnte.

Für die Kenntniß der Dialekte sind die Funde von Olympia

von Epoche machender Bedeutung. Der Aeolismus der Eleer ist uns erst jetzt bekannt und zwar in seiner geschichtlichen Entwickelung. Wir haben Inschriften, in denen der Zetacismus (der Gebrauch des griechischen Z für D) vollkommen herrscht, während der Rhotacismus (R für S) nur ganz zaghaft an einigen Wortenden auftritt; andere in denen der letztere mit voller Consequenz durchgeführt ist, und zwar haben sich diese Eigenthümlichkeiten viel länger erhalten, als wir vor Aufdeckung der Altis annehmen konnten. Eine ganze Reihe griechischer Wörter und Wortformen, über welche wir sonst keine Ueberlieferung haben, ist zu Tage getreten und selbst nachdem das Gemeingriechisch der Römerzeit zur Herrschaft gelangt ist, finden wir noch mundartliche Formen, Wörter und Namen.

Dieser Einblick in das Leben der griechischen Sprache ist zugleich ein neuer Blick in das ganze Volksleben der Alten. Denn wie sich bei den Heiligthümern Sprache und Sitte immer am treusten gehalten hat, so auch die Tradition der Familien. Das Sehergeschlecht der Jamiden, welches Pindar besungen hat, finden wir, durch Adoption fortgepflanzt, in den spätesten Urkunden, und in der Aristokratie von Elis, die sich auf Verbindung mit dem Tempeldienst stützte, reichen die Stammbäume bis Oxylos zurück. In der Altis kennen wir jetzt das ganze Cultus- und Beamtenpersonal von der Zeit an, da nur ein Hellanodike Kampfrichter war (also vor 580 v. Chr.) bis zu den Aenderungen, welche mit Beginn der christlichen Zeitrechnung eintraten. Der religiöse Dienst ging Jahr aus Jahr ein ununterbrochen fort und täglich wurde an dem jetzt wieder gefundenen Brandopferaltare, im Namen der Stadt Elis geopfert. Ungleich wichtiger ist die Belehrung über Olympia als Festort.

Wir kennen jetzt erst die Organisation des Gymnasiums, wo die Preisbewerber vorbereitet wurden, und die ganze, unter Elis' Leitung ausgebildete Agonistik tritt uns allmählich mit derjenigen Fülle von Einzelheiten entgegen, welche eine lebendigere Anschauung ermöglicht.

Wir unterscheiden die kranzfähigen Wettkämpfe und die mancherlei Schaustellungen, welche auf die versammelte Volksmenge

berechnet waren, von den naturwüchsigen Kraftproben, deren merkwürdigstes Zeugniß der Felsblock des Bybon ist, der, von ihm mit einer Hand geschleudert, noch jetzt so daliegt wie ihn einst die staunende Menge umstand, bis zu den pomphaften Processionen in Göttercostüm, wie sie nach alexandrinischem Vorbilde in der Kaiserzeit Mode wurden. Dann die Wettkämpfe selbst, wie sie hier, für die hellenische Welt maßgebend, ausgebildet wurden.

Wir lernen die Geschichte einzelner Kämpfe kennen; wir sehen, wie in den Kämpferpaaren die verschiedenen Landschaften vertreten sind; vier Insulaner werden nach einander von einem Peloponnesier überwunden. Wer durch Zufall des Kranzes verlustig geht, wird doch eines Standbildes würdig erachtet. Bei den Wettkämpfen zu Roß ist es der Reichthum, der den Kranz davonträgt; aber mit besonderem Ruhme wird dessen gedacht, der auf selbst gerittenem Renner den Sieg gewann. Wir begleiten die Sieger durch die ganze Laufbahn ihres Siegerlebens und hören dabei von manchen noch unbekannten Festen.

Das sind einzelne Züge, die den Alterthümern zu Gute kommen; aber das ist das Schöne, daß es nicht lose Einzelheiten sind, sondern daß es sich Alles zu einem Ganzen zusammenreiht, zu einem geschichtlichen Bilde, in dem sich das antike Volksleben durch eine Reihe von Jahrhunderten hindurch abspiegelt. Wir erkennen hier den Mikrokosmos der kleinen Gemeinden in den Denkmälern der Methanier und Thuriaten; der erbitterte Kampf der Messenier und Spartaner ist in beiderseitigen Monumenten bezeugt, und ebenso der Zusammenhang der arkadischen Gebirgscantone mit den überseeischen Colonien. Die kurze Blüthe des Achäerbundes vertreten die Standbilder von Polybios und die Weihgeschenke des achäischen Elitenkorps der Epilekten. Was Polybios erstrebt hatte, die friedliche Einigung der beiden großen Nationen, erfüllt sich, indem sich der Kaisersohn Germanicus an dem olympischen Wagenrennen betheiligt. In Olympia begegnen uns die ersten Senatoren und Legionstribunen aus griechischem Geblüte; hier werden die Anwesenheiten der römischen Weltherrscher als Epochentage in den Annalen des Heiligthums eingezeichnet.

Die wichtigsten und am meisten in sich zusammenhängenden Ergebnisse liegen aber auf dem Gebiete der Kunstwissenschaft.

Für Künstlergeschichte haben wir eine Fülle neuer Thatsachen. Altbekannte Meister wie Ageladas, Pythagoras, Glaukias, Mikon, Paionios, der jüngere Polyklet, Daidalos, Naukydes — sind hier zuerst in urkundlichen Denkmälern bezeugt, und unbekannte Namen angesehener Künstler (denn untergeordnete Leistungen kamen hier nicht leicht zur Aufstellung) sind in großer Anzahl dem Andenken der Nachwelt zurückgegeben. Und da sind nicht nur Peloponnesier der ältern und jüngern Schule, sondern auch Meister der attischen Renaissance, welche noch zur Römerzeit in edlem Stil fortarbeiteten, in wohl erhaltenen Bildwerken an das Licht getreten. Auch von Künstlerconcurrenz in Hellas haben wir die ersten urkundlichen Zeugnisse.

Von der Masse der hier einst vereinigten Standbilder hatten wir wohl aus alten Beschreibungen eine Vorstellung, aber es fehlte jede Anschauung von der Art der Aufstellung. Jetzt haben wir die drei- und vierseitigen wie runden Postamente an alter Stelle vor Augen. Wir unterscheiden die für ein, für zwei, und die für mehrere Bildwerke verschiedener Künstler bestimmten, die reihenweise am Wege aufgestellten, wie die im Halbkreise geordneten, während solche Bildwerke, die einen besonderen Eindruck zu machen bestimmt waren, wie die Nike der Messenier, eine prunkende Aufstellung zeigen. Wir sehen, wie man die Standbilder bald nach verwandtschaftlichen, bald nach heimathlichen Beziehungen gruppirt hat, und wie man umfangreiche Prachtbauten mit Bildnißstatuen ausgestattet hat.

Von den ehernen Siegerstatuen sind nur die Fußspuren erhalten, aus denen wir uns, wie die Paläontologen aus den im Gestein eingedrückten Fußtapfen, von den Gestalten eine Vorstellung zu machen suchen, welche einst diesen Boden beschritten haben. Denn nur in seltenen Fällen können wir uns aus den poetischen Epigrammen von den plastischen Motiven eine Anschauung bilden. Aber auch die Kunst in Erz ist nicht untergegangen. Aus den tiefsten Schichten des Altisbodens haben wir eine Reihe zertretner Erzbleche hervorgezogen, auf denen es

gelungen ist, getriebene und gepreßte Darstellungen von Ornamentfiguren und mythologischen Scenen zu erkennen, mannigfaltige Arbeiten, die uns zuerst einen Begriff davon geben, wie sich aus der Abhängigkeit von assyrischen Vorbildern allmählich eine nationale Kunst im Relief bei den Griechen entwickelt hat, und in dieser Beziehung die Funde von Dodona auf das Erfreulichste ergänzen. Aber auch von freier Erzplastik ist einzelnes, in hohem Grade Werthvolle der Zerstörung glücklich entgangen.

Sonst ist die bildende Kunst in allen Stoffen und aus allen Zeiten reich vertreten. Wir haben Terracottabilder aus den ersten Entwicklungsstadien griechischer Kunst. Wir sehen, wie in den an edlem Gestein armen Landschaften auch Kalkmergel plastisch verwerthet wurde, bis der Marmor die Herrschaft gewann. Das geringe Material war ganz auf Farbenüberzug berechnet und zum ersten Male haben wir hier reiche Hülfsmittel, um über die Polychromie in der Architektur und Plastik der Hellenen wohl begründete Ansichten aufzustellen.

In der älteren Periode von Olympia ist die einheimische, d. h. peloponnesische Kunst vorherrschend, die religiöse sowohl wie die decorative. In dem Giebel des megarischen Schatzhauses besitzen wir einen merkwürdigen Versuch, bewegte Gruppen in architektonischem Rahmen darzustellen; es ist eine Gigantomachie in Reliefiguren; in sofern eine Vorstufe der äginetischen Giebel, aber es sind Gruppen der lebendigsten Bewegung. In Olympia gab es zuerst Veranlassung, einzelne Persönlichkeiten in ihrer Individualität nachzubilden. Ein jüngst gefundenes Marmorbild zeigt bei ganz alterthümlichem Stil einen unverkennbaren Porträtkopf, welcher den Beweis liefert, daß sich ein entschiedener Naturalismus in der Antike geltend gemacht hat, ehe der Stil des Alterthümlichen überwunden war.

Die Tempel der Altis sind in hervorragendem Sinne kunstgeschichtliche Denkmäler; denn sie sind nicht, wie der Parthenon, aus einem Gusse, sondern sie tragen die deutlichsten Kennzeichen des allmählichen Werdens und mehrfacher Umgestaltung. Das Heraion ist jetzt noch wichtiger geworden als der Zeustempel. Denn am Heraion läßt sich deutlich nachweisen, wie die alten

Holzsäulen nach und nach gruppenweise in Stein ersetzt worden sind; die Zahl der Hohlkehlen, die Form der Säulenköpfe zeigen die Stufen der Baugeschichte, wie sie noch nirgends an einem Denkmal haben nachgewiesen werden können. Am Zeustempel aber zeigen die Versatzmarken im Marmordache und der doppelte Fußboden die verschiedenen Bauepochen. Für die Construction der Tempeldächer, für Stirnziegel und Rinnleisten ist ein durchaus neues und massenhaftes Material gewonnen. Die wichtigsten Fragen bewegen sich aber um die Bildwerke.

Die zwölf Metopentafeln, deren fortschreitende Wiederherstellung einer der glücklichsten Erfolge ist, sind Werke von Meistern, die hier in treuer Arbeit das Beste, was ihre Schule vermochte, geleistet haben; großartige Werke in edelstem Stil, ernst und feierlich, alterthümlich befangen, aber nicht ohne Züge von schalkhaftem Humor. Die Ausstattung der Giebel wurde Künstlern übergeben, die ihres Ruhmes wegen berufen waren, auf Grund eines mit den Tempelbehörden abgeschlossenen Contracts. Hier ist rascher gearbeitet worden und von solchen Werkleuten, welche die attische Schule nicht durchgemacht hatten; hier muß also zwischen Ausführung und Composition unterschieden werden.

Es bestanden aber in Athen selbst verschiedene Schulen. Als die delphische Priesterschaft attische Bildhauer kommen ließ, nahm sie dieselben nicht aus der perikleischen Generation, sondern aus einer älteren Schule, der Schule des Kalamis, welche auch zu Pheidias' Lebzeiten fortbestand, ebenso wie Perugino nach Rafaels Tode in seiner Weise zu malen fortfuhr. Den Tempelbehörden aber war, besonders am Eingange der Heiligthümer, der ältere Stil der willkommenere, und so glaube ich auch die steifere Feierlichkeit des Ostgiebels erklären zu müssen. Denn je mehr sich die fehlenden Gliedmaßen zusammenfinden, um so mehr scheint mir, wenn ich die Würde der ganzen Composition, die feine Charakteristik des Oenomaos und Pelops, der Sterope und des sinnenden Propheten so wie die Gestalten der Flußgötter in das Auge fasse, der Geist attischer Kunst unverkennbar. Der Westgiebel ist aber schon für sich ein Stück Kunstgeschichte. Denn

hier ist der Apollokopf ein unvergleichliches Zeugniß religiöser Zurückhaltung und Befangenheit, während die Kampfgruppen eine so aufgeregte Bewegung und die Köpfe der Dienerinnen einen so derben Naturalismus zeigen, wie diese Züge plastischer Kunst sich noch nie an einem Werke zusammen gefunden haben. Wir können hier die Kunst in ihren leisesten Entwickelungen und Uebergängen beobachten.

Was diese Tempelgiebel und die mit ihren ausgespannten Fittichen immer völliger auswachsende Nike für die Kunstgeschichte des fünften Jahrhunderts zu denken geben, ist lange nicht zu Ende gedacht, während die Kunstblüthe des vierten Jahrhunderts uns klar und licht im Hermes vor Augen steht, den wir jetzt schon als Hausfreund bei allen kunstsinnigen Familien eingebürgert finden, den jugendfrischen Herold männlicher Schönheit, wie sie Praxiteles anschaute. Nehmen wir hiezu, daß auch die attische Plastik römischer Zeit in vorzüglichen Werken vorliegt, so sehen wir, daß alle Epochen einer tausendjährigen Geschichte in Kunst- und Schriftdenkmälern vertreten sind, am spärlichsten wohl jene Zeit, da die Kunst der Hellenen sich in Vorderasien ein neues Vaterland eroberte und der Hain von Olympia eine Zeit lang dem Mittelpunkte der Geschichte entrückt war, also die Zeit, welche durch die wunderbaren Funde von Pergamon uns vor Augen gestellt wird.

Neben den Tempeln sind alle Gattungen hellenisch-römischer Baukunst vertreten. Zum ersten Male ist es vergönnt, antike Stadthäuser und Senatsgebäude, Paläste, Gymnasien und Schatzhäuser nach den erhaltenen Ueberresten in Grund- und Aufriß wieder herzustellen. Dazu kommen die großartigen Hallenbauten in reicher Mannigfaltigkeit aller Stilformen, die in ihren Maßen mit ihren alten Ablauf- und Zielsteinen nachgewiesene Rennbahn von Olympia, die Tempel- und Altarterrassen, endlich die Weg- und Wasserbauten.

Nichts soll uns ferner liegen, als durch Seitenblicke auf andere Untersuchungen unser deutsches Werk rühmend erheben zu wollen. Jedes umfangreichere Unternehmen dieser Art ist ein Wagniß, dessen Erfolg sich weder berechnen noch erzwingen läßt.

Nur zum Danke soll es uns stimmen, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie ungewöhnlich reich der Segen ist, der die deutsche Forschung begleitet hat. In Ephesos ist der lange gesuchte Tempel mit seiner Umgebung noch heute ein Räthsel für uns. Nach wiederholter Durchforschung von Halikarnaß sind wir auch über das eine Mausoleum nicht ins Klare gekommen. Die Frage nach der Lage von Ilion, die seit 2000 Jahren die Gelehrten beschäftigt, ist auch nicht zur Entscheidung gebracht, und was die so überaus denkwürdigen Funde von Mykenä betrifft, so müssen wir, wenn wir ehrlich sind, gestehen, daß wir noch heute nicht wissen, welchem Jahrtausend die Burggräber angehören. Hier sind überall mehr Räthsel gegeben als gelöst.

In Olympia ist durch ruhig fortschreitende Aufräumung innerhalb der gezogenen Grenzen einer der merkwürdigsten Plätze des Alterthums mit der dichten Gruppe geschichtlicher Denkmäler jeder Art vollständig an das Licht gezogen und mit Hülfe der zuletzt gewährten Mittel werden wir am Ende des fünften Jahres sagen dürfen: Hier ist die Altis von Olympia, hier liegt sie mit allen ihren Gründungen und dem ganzen Bestande dessen, was der Zerstörungswuth der Barbaren und der Elemente entgangen ist, übersichtlich vor euch!

Dankbar bezeugen wir heute, daß die Masse des Gefundenen unsere kühnsten Hoffnungen übersteigt. Wir danken auch dafür, daß mancherlei Gefahren und Mühen ungeachtet von den jungen Männern, die im Namen des Reichs tapfer und treu auf ihrem Posten gestanden haben, keiner dauernd zu leiden gehabt hat.

Die Arbeit hat länger gedauert als wir erwarteten. Denn wer konnte ahnen, daß an einigen Stellen der Schutt zu sieben Meter Höhe ansteigt und daß rund um die Altis antike Gebäude gelegen haben, die wir unmöglich ausschließen konnten!

Auch jetzt ist nicht Alles erreicht. Wir glauben, daß die fehlenden Bruchstücke der Statuen und Reliefs großentheils noch vorhanden sind, aber es war unmöglich alle Schlupfwinkel, wo Trümmer versteckt sein können, über die Grenzen der Altis hinaus aufzuspüren. Das Hippodameion, das Theater, die nördliche Abschlußmauer sind nicht gefunden; der Hippodrom, den der

Alpheios weggeschwemmt, hat sich nicht wieder herstellen lassen. Aber die historische Aufgabe, zu der wir berufen waren, wird im Großen und Ganzen erledigt; die Topographie der Altis ist klar, von zweiunddierzig kolossalen Giebelfiguren ist nur eine ganz unvollständig geblieben und voll Dank gegen den, von dem alles Gute kommt, dürfen wir uns des Segens freuen, der auf der deutschen Arbeit gelegen hat.

Aber liegt nicht doch ein Schatten darüber? Bleibt nicht eine Verstimmung, die unsere Freude dämpft?

Sie verstehen, woran ich denke. Ist doch neulich gesagt worden, wir hätten ein „schlechtes Geschäft" gemacht.

Im Hörsaale einer deutschen Universität brauche ich nicht zu beweisen, daß eine wissenschaftliche Unternehmung, die eine Fülle von Erkenntniß gebracht hat, ihren Lohn in sich trage. Wird denn, wenn das Reich seine Schiffe aussendet, um an fernen Stationen Himmelsbeobachtungen anzustellen, darnach gefragt, was uns das einbringe?

Müßten wir uns nicht schämen vor den Männern, die einst am Alpheios alle Mittel und Kräfte anspannten, um den Kranz des Oelbaums zu erlangen, wenn der reale Gewinn uns als Maßstab eines erstrebenswerthen Gutes gelten sollte!

Wir hatten nur die Wahl, entweder die Schätze im Boden liegen zu lassen oder das Besitzrecht anzuerkennen, welches die Griechen auf die Denkmäler ihrer Geschichte geltend machen. Keine griechische Regierung konnte auf einer anderen Basis mit uns unterhandeln.

Wir halten doch Alle die uneigennützige Liebe zum Guten und Schönen für den Adel einer Menschenseele. Sollen denn für die Gemeinschaft der Menschen, sollen für Staat und Reich andere Normen gelten? Hat nicht Preußen immer seine Ehre darin erkannt, für ideale Zwecke seine Kraft einzusetzen? Das deutsche Volk hat mit freudiger Zustimmung die fünfjährige Arbeit in allen Stadien begleitet, und es wird in der Geschichte unvergessen bleiben, daß nach den blutigen Siegen, die das Reich begründet haben, von seinem Kaiserhause der Anstoß gegeben wurde, in der Aufdeckung von Olympia ein Friedenswerk von

dauernder Bedeutung für alle gebildeten Nationen in das Leben zu rufen.

Alle Wissenschaften bedürfen des neu zugehenden Materials, um in frischem Fortgange zu bleiben; so auch die Alterthumswissenschaft, die seit den Tagen der Reformation mit unserem nationalen Leben eng verwachsen ist. Wir können doch nicht immer nur Handschriften vergleichen, Stellen emendiren und über alte Probleme streiten! Für uns ruhen die Quellen in der Tiefe des Bodens, und wie vom zoologischen Reichsinstitut in Neapel jeden Morgen der Dampfer hinausgeht, um dem Naturforscher aus der Tiefe des Golfs die Seegeschöpfe zu liefern, wie Jahr aus Jahr ein aus Staatsmitteln die Archive nach Urkunden durchsucht werden, so sollte auch der Boden des klassischen Alterthums ununterbrochen und methodisch durchforscht werden.

So werden Thatsachen geliefert für eine Wissenschaft, welche mehr als alle anderen der Gefahr unterliegt, sich in subjective Geschmacksrichtungen und Combinationen zu verirren. So tritt die Archäologie der Kunst mit Topographie, Geschichte und Sprachforschung in den natürlichen Zusammenhang, dessen Lockerung immer der echten Forschung Gefahr bringt. So tritt uns in zusammenhängenden Denkmälern das Leben der alten Völker entgegen, dessen Verständniß die wahre Aufgabe der Philologie in Universität und Gymnasium ist.

Zu solcher Forschung haben Kaiser und Reich einen gesegneten Anfang gemacht und es war mir ein Herzensbedürfniß, in dieser Versammlung an diesem Tage davon ein freudiges Zeugniß abzulegen.

Mit dem echten Hohenzollernworte: „Was wir begonnen, müssen wir auch zu Ende führen", hat unser Kaiser die Sache in Seine Hand genommen. Mit neuer Begeisterung werden wir nun auf dem Boden der Altis die letzte Aehrenlese halten, und wenn die Worte der heutigen Festrede nicht wirkungslos verhallt sind, so darf ich hoffen, daß mein Dank auch Ihr Dank ist. So lange des Kaisers Wort unser Wahlspruch bleibt, werden Preußen und Deutschland vorwärts gehen.

XII.

Friedrich II. und die bildenden Künste.

Friedrichs des Großen Verdienste um die Erhebung des preußischen Staates und unseres deutschen Vaterlandes sind an dem heutigen Gedächtnißtage von den verschiedensten Seiten besprochen worden. Lassen Sie mich zur Einleitung der diesjährigen Feier an das erinnern, was er für die bildenden Künste und die Kunstdenkmäler gethan hat.

Daß der glückliche Aufschwung eines Staats, der auf Schlachtfeldern eine neue Machtstellung gewonnen hat, in Werken des Friedens sich bezeugen müsse, ist ein Gedanke, der durch die Staatengeschichte von Jahrtausenden hindurch geht und in den verschiedensten Formen seinen Ausdruck gefunden hat. In den Reichen des Morgenlandes ist es die Massenhaftigkeit und unverwüstliche Dauerhaftigkeit, welche den Denkmälern ihren Charakter giebt. Felsgebirgen gleich wachsen die Fürstengräber aus der Erde, und verschüttete Paläste ziehen sich wie natürliche Höhenrücken am Ufer des Tigris entlang.

Auf europäischem Boden finden wir einen andern Maßstab und andere Gesichtspunkte. Da werden den Göttern, die zum Siege verhalfen, die Erstlinge der Siegesbeute dargebracht und in sinnreichen Weihegaben sucht man mit der Größe des Staates auch den Fortschritt kunstvoller Werkthätigkeit darzustellen. Denn je würdiger die Denkmäler sind, um so mehr erscheint der blutige Sieg verklärt und die gewonnene Uebermacht als eine innerlich

gerechtfertigte. Die Römer folgten mit ihren Hallen, Tempeln und Festthoren unwillkürlich dem Vorbild der Griechen, weil sie durch Besiegung griechischer Staaten Weltmacht wurden. Von Rom abhängig waren wiederum die neueuropäischen Staaten; nur trat an Stelle des öffentlichen Charakters, den nach alter Ueberlieferung auch die Denkmäler der späteren Kaiserzeit nicht verleugneten, dynastische Prunksucht und das ausschließliche Bestreben, fürstliche Wohnsitze mit allem erdenklichen Luxus auszustatten.

König Friedrich stand auch hier unter dem Einfluß romanischer Höfe. Fontainebleau und Versailles waren die unverkennbaren Muster. Von Anfang an aber veredelte er seine Aufgabe durch landesväterliche Absichten, welche über kleinliche Prunk- und Genußsucht weit hinausgingen. Er wollte nicht bloß die Macht zur Schau stellen, welche Preußen ihm verdankte, sondern die einheimische Betriebsamseit durch solche Aufgaben anregen, zu welchen die Errichtung bürgerlicher Wohnungen keinen Anlaß bieten konnte. Im Dienst einer monumentalen Architektur, welche monolithe Säulen, Pilaster und Karyatiden in reicher Fülle verwendete, erhielten die Bildhauerei und Stuckaturarbeit einen neuen Aufschwung. Edle Gesteine, einheimische wie fremde Marmorarten wurden zu Wandflächen, Fußböden und Prachtgeräthen verarbeitet. Neue Arten der Technik wurden erfunden, wie Wachsmalerei und Oelmalerei auf Gips. Eine Menge neuer Werkstätten kamen in Gang für Porzellan, für Seidenindustrie; Silberstickereien, Glas- und Krystallschleifereien, Hautelicefabriken u. a. In den Beschreibungen, welche die Inspectoren von den königlichen Neubauten veröffentlichten, werden die verschiedenen Industriezweige, welche in der Residenz Friedrichs einheimisch geworden waren, mit besonderem Nachdruck namhaft gemacht; es waren die ersten Leistungen auf dem Gebiete höherer Kunstindustrie, welche auch im Auslande anerkannt wurden.

Eine so vielseitige und fröhlich sich entwickelnde Werkthätigkeit zu überschauen und zu großen Aufgaben zusammen zu halten, hervorragende Talente in das Land zu ziehen, alle tüchtigen Kräfte in regem Wetteifer zu beschäftigen — das war eine echte

Fürstenfreude, und wenn auch keine Werke von classischer Reinheit des Stils zu Stande kamen, so kann man doch, wenn man die zaghafte Unentschlossenheit ins Auge faßt, mit welcher heutzutage die monumentale Kunst vorgeht, nicht ohne einen gewissen Neid die frische, muthige Zuversichtlichkeit ansehen, mit welcher die großen Werke unter König Friedrich geschaffen sind. Man erkennt auch in seinen Friedenswerken den Mann der That, der rücksichtslos zum Ziele vordrängt.

Mustergültiges zu schaffen ist ein Vorrecht auserwählter Zeiten. Es sind die Zeiten, in denen Völker von besonderer Begabung, um die Außenwelt unbekümmert, der sicheren Leitung ihres Genius folgend, der Ausbildung ihrer Kunstweisen mit ungestörter Energie sich hingeben konnten, wo unter dem Sonnenschein des Glücks eine volksthümliche Kunst sich aus heimathlichem Boden so organisch entfaltet, daß sie eine natürliche Vollkommenheit erreicht, welche in ihrer Art nicht übertroffen werden kann. Das sind die Gnadenzeiten in der Geschichte des Menschengeschlechts, und was in ihnen gereift ist, das gehört nicht den Jahrzehnten an, innerhalb deren es zu Stande kam, noch dem Mutterschoße einer eng begrenzten Heimath, sondern der Menschheit, und alle nachgeborenen Völker sind berufen, in den Mitbesitz und Mitgenuß einzutreten.

König Friedrich hatte ein lebendiges Bewußtsein dieses Erbrechts. Er war weit entfernt, sich an den nächsten Vorbildern üppiger Höfe genügen zu lassen. Er hielt es für seinen Beruf über das Nahe und Alltägliche nach allen Seiten hin den Gesichtskreis zu erweitern. Er hatte eine Ahnung von dem, was auf classischem Boden hervorgebracht war, und wollte eine Welt um sich schaffen, in welcher das Schönste vertreten war, was in glücklicheren Zonen und Zeiten geschaffen war.

Für diese Aufgabe bedurfte er eines Mannes, der sein Vertrauter sein konnte und zugleich das gesammte Kunstgebiet geistig beherrschte, eines Mannes, welcher der großen Welt angehörig und doch über sie erhaben war, ein erfindender Künstler und zugleich ein zur Leitung einer weitverzweigten Verwaltung geeigneter Geschäftsmann.

Der König fand ihn in Georg von Knobelsdorff, von dem er in der auf ihn verfaßten und am heutigen Jahrestage 1754 an dieser Stelle verlesenen Gedächtnißrede sagt:

„Er war geboren zum Maler und zu einem großen Architekten und es offenbarte sich in ihm das Wesen des Genius, welcher die mit ihm Begabten durch die Macht einer unwiderstehlichen Neigung antreibt ihm zu folgen und ihnen zeigt, wozu sie geschaffen sind."

Der König hat ihm die Mittel verschafft, um in Italien zum Künstler zu reifen, und gab ihm dann eine Stellung, welche mit derjenigen verglichen werden kann, die Phidias unter Perikles hatte; denn es war Knobelsdorffs Aufgabe, die umfassenden und immer neuen Gedanken des Staatsoberhauptes für die Ausstattung der Residenzen mit Schlössern, Theatern, Staatsgebäuden, Denkmälern, Kunstsammlungen und Gartenanlagen technisch zu verarbeiten und ihre Ausführung an oberster Stelle zu leiten.

Knobelsdorff blieb das Martyrium nicht erspart, welches den Baumeistern genialer Fürsten bei dem hellsten Glanz von Ehre und Macht einem dunkeln Schatten gleich zu folgen pflegt. Friedrich war auch auf diesem Felde voller Selbstherrscher. Es war ihm ein Bedürfniß, den schweren Ernst der Regentenpflicht durch künstlerische Thätigkeit zu unterbrechen, um seinem Geist die volle Spannkraft zu erhalten. Wie er mitten in harter Kriegsarbeit zärtliche Episteln an seine Schwester dichtete, erließ er auch aus fernem Feldlager die genauesten Anweisungen über Parkanlagen auf der Havelinsel und verlangte, daß ihm über alle Verzierungen der Schlösser eingehende Berichte nachgeschickt wurden.

Man begreift, daß dem mit Geschäften überladenen Intendanten eine so ins Detail gehende Correspondenz zu einer peinlichen Pflicht werden konnte, welcher schwer zu genügen war.

Auch in der Geschmacksrichtung traten Gegensätze ein.

Knobelsdorff hatte an den Denkmälern Roms mit feinem Sinne das Griechische herausgefühlt, ehe noch die attischen Denkmäler durch Stuart wieder entdeckt waren. Sein Ideal war eine

Einfachheit des Stils, der Ernst einer hohen Kunst, die dem Könige zu kalt und kahl erschien. Von dem deutschen Edelmann, der mit Freimuth seine Kunst vertrat, wandte sich der königliche Bauherr anderen Architekten zu, welche auf jeden Einfall geschmeidiger eingingen.

Wir beklagen die Verstimmung, welche ein so schönes und seltenes Vertrauen löste zu einer Zeit, da Knobelsdorff in der vollen Kraft des Schaffens stand. Es ist aber kein unfruchtbares geblieben, und wenn von dem die Rede ist, was König Friedrich für die bildenden Künste gethan hat, so muß es ihm immer als ein besonderes Verdienst nachgerühmt werden, daß er diesen Mann erkannt, ihn ausgebildet und ihm Gelegenheit gegeben hat, Werke zu schaffen, welche als die edelsten Baudenkmäler jener Zeit noch heute ein Stolz unserer Stadt sind, wie das Opernhaus, das nach seiner Erneuerung nur verunziert aber nicht verbessert werden konnte. Dem Herzen des Königs aber macht es Ehre, daß er in der Todtenspende zu sühnen suchte, was er in dem Verhalten zu seinem Jugendfreunde etwa versehen hat.

Eine andere Aufgabe war die Ausstattung der neuen Prachtgebäude mit Denkmälern der Kunst.

Auch hier waren es romanische Höfe, deren Vorgang maßgebend war.

In Mantua, Ferrara, Modena, Florenz hatte man sich längst gewöhnt, eine Auswahl antiker Kunstwerke als ein Hausgeschmeide anzusehen, das einem fürstlichen Hofhalte nicht fehlen dürfe.

Auch an den deutschen Höfen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts hielt man es für eine Sache des fürstlichen Anstandes, die Residenzen mit Sammlungen auszustatten, welche den Sinn der Regenten für Kunst und Wissenschaft bezeugten und den gelehrten Studien zu Gute kamen. Dieser Aufgabe hat sich auch das Haus Brandenburg nicht entzogen, seit es in die Reihe der Großmächte eingetreten ist; ja es hat sich derselben mit besonderem Ernste zugewendet und die Heldenfürsten desselben sind auch auf diesem Gebiete die thätigsten gewesen.

Bibliothek und Münzcabinet sind Schöpfungen des großen Kurfürsten; die wissenschaftliche Denkmälerforschung bei uns verdankt ihm ihre Anfänge, und Ezechiel Spanheim bezeugt von ihm, wie er den ersten Antikenschatz des preußischen Staats, eine Sammlung von 1900 Münzen, selbst gehegt, von falschen gesäubert und gewissenhaft vermehrt habe und wie er zuerst unter den deutschen Fürsten mit den Höfen Italiens, den französischen Königen und dem Kaiserhause in Wetteifer getreten sei.

Friedrich konnte sich seiner Natur nach keinen wahren Fürstensitz denken ohne einen Studienort, wo er in ländlicher Stille mit den Weisen und Dichtern aller Zeiten zusammen sein konnte, und eben so wenig ohne den Schmuck von Sammlungen, welche einen lebendigen Umblick in dem Reiche des Schönen gestatteten. Friedrich war unter den Hohenzollern der erste wirkliche Sammler und behandelte auch diese Thätigkeit als eine persönliche und königliche Angelegenheit. Er unterhielt im In- und Auslande zahlreiche Verbindungen, um keine Gelegenheit zu glücklichen Erwerbungen zu versäumen. Es fehlte in Potsdam und Berlin damals nicht an wohlhabenden Privatleuten, welche Bildergallerien hatten; der Kaufmann Gutschowsky, Kriegsrath Eichel, Hofrath Triebel, der Marquis d'Argens mit seiner kunstliebenden Gemahlin u. A. waren es, welche den Hof mit den Kreisen der Künstler und Kunstliebhaber in Verbindung erhielten und gelegentlich einzelne Kunstwerke an den König abließen. Placido Constanzi malte für ihn in Italien, der Bildhauer Cavaceppi war beauftragt, berühmte Statuen so wie Prachtvasen in Florenz und in römischen Villen nachzubilden; man benutzte den sächsischen Agenten Bianconi so wie die königlichen Gesandten, um gelegentlich Ankäufe von Originalwerken antiker Kunst in kleinerem und größerem Maßstabe zu machen. Unmittelbar nach der Erwerbung von Schlesien erwarb Friedrich die Sammlung des Cardinals Polignac, eines der eifrigsten Alterthumsfreunde jener Zeit, welcher seinen römischen Aufenthalt in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts benutzt hatte, unterhalb Frascati, bei der angeblichen Villa des Marius Nachgrabungen anzustellen und sogar eine Abdämmung des Tiber unterhalb Rom

ernstlich ins Auge faßte. Ueber 300 Denkmäler in Marmor und Erz, großentheils sehr ansehnliche und merkwürdige Kunstwerke, kamen aus seinem Nachlasse in den königlichen Besitz. Ferner die Sammlungen des Cardinals Passionei, des Cavaliere Pietro Natali, des Herrn de Julienne in Paris, die Ankäufe aus dem Atelier von Cavaceppi und der Antikenschatz, welcher als Vermächtniß der Markgräfin von Baireuth für den König einen besonderen Werth hatte.

Was die Verwendung des so rasch angewachsenen Kunstbesitzes betrifft, so folgte der König dem Geschmack, welcher aus Rom in die romanische Welt übergegangen war; d. h. die Kunstwerke dienten die Plätze zu schmücken, welche ihr Besitzer dem Genuß einer edlen Muße bestimmt hatte; nach dem Vorbilde der baum- und quellenreichen Musensitze, in denen römische Staatsmänner die Weltstadt zu vergessen suchten, und der Villen italienischer Fürsten. Daher wurden die Schätze, auch die früher im Stadtschlosse aufbewahrten, nach den neuen Lustschlössern hinaus gebracht, wo inmitten einer von Natur bevorzugten und durch künstlerische Pflege immer reicher ausgestatteten Landschaft der König sich, ohne seinem ernsten Berufe untreu zu werden, mit freierer Seele dem Genusse dessen hingeben konnte, was dem Menschenleben eine höhere Weihe giebt, dem traulichen Verkehr mit auserwählten Freunden und der stillen Beschäftigung mit Wissenschaft und Poesie, wo man inmitten einer nordischen Welt sich an den Meisterwerken italienischer Maler sonnen kann, wo in das bunte Treiben der Gegenwart stumme, ernste Marmorbilder hineinschauen, uns ansehen und an den großen Zusammenhang der Menschengeschichte mahnen. Es war für Friedrich ein Gegenstand seines besonderen Ehrgeizes, wie Früchte und Pflanzen aller Zonen, so auch Denkmäler aus allen Jahrhunderten um sich zu versammeln.

Er machte selbst die Auswahl, um die Nischen zu füllen, die Gesimse zu schmücken, die Fontänen und Ruheplätze zu beleben. Das Bücherzimmer in Sanssouci zierte er mit dem herrlichen Homerkopfe, der noch heute an seiner Stelle steht, mit den Büsten eines Apollo und des Sokrates. In seinem Schlaf-

zimmer stellte er sich Marc Aurel auf, um an jedem Morgen den ersten Blick auf den Mann zu richten, welcher ihm das Vorbild fürstlicher Tugenden war. In der kleinen Gallerie stand die merkwürdige Athenastatue mit dem Erichthonios, den man damals Pyrrhos nannte. In der großen Bildergallerie waren Reliefs über den Thüren, Büstenreihen an den Wänden, kleinere Kunstwerke auf Prachttischen aufgestellt. Man suchte auch berühmte Statuen in Nachbildern so zu vereinigen, wie sie in italienischen Museen standen. So wurde zu der mediceischen Venus bei Cavaceppi der Apollo bestellt, „so der Compagnon der Venus ist", wie es im Bericht des Gallerieinspectors heißt, nach dem die Statue mit dem Schiff bei Lauenburg verunglückt ist. Es werden 5000 antike und moderne Sculpturen in den Schlössern Friedrichs gezählt. Verzeichnisse wurden gedruckt; es wurde dafür gesorgt, daß vorzüglichere Stücke in Kupferstich und auch in Gips vervielfältigt wurden.

Die glücklichste That Friedrichs auf dem Gebiete friedlicher Erwerbungen, wodurch er Allem, was er als Liebhaber, Sammler und Ordner von Kunstwerken geleistet hat, die Krone aufsetzte, ist die Erwerbung des Adoranten, den man damals Antinous nannte, ein Erfolg, welcher mit Recht auf dem Rauchschen Königsdenkmal verewigt ist.

Auch hier war er persönlich betheiligt. 1747 instruirt er seinen Gesandten v. Podewils, daß der Fürst von Lichtenstein ihm vor drei Jahren die Statue für 1000 Thaler angeboten habe. Als der König Ernst machte, wurde mit Hinweisung auf englische Angebote der Preis gesteigert. Man einigte sich auf 5000 Thaler. Friedrich befahl, nachdem die Angelegenheit ebenso umsichtig wie energisch geführt worden war, in einem eigenhändigen Handschreiben an Podewils vom 9. August 1747 die größte Behutsamkeit. Auf Maulthieren wurde die Statue, an welcher einst Prinz Eugen „der tapfere Ritter" seine Augen geweidet hatte, von den Lichtensteinschen Gütern nach Ratibor getragen; ein königlicher Diener begleitete den erlauchten Gefangenen nach Sanssouci. Eine Wundergestalt, aus einer fremden, ungeahnten Welt — so trat er unter die verworrene Menge zusammenge-

raffter Zieraten eines modernen Hofparkes, der erste wahre Zeuge des hellenischen Alterthums, das Bild eines Knaben, welcher nach einem olympischen Siege so dargestellt war, wie er vor dem Kampfe mit kindlicher Seele zu den Göttern um Sieg gebetet hatte. Man verstand ihn nicht, aber man begann zu ahnen, was griechische Kunst sei; man folgte mit Entzücken dem Rhythmus der Glieder, welche sich so elastisch vom Boden abheben, daß die Schwere des Erzes vernichtet scheint. Man blieb mit einem Gefühl von Andacht stehen, wenn man die Terrasse vor der Bibliothek von Sanssouci überschritt, wo noch heute der Platz bezeichnet ist, welchen sein Fuß geweiht hat.

Der unscheinbarste Bestandtheil der königlichen Sammlungen war das Münzcabinet, und gerade dies gab Anlaß zu wichtigen Fortschritten in Behandlung der Antiken. Denn die Statuen ließen sich als Schaubilder genießen, die Münzen verlangten aber eindringende Kenuerschaft und erweckten zuerst den Gedanken einer wissenschaftlichen Denkmälersammlung. Darum knüpfte Friedrich hier an das an, was der große Kurfürst durch Berufung von Beger zu Gunsten der Alterthumswissenschaft gethan hatte; er suchte auch seinerseits nach hervorragenden Gelehrten für die Verwaltung seiner Antiken, und es gereicht ihm in seinen Bemühungen für die Denkmäler der Kunst zu besonderer Ehre, daß er nach Gaultiers Tode 1765 Winckelmann zu gewinnen suchte.

Diese Bemühungen hängen mit einem andern Plan zusammen, welcher ganz dem Könige angehört und recht deutlich zeigt, wie er sich unablässig mit seinen Antiken beschäftigt.

Neben dem Tempel der Freundschaft, welchen er dem Andenken seiner Schwester widmete, ließ er nach seinem eigenen Entwurf inmitten eines kleinen, unwegsamen Hains den sogenannten „Antiken-Tempel“ errichten. Es war kein Prachtbau — denn der Inhalt sollte ihm seine Bedeutung geben —, sondern ein einfacher Rundbau aus Sandstein und Ziegel mit Postamenten für die Statuen an der innern Wand, mit Kragsteinen für die Reihen der Büsten, mit niedrigeren Pulten für die kleineren Anticaglien, während Reliefs und Mosaiks in die

Wände eingelassen waren. 1770 wurden alle Antiken nach Potsdam gebracht und den Rundsaal füllten nun, im Kreise aufgestellt, die berühmtesten Marmorbilder aus dem Polignacschen Besitz. Der Cardinal hatte bei seinen Nachgrabungen eine Menge von Torsen männlicher und weiblicher Statuen gefunden; nach dem Geschmack seiner Zeit wollte er nicht nur ganze Statuen vor sich sehen, sondern auch aus den Einzelstatuen Gruppen herstellen, welche wo möglich der Niobidenfamilie gleich kämen. Er fand an dem französischen Bildhauer Lambert Adam einen Künstler, der mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit auf die Wünsche seines Gönners einging. Es kam ihm nur darauf an, ein Gruppenmotiv zu finden. Da zeigte sich unter den Fundstücken eine Männergestalt in langem Faltengewande, wie es Apollo der Citherspieler trägt. Davon wußte man nichts; man sah nur einen als Mädchen verkleideten Jüngling, und wer konnte das anders sein als der von seiner Mutter auf Skyros versteckte Achilleus? Man giebt ihm also Schild und Lanze, die er stürmisch ergreift, kleidet einen andern Torso als Odysseus an, welcher mit einem Kästchen unter dem Arm als Tabuletkrämer umhergeht. Fünf Töchter haben sich im Beisein der scepterführenden Königin schon mit Schmuck versehen, welchen sie entzückt anschauen oder anlegen oder sich gegenseitig zeigen, während Deïdameia staunend auf den entlarvten Achill blickt. So war aus lauter Fragmenten, die zum großen Theil nichts mit einander zu thun hatten, ein Ganzes geworden, eine lebhaft bewegte, dramatische Gruppe, die „Familie des Lykomedes", die ein besonderer Stolz der königlichen Sammlungen war, so daß der Leibarzt Möhsen es für seine Pflicht hielt, den von Winckelmann unehrerbietig geäußerten Zweifeln öffentlich entgegenzutreten; in der That aber war die ganze Gruppe nichts als eine plastische Maskerade, mit einer uns jetzt unbegreiflichen Keckheit durchgeführt, ein denkwürdiges Zeugniß der rücksichtslosen und spielenden Willkür, mit welcher der französische Geschmack des vorigen Jahrhunderts die Antiken behandelte.

Friedrich stand hier ganz unter dem Einfluß der Zeitbildung. Auch ihm dienten die Antiken zunächst als Schmuck des Hofes;

in anmuthiger Verbindung mit schattigen Parkanlagen sollten sie dem Monarchen den Genuß stiller Beschäftigung mit den Denkmälern der Vergangenheit gewähren. Wer durch ihn eingeführt wurde oder durch die Hofbeamten Zutritt erhielt, ging so zu sagen bei dem König zu Gaste.

Friedrich ist aber über das Maß des gewöhnlichen Fürstendilettantismus weit hinausgegangen. Er erkannte nicht nur, daß mit der äußeren Größe des Staats die Vermehrung aller Bildungsmittel gleichen Schritt halten müsse; ihm war die lebendige Vergegenwärtigung des Alterthums ein persönliches Bedürfniß und er fühlte, daß dies Ziel nur durch mannigfaltige Anschauung so wie durch ernste Sammlung des Geistes zu erreichen sei. Darum hat er so freigebig und energisch die Denkmäler gesammelt; darum hat er in seinem Garten das erste Museum der alten Kunst gegründet; darum hat er mit dem Rundtempel den Anbau verbunden, welcher für Aufnahme der Münzen und Gemmen bestimmt wurde. Dies sollte ein Platz für gelehrte Studien sein. Darum befahl er hier die Anlage einer Bibliothek und ließ das Gemach für Benutzung von Kupferwerken einrichten. Diesem Raum verlieh er dadurch eine ganz besondere Bedeutung, daß er die Gemmensammlung des Herrn von Stosch, den reichsten und auserwähltesten Denkmälerschatz dieser Art, welcher damals vorhanden war, von den Erben des Besitzers ankaufte, eine nie übertroffene Sammlung unvergänglicher Denkmäler alter Kunst.

So Vieles von dem, was noch heute der Stolz unserer Museen ist und Generationen hindurch Einheimische wie Fremde erfreut, belehrt und geistig angeregt hat, weist auf Friedrich zurück. Er hat auch auf diesem Gebiet seinen Nachfolgern den Weg gewiesen, welche es nicht als eitlen Luxus, sondern als eine ernste Regentenpflicht angesehen haben, ihren Königssitz mit einer Auswahl von Kunstdenkmälern aller Zeiten zu schmücken, um den Lebenden das Verständniß der Vergangenheit zu öffnen, den geschichtlichen Sinn zu wecken und die Liebe zum Schönen anzufachen.

XIII.

Die Entwickelung des preußischen Staats nach den Analogien der alten Geschichte.

Wie die Lakedämonier mit dem Bilde des Polydoros siegelten, des großen und glücklichen Königs, in dessen Sinn sie ihre Gemeinwesen weiter zu führen wünschten, so ist Friedrichs II. Bild das Wahrzeichen unsers Staats, um das sich Jahr aus Jahr ein diejenigen sammeln, welche mit den Waffen in der Hand wie mit dem Rüstzeug des Geistes die preußische Ehre zu vertreten haben. Verlangt doch jedes bewußte Leben einen zwiefachen Punkt, nach dem das Auge sich richte. Denn nur aus dem Verständniß des Geschehenen ergiebt sich die Sicherheit der ferneren Ziele.

Aber nicht Alles kann in gleicher Weise gegenwärtig bleiben. Inhaltreichere Bilder drängen das Frühere zurück, und ist nicht fast Alles, was wir an geistigen Gütern unser nennen, wenn wir uns mit freudigem Stolz als Deutsche fühlen, in dem Jahrhundert gewonnen, das uns von Friedrich II. trennt? Die Zeit, in welche er hineintrat, ist keine Augenweide für uns. Das verwüstete Vaterland war in Bildung und Wissenschaft hinter den Nachbarländern zurückgeblieben. Die Besten des Volkes sahen mit Sehnsucht nach dem wälschen Athen hinüber und ausländische Schöngeisterei war die Würze der auserwählten Kreise. Das bürgerliche Leben der Reichsstädte war gesunken; die Reformation hatte ihre Segenskraft eingebüßt; denn der Protestantismus erschien wie ein Tummelplatz von Schulgezänke und gegenseitiger Verdächtigung. Selbst die frischen Lebensquellen

echter Frömmigkeit, wie sie in Speners Liebeswerken strömten, wurden verketzert, während mit der spöttelnden Freigeisterei sich eine Aufklärung verbreitete, in deren dünner und frostiger Atmosphäre eine gesunde Menschenbrust keine vollen Athemzüge thun konnte.

Es war eine arme, dürre Zeit, und das Culturbild Deutschlands um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verhielt sich zu dem, was wir jetzt unser nennen, wie der Kern des brandenburgischen Staats zu dem heutigen Besitze der Krone Preußen. Und doch soll die Vergangenheit nicht abgethan sein und vergessen. Denn nur Angesichts derselben versteht man, was Friedrich that, indem er in unserm Volke und Vaterlande, das staatlos zu verkommen drohte, die Idee des Staats wieder lebendig machte, und darum hat auf ihn das Wort des Aristoteles seine volle Anwendung: „Von Natur lebt in allen Menschen der Zug nach staatlicher Gemeinschaft. Wer sie aber zuerst ins Werk setzt, dem werden die höchsten Güter verdankt".

Aber wie? Klingt es nicht paradox, im achtzehnten Jahrhundert die Staatsidee wie eine neue Erfindung, den Staat wie die Entdeckung eines klugen Kopfes dargestellt zu sehen? Ist nicht der Staat so alt wie die Menschheit und hat nicht derselbe Philosoph treffender, als es allen noch so fein ausgeklügelten Definitionen moderner Theoretiker gelungen ist, das Wesen des Staats charakterisirt, wenn er sagt: der Staat ist ein von Natur Gegebenes; ja, er ist früher als der einzelne Mensch, der nur in ihm seine Bestimmung erfüllen kann?

Der Theil der Menschengeschichte, aus dem Aristoteles seine Lehre vom Wesen des Staats geschöpft hat, giebt uns noch heute die reichste Anschauung von den Formen der Staatsbildung; ihm entlehnen wir noch heute die Terminologie, deren sich die politische Wissenschaft bedient. Um so mehr wird es dem Philologen gestattet sein, auch am Gedächtnißtage König Friedrichs an die Staatslehre und Staatengeschichte des Alterthums anzuknüpfen, nicht um durch schillernde Streiflichter den Blick des Betrachtenden zu unterhalten, sondern um durch Analogien auf die Normen hinzuweisen, nach welchen sich in alten und neuen Zeiten die Staatsidee verwirklicht hat.

In gewissem Sinne ist allerdings der Staat mit dem Menschen geboren, wie eine unbewußt empfangene Mitgift, und diese Urform staatlicher Bildungen tritt uns dort am deutlichsten entgegen, wo innerhalb scharf gezogener Naturgrenzen zusammenwohnende Gemeinden sich vereinigen. Diese Gauverbände sind die ursprünglichsten und zugleich dauerhaftesten aller politischen Genossenschaften. Jahrtausende hindurch haben in den Gebirgslandschaften Griechenlands, Italiens, der Schweiz solche Cantonalstaaten bestanden; sie sind aber überall nur zu einem ländlichen Stillleben befähigt gewesen, in gleichförmigen Zuständen lockerer Gemeinschaft verharrend. Staatliches Leben setzt Machtbildung voraus, und diese ist nur dort eingetreten, wo die autochthonen Zustände durch Zuwanderung unterbrochen und von auswärtigen Geschlechtern Herrschaften gegründet wurden.

So sind die Perseïden und dann die Pelopiden über See nach Argos gekommen, die Kadmeer nach Theben, die Temeniden nach Macedonien, die Tarquinier nach Rom. Das ist der Ursprung der Fürstenthümer, mit denen aller Orten das geschichtliche Bewußtsein, das politische Leben erwacht. An Stelle von Häuptlingen treten Könige, welche eine mit Waffengewalt gegründete Herrschaft friedlich ausbauen. Wo kein unbedingt hervorragender Herrscherstamm vorhanden ist, wie z. B. auf Ithaka, da sehen wir ein wüstes und selbstsüchtiges Kämpfen unter den Edeln des Landes, welche sich unter einander wie dem Könige ebenbürtig fühlen. Sie betrachten die Macht wie einen Besitz, dessen Vortheile sie ausbeuten und genießen wollen, der König aber wie ein Amt, dessen er zu warten hat.

Auf diesem Amtsbegriff beruht auch das Fürstenthum der Hohenzollern und er ist durch König Friedrich nur in voller Schärfe zum Ausdruck gekommen. Nur ein zuwanderndes Geschlecht war im Stande, das Herrschen als eine verantwortliche Pflicht anzusehen und die Idee des Staats frei von allen persönlichen Interessen anfzufassen. Nur so konnte in den Marken die Zucht des Gesetzes durchgeführt werden, die erste Bedingung für die Entwickelung eines selbständigen Staats.

Aristoteles betrachtet die „Autarkie" als das Kennzeichen des

wahren Staats, d. h. diejenige Fülle von Mitteln und Kräften, welche nöthig ist, um sich nach allen Seiten zu behaupten, ohne von fremder Hülfe abhängig zu sein. Das ist das naturgemäße Ziel, nach welchem alle Gemeinschaften streben.

Für die Gaugenossenschaften giebt es dazu keinen andern Weg, als den der föderativen Vereinigung, in dem die Nachbarstämme, die sich durch Sprache, Sitte und Gottesdienst als ein Ganzes fühlen, sich zur Sicherung der Grenzen und zur Wahrung des gemeinen Friedens mit einander verbinden. Das ist die Amphiktyonie, wie sie besonders von den Griechen ausgebildet worden ist. Sie ist culturgeschichtlich von durchgreifender Bedeutung gewesen; denn in ihr ist das Volk vom Tempepasse bis Cap Malea zu einer Einheit zusammengewachsen; sie bildete Jahrhunderte hindurch das Reich griechischer Nation. Zum politischen Handeln war sie aber vollkommen ungeschickt, denn sie war ein Kreis ohne Centrum, und nur durch einen Vorort von überwiegender Macht konnte sie zu politischer Wirksamkeit gelangen. Sparta war der geborene Vorort durch seine Verbindung mit Delphi, durch seine Heeresmacht und den Umfang seines Landbesitzes. Als aber zum ersten Male der Zeitpunkt da war, daß Hellas seine Grenzen gegen Barbaren zu vertheidigen hatte, versagten Bund und Vorort ihre Dienste, und es wäre mit der Geschichte von Hellas zu Ende gewesen, wenn nicht ein anderer Staat die Führung übernommen, ein zweiter Vorort, der wie ein jüngerer Zweig am Stamm des Volksthums sich entwickelt hatte. So wurde Hellas vom Untergange gerettet, aber die alte Amphiktyonie war gesprengt.

Dem griechischen Stammbunde entsprach in unserm Vaterlande als die einzige zu Recht bestehende Gesammtheit das Reich deutscher Nation. Das Fürstenthum, das in den engen Verhältnissen der Cantone früh untergehen mußte, hatte sich bei uns erhalten, aber die Lockerheit, der Mangel an Centralisation, die Machtlosigkeit waren dieselben, und dadurch erwuchs dem nachgeborenen Hohenzollernstaate ein Beruf, welcher über die Grenzen der Mark weit hinaus ging, ein Beruf, der nicht amtlich übertragen, sondern geschichtlich geworden ist, und welcher

mit dem der Athener in Griechenland eine unverkennbare Aehnlichkeit hat.

Athen war verhältnißmäßig arm an natürlichen Hülfsmitteln. Der wahre Reichthum beruht aber, wie Aristoteles sagt, nicht in der unbegrenzten Fülle, sondern im Vorrath dessen, was zur staatlichen Gemeinschaft unentbehrlich ist. Ein dürftigerer Boden ist der sicherste Schutz gegen träge Behaglichkeit, die Schule der Mäßigkeit und haushälterischer Kunst, ein Sporn zu rastloser Thätigkeit, um das Gegebene auszunutzen und sich mit frischen Elementen zu ergänzen. Athens Größe beruht wesentlich auf der Tugend der Philoxenie, indem es während der Jahrhunderte, in denen der alte Vorort hellenischer Nation sich ängstlich absperrte, mit hochherziger Gastlichkeit Alles aufnahm, was einen Zuwachs geistiger Kraft in Aussicht stellte, und so ist auch für die Erhebung Preußens nichts segensreicher gewesen als die in seinem Herrscherhause erbliche Politik der Gastfreundschaft, die unbefangene Anerkennung jedes Talents und das Bestreben, keinen Strom geistigen Lebens an den Grenzen vorüberrauschen zu lassen.

Die Staaten des Alterthums sind auf dem Boden der Volksstämme erwachsen; darum waren sie denselben Naturgesetzen dahin gegeben, welchen Geschlechter und Stämme unterliegen, wenn sie ein Sonderleben führen. Sie entziehen sich diesem Naturgesetze nur durch eine frühe und glückliche Mischung verschiedener Elemente. Roms Größe beruht darauf, daß es von Anfang an keine rein latinische und keine rein sabinische Gemeinde war. Athen ist immer eine ionische Stadt geblieben, aber seine jüngeren Adelsgeschlechter, denen sein ruhmreiches Königsgeschlecht angehörte, aus deren Mitte Solon, die Pisistratiden, Kleisthenes, Perikles, Alkibiades stammten, diese Geschlechter, die Träger bewegender Gedanken, sind aus dem Süden eingewandert und haben über die Enge des städtischen Horizonts den Blick hinausgeführt. Darum vermochte Athen, was den ionischen Städten sonst so fern lag, sich aus eigenem Antriebe zur Uebernahme nationaler Pflichten zu entschließen und hat, ohne auf die lahme Kraft des Volksbundes zu warten, aus eigener Kraft die gefährdeten Grenzen vertheidigt.

Solche Erhebung eines Bundesgliedes kann nicht ohne heftige Reibung erfolgen, denn sein selbständiges Vorgehen dringt wie ein Keil in das Gefüge des Staatenvereins, an dessen Bestand das Volk seit Menschengedenken gewöhnt ist. So sehr also auch Sparta das Recht verwirkt und die Kraft verloren hatte, unter wachsenden Schwierigkeiten der Hellenen Führer zu sein, sah man doch von allen Seiten mißgünstig auf die emporstrebende Stadt; man haßte den Emporkömmling, man wollte den Seitenast, der sich vordrängte, beschränkt und beschnitten wissen, damit er nicht den ganzen Baum entstelle; alle Kleinstaaten fühlten sich unter einem unthätigen Vorort behaglicher, ja in Athen selbst erhielt sich eine mächtige Partei, welcher die Unterordnung unter den alten legitimen Vorort ein politischer Glaubensartikel war.

Unter ähnlichen Verhältnissen wie Athen ist unser Staat dem kleinstaatlichen Dasein entwachsen. Auch hier war eine Mischung von Volkselementen, welche die Schranken des Stammbewußtseins durchbrach. Auch hier übernahm der kleine Staat die Aufgabe, zu welchem das Reich berufen, aber unfähig war, die Grenzhut des gemeinsamen Vaterlandes; auch hier hatten die freiwilligen Vorkämpfer im eigenen Vaterlande unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden. Denn es ist leichter und dankbarer, ein rohes Volk zum ersten Male in die Geschichte einzuführen, als in einer durch Uneinigkeit verkommenen Nation einen neuen Mittelpunkt zu schaffen, um sie wieder zu sammeln und zu thatkräftigem Dasein aufzurichten. Dazu bedarf es heroischer Kräfte wie außerordentlicher Männer. Wie Themistokles einst die Winkelstadt am saronischen Golfe mit seiner unwiderstehlichen Willenskraft auf einmal zu einem Großstaate gemacht hat, so ist durch den Tag von Fehrbellin das Haus Brandenburg zu einer europäischen Macht geworden. Wohl hielt man es für ein Reis, das, über Nacht aufgeschossen, bei dem ersten Sonnenbrande sein keckes Haupt wieder senken werde. Aber dem Starken folgte der Stärkere, der seines Wesens ganze Kraft daran setzte, der jungen Pflanzung die Selbständigkeit zu geben, welche nach dem alten Philosophen das Kennzeichen eines wahren Staates

ist; ein Mann, in dem die verschollene Staatsidee wie durch eine innere Offenbarung wieder aufleuchtete, der sie wie ein Prophet durch Wort und That zum Ausdruck brachte; sie war in seiner Person verkörpert. Zwar urtheilen auch wir wie Sophokles:

„Ein Staat ist das nicht, was in Eines Händen ruht."

Aber diese Identität von Fürst und Staat war nicht die, wie sie von den Selbstherrschern Frankreichs aufgestellt wurde, sondern das Gegentheil davon; denn er vernichtete den falschen Glorienschein der Krone; er verurtheilte den frevelhaften Egoismus des Regenten, und wollte nur in der Hingabe an das Ganze der Erste seines Volkes sein.

So mächtig war seit den Tagen des Alterthums, wo das Gemeinwesen den ganzen Bürger in Anspruch nahm, der Staatsgedanke nicht wieder in das Leben getreten. Darum ging die Wirkung über das nächste Ziel weit hinaus und die längst vergessene Weisheit des Aristoteles, dem Ethik und Politik ein untheilbares Ganze waren, wurde wieder zur Wahrheit. Denn der Staat ist ja nicht wie ein Haus, in das man einzieht, nicht wie ein Capital, von dessen Renten man lebt, sondern er ist ein Bau, der aus lebendigen Bausteinen stets neu sich fügt, eine Harmonie, welche den Einklang einer Fülle von selbständigen Stimmen voraussetzt; er muß, wie jedes ideale Gut, immer neu gewonnen werden und darum ist er eine Schule der Selbstverleugnung, der Treue und des opferwilligen Diensteifers.

Freilich können die Tugenden, welche dem Menschenleben Werth verleihen, auch in häuslicher Stille und engen Kreisen gedeihen; auch die warme Anhänglichkeit an Land und Volk ist unter den Deutschen in den traurigsten Zeiten ihrer Geschichte nie erloschen. Aber weil der Mensch von Natur ein politisches Wesen ist, so kann er nicht ganz und voll gedeihen, wenn er sich ausschließlich in Privatverhältnissen bewegt, wenn das individuelle Leben vorherrscht, das bald zu einem falschen Idealismus hinneigt, bald in ein gedankenloses Genußleben ausartet. Durch Friedrichs Staatsgedanken neu erweckt, athmete man wieder die stärkende Luft des öffentlichen Lebens; aus der Heimathsliebe

erwuchs ein Gemeinsinn; die Herzen schlugen wieder für König und Vaterland und das Volk erhob sich zu männlichem Selbstgefühl, nachdem so lange Zeit auch die Fürsten sich vor den Großen des Auslandes schmählich erniedrigt hatten.

Durch das Bewußtsein neuer Pflichten gestählt, gewann der deutsche Geist überall eine selbständige Entfaltung. Man entwöhnte sich die Classiker mit dem Auge der Romanen anzusehen, welchen Italien heimischer war als Griechenland, die unter dem Texte der Aeneis ihr ‚Virgilius superat Homerum' zu wiederholen liebten; es bildete sich allmählich jenes nahe Verhältniß zum hellenischen Alterthum, das ein nationaler Zug der Deutschen geworden ist, und so wenig König Friedrich selbst solche Erfolge erwartet oder beabsichtigt hat, ist doch in freier Anerkennung seiner Heldengröße auch die deutsche Dichtkunst zu neuem Leben erwacht.

Die Staatsmänner von Athen haben eben so wie unsere großen Fürsten dahin gearbeitet, so lange kein gemeinsames Vaterland staatlich vorhanden war, den eignen Staat so zu organisiren, daß die besten Kräfte der Nation in ihm zur Entfaltung kamen, damit er als Vorbild und Centrum dienen könne. Das gemeinsam Vaterländische ist in der Stadt des Perikles zum vollendeten Ausdruck gekommen. Aber dies Werk ist nur in culturgeschichtlichem Sinne gelungen. Athen ist doch zu sehr Stadtgemeinde und ionische Stadt geblieben, als daß es auch unter günstigeren Verhältnissen Hellas in sich hätte aufnehmen können und die Politik der größten Athener ist an dieser Klippe gescheitert.

Auch bei uns zeigte es sich als die schwerste aller politischen Aufgaben, durch energische Verwirklichung der höchsten Staatszwecke, deren die Kraft eines Volkes fähig ist, ein aus den Fugen gegangenes Reich aufzubauen und das Vaterland zu erneuern. Auch bei uns traten schwere Störungen mit Unterbrechungen der großen Arbeit ein. Der Staat des großen Königs, in Mechanismus erstarrt, verlor die Siegeskraft, welcher er seine Erhebung verdankt hatte, und das Vaterland wurde mehr als je gespalten, gerieth tiefer als je unter fremde Obmacht.

Aber die Kraft des Staats war nicht erstorben. Er wurde der Kern einer neuen Erhebung, wie Athen seiner Zeit der Mittelpunkt der Treugesinnten war, der Patrioten, der Bevölkerung des engeren Vaterlandes, welche es verschmäht hatte, dem Landesfeinde Feuer und Wasser zu geben.

Zum zweiten Male knüpfte sich an preußische Siege eine Wiedergeburt des Vaterlandes, welche das ganze Geistesleben des Volks durchdrang. Denn die menschliche Natur scheint nach einem Gesetze des Gleichgewichts zu verlangen, daß großen Erfolgen der äußern Geschichte geistige Fortschritte und Erwerbungen entsprechen. So war es in Athen nach den Tagen von Marathon und Salamis, daß ein unersättlicher Wissensdurst erwachte; so folgte auf unsere Freiheitskriege der neue Aufschwung aller Zweige der Erkenntniß. Die glänzende Entfaltung von Naturkunde und Mathematik, die Erforschung der Rechtsgeschichte und Verfassungen der Staaten des Alterthums, die Eröffnung der Quellen vaterländischer Geschichte, das Verständniß der Religion in ihrem Verhältniß zur allgemeinen Bildung. Das waren die Früchte, deren Keime der neue Geistesfrühling weckte, und die für das entschädigen mußten, was noch nicht gelungen war.

Wir haben gesehen, wie in alten und neuen Zeiten durch zuwandernde Geschlechter und Mischung der Völkerstämme eine höhere Staatsidee verwirklicht worden ist. Wir haben den Durchbruch einer neuen Volksgeschichte aus veralteten Bundesformen in analogen Vorgängen betrachtet. Es waren in Griechenland wie bei uns kleine Anfänge, deren Bedeutung auf sittlichen Kräften ruhte. Hier wie dort hatte der neue Vorort mit Mächten zu ringen, welche nur zum Widerstand fähig waren; hier wie dort war jeder Fortschritt des nationalen Gedankens und der politischen Wiedergeburt ein Aufschwung des geistigen Lebens.

Athen ist auf geistige Erfolge beschränkt geblieben und hat den Untergang des Vaterlandes nicht aufhalten können. Uns ist ein besseres Loos gefallen. Ein halbes Jahrhundert nach der zweiten Erhebung hat Kaiser Wilhelm die Siege erfochten, durch welche unser Vaterland vor dem Schicksal Griechenlands bewahrt ist. Nun ist der Baum erwachsen, zu dem die großen

Ahnen unſeres Kaiſers den Keim gelegt haben. Der Staatsgedanke König Friedrichs hat nicht nur die alte Amphiktyonie geſprengt, ſondern es iſt durch wunderbare Führung aus ihm ein neues Reich erwachſen, das in Ehren beſtehen wird, ſo lange das Banner des großen Königs hoch gehalten wird, das Banner, unter welchem Jeder an ſeiner Stelle entſchloſſen iſt, mit dem, was er vermag, für König und Vaterland einzutreten.

XIV.

Der Wetteifer der Nationen in der Wiederentdeckung der Länder des Alterthums.

In der Blüthezeit des griechiſchen Volks war es das Programm ſeiner beſten Staatsmänner, daß im Kampf gegen das Ausland die helleniſchen Staaten zuſammenſtehen und ihre inneren Zwiſtigkeiten darüber vergeſſen ſollten. Ebenſo war es im Mittelalter der Kampf gegen den Islam, der Europa in einem Heerlager vereinigte, und nachdem die Züge in das heilige Land aufgehört hatten, wirkte die alte Idee noch fort und fort. Denn als Carl V. in Afrika landete, begrüßte Melanchthon den Anfang eines Kriegs, der mit dem Abzuge der Türken über den Bosporus enden müſſe, und als Ludwigs XIV. Politik nicht aufhörte, Europas Ruhe zu ſtören, gab Leibniz ſich die erdenkliche Mühe, den Thatendrang des Königs nach dem Morgenlande abzulenken, damit er am Rhein Ruhe halte, und nach dem glorreichen Vorgange Gotfrieds, Balduins und des heiligen Ludwig den Sarazenenkampf im Nillande wieder aufnähme.

Es iſt merkwürdig, wie ſich in Leibniz' Gedanken Vergangenheit und Zukunft begegnen. Der Vergangenheit gehört der religiöſe Geſichtspunkt mit der Anknüpfung an die Helden der Kreuzzüge, der Neuzeit aber das wiſſenſchaftliche Intereſſe und der Reiz, den das Morgenland als das Land älteſter Cultur

für ihn hatte. Hier ſtand ihm neben China Aegypten oben an, und darum erſchien es ihm als eine ruhmwürdige Miſſion des mächtigſten Staats der Chriſtenheit, ein Land, deſſen Bewohner ſich um die Menſchheit unſterbliche Verdienſte erworben hätten, den Händen der Barbaren zu entreißen.

Hier iſt an Stelle des Fanatismus die Idee der Humanität getreten; hier hat das Project, das uns veraltet und abenteuerlich vorkommt, eine prophetiſche Bedeutung. Denn es enthält die Anerkennung einer wiſſenſchaftlichen Verpflichtung, welche wir dem Boden der alten Geſchichte gegenüber haben; es iſt der Ausdruck einer Idee, welche weſentlich dazu beigetragen hat, die mittelalterlichen Jahrhunderte zum Abſchluß zu bringen und eine neue Zeit herbeizuführen.

Das Mittelalter kannte das Alterthum nur aus trüben Traditionen; es blieb ihm innerlich fremd, auch wenn es ſich auf dem Boden des Alterthums angeſiedelt hatte. Die fränkiſchen Herzöge bauten ſich zwiſchen den Marmorwänden der Propyläen an, ohne zu ſehen, was ſie täglich vor Augen hatten, und ebenſo hauſten die Kreuzfahrer in Tyros, in Rhodos und Byzanz.

Da kam die Zeit, die den Schleier zerriß. Man rieb ſich die Augen, wie wenn man aus ſchwerem Schlaf erwachte, und wie es dem Einzelnen geht, daß ihm plötzlich ein Licht darüber aufgeht, was ihm noch zu einem menſchenwürdigen Daſein fehle, ſo erwachte in den Völkern das Verlangen, ſich auf eine verſunkene und vergeſſene Zeit wieder zu beſinnen. Man ſchämte ſich, in ſtumpfer Gleichgültigkeit an ihren Denkmälern vorübergegangen zu ſein, und das Verſäumte nachzuholen erſchien jetzt als eine Aufgabe, der man ſich nirgends entziehen könne, wo man auf höhere Bildung Anſpruch mache. Es war ein Zug, der wie eine Naturgewalt von Land zu Land fortſchritt, und, wie um die Entdeckung der neuen Welt, ſo ſehen wir um die Wiederentdeckung der alten unter den europäiſchen Nationen einen Wettkampf beginnen, der für menſchliche Bildung den reichſten Ertrag geliefert hat. Darum wollen wir am Ehrentage von Leibniz, der auch ſeinerſeits dazu angefeuert hat, uns

in einigen Hauptzügen zu vergegenwärtigen suchen, wie sich die verschiedenen Völker an dieser Aufgabe betheiligt haben, deren Lösung uns noch heute in vollem Maße beschäftigt.

Bewegungen dieser Art haben ihre Vorläufer, die einzeln vorangehen, ihres Zieles noch wenig bewußt, und deshalb wie Abenteurer sich ausnehmen. So hatte sich schon 200 Jahre, ehe Leibniz die ägyptische Unternehmung forderte, ein Anconitaner aufgemacht, ein Mann, in dem der historische Wandertrieb zuerst mit voller Energie sich kundgab. Denn wo sollte damit der Anfang gemacht werden, wenn nicht in Italien? Hier war es ja eine nationale Aufgabe, der man sich im fünfzehnten Jahrhundert mit leidenschaftlicher Erregung hingab. Hier galt es nicht das der Menschheit abhanden Gekommene wieder zu finden, sondern die Schätze der Vorfahren, den eigenen Erbbesitz sich wieder anzueignen, um mit erhöhtem Geistesvermögen und Selbstbewußtsein eine neue, der Vorzeit würdige Geschichte zu beginnen.

In Italien war ja die Fühlung mit dem Alterthum am wenigsten erloschen und es war keine Redensart, wenn Petrarca in Rienzi einen Volkstribunen sah und in den Colonnas römische Patrizier. In Italien hat man die Denkmäler zuerst als Ergänzung des schriftlichen Nachlasses angesehen; hier ist die methodische Durchforschung des classischen Bodens, die zunftmäßige Technik der scavatori seit Jahrhunderten zu Hause.

In Italien mußte man aber auch frühzeitig erkennen, daß des Landes Vorzeit kein abgesonderter und für sich begreiflicher Theil des Alterthums sei. In Italien verstand man ja auch zuerst Griechisch, und das müssen wir dem Cyriacus von Ancona noch heute als ein besonderes Verdienst anrechnen, daß er die Länder am Mittelmeer als ein großes Forschungsgebiet ansah. Von 1412 bis 1442 hat er in wiederholten See- und Landzügen Griechenland, Kleinasien und Aegypten besucht. Seine Schilderungen, seine Zeichnungen, seine Abschriften von Denkmälern erregten lebendige Aufmerksamkeit. Eugen IV. wie Kaiser Sigismund hörten ihm gnädig zu, wenn er die neuen friedlichen Unternehmungen predigte, welche die Christenheit nach

dem Orient zu machen habe — aber die Zeit war noch nicht gekommen, der er als Herold voranging.

Der nationale Enthusiasmus war wohl eine elektrische Kraft von unvergleichlicher Wirkung, um die Scheidewand zweier Welten zu heben und den Schoß Italiens zu öffnen. Wenn Poggio noch wie auf ödem Stoppelfelde umherirrte und kaum sechs Statuen auf römischem Boden namhaft machen konnte, hatte sich ja bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts Rom schon so gefüllt, daß man eben so viel Bildwerke wie lebende Menschen zählte. Das war eine Auferstehung der Todten, nicht minder wunderbar als die Aufdeckung der Städte am Vesuv; eine Ueberraschung folgte der andern — wie kann es uns wundern, daß man nicht jenseits des Meers nach Schätzen suchte!

Dazu kam die alte Mißachtung des Orients, die Spannung, welche sich gesteigert hatte, seit die zu Cyriacus' Zeit geplante Kirchenvereinigung gescheitert war. Italien fühlte sich selbstgenügsamer als je zuvor, und seine Kirchenfürsten legten den Antikenschmuck wie ein neues Diadem um ihre dreifache Tiara. Eine neue Art andächtiger Pilger strömte Jahr aus Jahr ein nach dem Vatican. Kunstbesitz wie Kunstverständniß wurden in Rom monopolisirt und ein Breve nach dem andern verpönte jede Auslieferung von Antiken an das Ausland als einen Verrath am Vaterlande.

So glänzende Früchte also auch der Patriotismus Italiens getragen hat, so war die Auffassung des Alterthums dort doch eine einseitige und darin lag eine Gefahr. Denn es bleibt nie ungestraft, wenn die Denkmäler der Vorzeit fremden Zwecken dienstbar gemacht werden; auch die feinste Selbstsucht muß den Standpunkt unbefangener Betrachtung verrücken. Bei der blendenden Fülle einzelner, heimathloser Kunstwerke hatte man die Heimath der Kunst vergessen.

Das Vaterland der Antike mußte wieder aufgesucht werden, nicht in Rom oder über Rom, sondern auf geradem Wege — und dazu waren die Seestaaten berufen, namentlich diejenigen, welche von den Kreuzzügen her mit dem Morgenlande in Verbindung standen, vor allem Venedig, das im siebzehnten Jahr-

hundert dort von Neuem sein Banner erhob. Die stolze Republik zeigte indessen für diese culturgeschichtliche Aufgabe nur ein geringes Verständniß; auch sie war vorzugsweise damit beschäftigt, Kirchen, Paläste und Landhäuser mit Beutestücken zu schmücken und ihr Verdienst um die Wissenschaft beschränkt sich wesentlich darauf, daß die verschollenen Städte hellenischer Geschichte im Gedächtniß der Menschheit wieder auftauchten.

Dies zündete besonders in Frankreich. In dem althellenischen Coloniallande des Rhonegebiets erwachte eine lebhafte Theilnahme für den classischen Orient. Französische Ordensgeistliche hatten sich in der Tripodenstraße von Athen angesiedelt; ihre Berichte wurden in Lyon gedruckt. Lyon wurde der Mittelpunkt der griechischen Interessen und ein gelehrter Arzt daselbst, Jacob Spon, begab sich 1675 nach Venedig, der erste namhafte Forscher, welcher den Spuren des Cyriacus gefolgt ist.

Diese Unternehmung blieb aber nicht wieder eine vereinzelte. Denn damals war Frankreich schon als Staat für die Erforschung der Levante eingetreten. Frankreich hatte vertragsmäßig die Rechte und Pflichten eines Schutzherrn der lateinischen Kirche daselbst, und wie das Lilienwappen an den Klosterwänden im Archipelagus noch heute nicht verblichen ist, so ist auch die Mission nie vergessen worden, an welche Ludwig XIV. von Leibniz gemahnt wurde. Nur war der ehrgeizige König in diesem Punkte weniger kriegerisch als unser Philosoph; er wie seine Nachfolger haben die Erforschung der altberühmten Küstenländer als eine dem mächtigsten der Mittelmeerstaaten obliegende Ehrenpflicht aufgefaßt, und dieser Aufgabe ist das königliche, das kaiserliche und republikanische Frankreich treu geblieben, so daß dies nach meiner Ansicht eine der ruhmwürdigsten Seiten der französischen Geschichte ist.

Schon unter Ludwig XIII. hatte man solche Diplomaten in die Levante geschickt, welche durch höhere Bildung geeignet waren, die Interessen der Wissenschaft zu vertreten. Constantinopel wurde der Vorposten, von dem man bis nach Persepolis Fühlung hatte. Die Gesandten Frankreichs waren von Künstlern und Gelehrten umgeben; ihre Rundreisen waren epochemachend für die

Kenntniß der alten Welt, ihre Sammlungen wurden Archive von Urkunden der denkwürdigsten Art.

Andere Missionen gingen auf Anregung der Akademie und Befehl des Königs direct von Frankreich aus. Tournefort eröffnete das achtzehnte Jahrhundert. Damals blühte die französische Philologie, welcher Scaliger und Valesius angehören, und aus der innigen Verschmelzung von Philologie und Geschichte erwuchs das Bedürfniß nach Anschauung des antiken Lebens in allen Kreisen der Gebildeten. Der französische Edelmann Paulmier entwarf die ersten Karten Griechenlands, die auf Wahrheit Anspruch machten, während man in Venedig fortfuhr, nach Ptolemäus die Küsten zu zeichnen. Vaillant, der Numismatiker, unternahm die gefahrvollsten Seereisen, um sein Material zu ergänzen, und Montfaucon wußte die bildlichen Denkmäler in ungeahnter Fülle zu vereinigen. Was man die „schönen Wissenschaften" zu nennen pflegte, ist hier zuerst mit dem Ernste historischer Forschung behandelt worden und Barthélemy zeigt, wie man in liebevoller Vergegenwärtigung des Alterthums die Masse des Einzelnen zu einem harmonischen Ganzen abzurunden verstand. Sein Werk wurde als die reife Frucht dessen, was das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich an Kenntniß des antiken Lebens gewonnen hatte, der kommenden Zeit übergeben, die ein solches Werk nicht zu Stande gebracht haben würde.

Dagegen traten äußere Ereignisse ein von entscheidender Bedeutung für den Zusammenhang der alten und neuen Welt. Der junge General der Republik führte, wie sein Geschichtschreiber sagt, die Gedanken aus, welche der glorreichste der Könige von der Hand gewiesen. Aegypten wurde nun wirklich erobert, aber der allein bleibende Erfolg war die Eröffnung des denkmälerreichsten aller Länder für die Wissenschaft und die Begründung eines der wichtigsten Zweige alter Geschichtskunde, der seitdem vorzugsweise von Franzosen gepflegt worden ist. Auch was den Erben des heiligen Ludwig noch an Ruhm beschieden war, ist ihnen auf diesem Felde erwachsen. Es war die hervorragende Betheiligung an der Wiederherstellung Griechenlands mit der an die Schlacht von Navarin sich anschließenden Expedition nach

Morea, und der letzte Sonnenblick in den Jahrbüchern der Bourbonen, der Fall von Algier im Sommer 1830; es war die Wiedervereinigung eines reichen Culturlandes alter Geschichte mit Europa, der Anfang einer dauernden Erfüllung dessen, was Leibniz angestrebt hatte.

Die Julidynastie, dem Einfluß der gelehrten Kreise Frankreichs besonders zugänglich, hat die Förderung wissenschaftlicher Aufgaben nicht verabsäumt. Ihr Vertreter in Mosul war der Erste, der in formlosen Schutthügeln am Tigris das Grab von Ninive erkannte, und unter ihrem Banner wurde die Schule in Athen gestiftet, eine bescheidene aber segensreiche Stiftung. Denn jetzt wurde Athen, wie einst Constantinopel, der Mittelpunkt für die geistige Arbeit auf classischem Boden, wo eine Auswahl junger Talente Gelegenheit fand, sich für den Dienst der Alterthumswissenschaft auszubilden.

Diese Kräfte haben nicht brach gelegen; denn die alte Tradition wurde unter ganz neuen Gesichtspunkten energischer als je zuvor belebt, als das zweite Kaiserreich mit der classischen Welt Verbindung suchte, und zwar nicht wieder in Trachten, Namen und anderen Aeußerlichkeiten, sondern in wissenschaftlichen Unternehmungen. Der palatinische Hügel wurde als die Wiege des Cäsarenthums mit glänzendem Erfolge zu einem Ausgrabungsfelde gemacht, und um für das Leben Cäsars die umfassendsten Materialien zusammen zu schaffen, wurden alle Schlachtfelder und Marschrouten des Imperators aufgespürt, die Wohnsitze der Gallier in Asien wurden durchforscht; das alte Alexandreia wurde an das Tageslicht gezogen und das Augustusdenkmal in Ankyra für die Geschichtskunde wiedergewonnen. Das „Leben Cäsars" wird vielleicht wieder vergessen werden, aber der neu erworbene Umblick in den Ländern der alten Welt ist ein bleibender Gewinn, der ohne den Ehrgeiz eines gekrönten Schriftstellers nicht erreicht worden wäre und über das nächstgesuchte Ziel weit hinausragte. Phönizien und Cypern wurden Gegenstand besonderer Missionen, und die neu angeregte Thätigkeit der französischen Schule in Athen wird nicht müde, sich in Samos, Milet, Delos, Delphi immer neue Verdienste um das griechische Alterthum zu

erwerben. Frankreich hat die Erforschung der Levante eröffnet, und seine Archive enthalten gewiß noch manche unbenutzte Hülfsmittel zur Kenntniß der classischen Länder aus einer Zeit, da nur Frankreich mit ihnen Verbindung hatte. Es hat die Vertretung europäischer Cultur in der alten Welt bis auf den heutigen Tag mit denkwürdiger Treue durchgeführt, aber nicht ausschließlich und nicht ohne Rivalen. Denn England war nicht gesonnen, ihm das Mittelmeer als seine Domäne zu überlassen.

In England war es keine Tradition des Mittelalters, die den Zug nach dem Orient veranlaßte. Es lag auch kein äußerer Anlaß vor, durch den sich die Aufgabe gleichsam aufdrängte, kein öffentliches Interesse, das man zu vertreten hatte, sondern es war ein freier, rein menschlicher Zug, der die Britten auf den classischen Boden führte, und aus Privatmitteln sind alle Opfer gebracht worden, um einen Zug des Gemüths zu befriedigen.

Er war seit den Tagen der Stuarts in voller Kraft vorhanden. Je mehr Glanz und Macht das stolze Inselland entfaltete, um so tiefer empfand man, was in der nordischen Heimath fehlte, und die steigende Monotonie des modernen Lebens erweckte die Sehnsucht nach frischen Quellen geistiger Erholung, die man in den Heimathländern der Kunst aufsuchen wollte. Durch die classischen Studien in Oxford wie Cambridge genährt, ging dieser Zug durch die höheren Stände aller Parteirichtungen, und auch diejenigen, welche der Wissenschaft wesentlich neue und selbständige Bahnen öffneten, auch ein Baco sprach es aus, das Alterthum sei die Jugend des Menschengeschlechts und aus dem großen Schiffbruch der alten Cultur müsse man retten und bergen, was möglich sei.

England war nicht das Land, wo solche Richtungen auf dem Gebiete schwärmerischer Stimmung blieben. Mit voller Entschlossenheit wurden alle Mittel in Bewegung gesetzt, um das durchzuführen, dessen Anfänge an den Namen des Grafen Arundel geknüpft sind. Englands Kunstliebe war in Rom zu Hause, aber schon im 17. Jahrhundert war es Hellas, das man suchte, und hundert Jahre später wurde dem abenteuernden Suchen ein festes Ziel gesteckt und durch vereinigte Kräfte erreicht, was Einzelnen unerreichbar blieb.

1742 wandelten Stuart und Revett unter den Ruinen Roms und wurden sich bewußt, daß sie in den Säulenresten des Forums nur späte und entartete Formen antiker Kunst vor Augen hätten. Sechs Jahre darauf schifften sie sich nach Griechenland ein. Es war nach Cyriacus und nach Spon die dritte der eigentlichen Entdeckungsreisen, aber die erste von wissenschaftlicher Bedeutung; denn sie hat der Welt einen der köstlichsten Schätze, den sie je besessen hat, sie hat ihr Athen zurückgegeben, und der unter dem bescheidenen Namen der Dilettanti bestehende Verein freigebiger Kunstfreunde hat diese Arbeiten aufgenommen, verwerthet und fortgeführt.

Wie es seit dem Ausgange der Republik in Rom der Fall war, daß, wer unter den Römern auf höhere Bildung Anspruch machte, nach Athen pilgerte, so wurde eine classische Rundreise auch in England die Voraussetzung einer vollendeten Ausbildung. Motive religiöser Art kamen hinzu, indem man den Wanderungen der Apostel nachging und die Stätten der ältesten sieben Christengemeinden aufsuchte. Aus flüchtigem Zeitvertreib und jugendlicher Abenteuerlust wurde eine ernstere Thätigkeit, welche den Geist der Beobachtung schärfte. England wurde die Schatzkammer aller Wunder des Morgenlandes, und während der Continent ihm gesperrt war, gingen die Reisenden in dichter Folge nach Hellas, mit bewunderungswürdiger Ausdauer, die Uhr in der Hand, auf langsam schreitendem Saumthiere die sichtbaren Ueberreste des Alterthums Stück für Stück registrirend.

Seit das Mittelmeer die Wasserstraße nach Indien geworden, steigerte sich das öffentliche Interesse. Auf den englischen Seekarten sah man zum ersten Mal alle Buchten und Klippen eines unabsehlichen Küstengebiets zu Tage treten, und von den Schaluppen der englischen Marine sind die Ruinen Lyciens und Pamphyliens entdeckt worden.

Das Mittelmeer war aber für zwei Flottenstaaten ein zu enges Seegebiet, als daß es bei einer friedlichen Concurrenz hätte bleiben können. Die für das Louvre eingeschifften Denkmäler fielen Nelson in die Hand, der Stein von Rosette wanderte ins britische Museum, aber den Lorbeer der großen Ent-

deckung, die an jenen Stein sich knüpfte, brachte Champollion seinem Vaterlande zurück.

Auch bei den Küstenaufnahmen Englands hatte man Indien im Auge. Man durchforschte die Orontesmündung, um eine Bahnlinie nach dem persischen Meerbusen zu legen, und ungesucht tauchte die prachtvolle Hafenstadt Seleukeia Pieria aus dem Schlamm empor. Dann wurden quer durch den Continent die Völkerbahnen eröffnet, welche seit zwei Jahrtausenden in Vergessenheit gerathen waren. Mosul und Bagdad wurden die neuen Vorposten europäischer Forschung. Um die Keilschriften entspann sich ein ähnlicher Wettkampf wie um die Hieroglyphen, und im Gebiete der ungeheuren Tigrisstadt liegen das französische und das englische Ninive neben einander. An der Felswand von Behistun entzifferte Rawlinson das Bild- und Schriftdenkmal, welches uns zum ersten Mal die Möglichkeit gab, die Bücher Herodots mit den Staatsurkunden der Achämeniden zu vergleichen. Die Geschichte der Erzväter wurde wieder lebendig, und in Indien enthüllte sich eine indogriechische Kunst, die mit dem Buddhismus dort Eingang gefunden hatte. Das waren die großen Bahnen der Forschung, die vom griechischen Inselmeer nach dem Ganges reichten. Denkt man noch an die einzelnen Forschungsplätze in Karien, Rhodos, Kyrene u. s. w., so begreift man, in welchem Maßstabe das britische Museum ein Schatzhaus alter Länder- und Völkerkunde geworden ist und wie weit sein Inhalt das überbietet, was im Anfang des Jahrhunderts der französische Imperator aus den Museen Europas zusammenschleppen konnte.

Von den anderen Staaten war für Entdeckung der alten Welt keiner in so glücklicher Lage wie Rußland, weil es im eigenen Reichsgebiet ein Stück Griechenland besaß, ein Colonialland Joniens, dessen überreiche Schätze es in aller Ruhe und ohne Rivalen ausbeuten konnte.

Den Deutschen standen keinerlei Vortheile und Mittel zu Gebote, um sich an dem Wettkampfe der Nationen in der Wiederentdeckung der Länder alter Geschichte zu betheiligen. An Wissensdurst hat es ihnen nicht gefehlt: Spon selbst war aus einer nach Lyon eingewanderten deutschen Familie, und an der ruhmwürdigen

Unternehmung dänischer Fürsten, durch welche die Namen Babel und Assur zum ersten Male wieder lebendig wurden, konnte Deutschland durch Carsten Niebuhr einen hervorragenden Antheil nehmen. Im stillen Göttingen ist diese wichtige Erweiterung unseres geschichtlichen Horizonts vorbereitet und verwerthet worden. Denn wenn es in Italien das Nationalgefühl war, in Frankreich die staatliche Beziehung zum Orient, in England der Sammel- und Reisetrieb der Aristokratie, was die neue Welt mit der alten in Verbindung setzte, so war es in Deutschland die Studirstube des Professors.

Es ist rührend zu sehen, wie Martin Kraus in Tübingen sich 1575 Adressen nach Constantinopel verschaffte, um bei dortigen Griechen Erkundigung einzuziehen, ob sich denn vielleicht von den Städten des Alterthums noch irgend welche Spuren auf dem Erdboden nachweisen ließen. Die Hellenen, die man sich wie auf einem andern Planeten ansässig gedacht hatte, wurden an den alten Wohnplätzen in ihren Nachkommen wiedererkannt — aber die Kluft blieb dieselbe, und nachdem man sich längst gewöhnt hatte den Ocean als ein Binnenmeer anzusehen, blieben die östlichen Mittelmeerküsten in tiefstem Dunkel liegen. Nachdem aber die Seevölker sie ans Licht gezogen hatten, traten die Deutschen in ihre Aufgabe ein, die neu zuströmenden Schätze des Wissens mit dankbarem Eifer zu sammeln und die wissenschaftliche Arbeit zu organisiren.

Durch die Reformation ist ja das griechische Leben mehr und mehr ein Stück unseres Volkslebens geworden, und ein Schüler Melanchthons war es, der in Hellas zuerst wieder nach Hellenen suchte. Die gelehrten Schulen gaben auch dem in den engsten Verhältnissen Geborenen Gelegenheit, seinen Gesichtskreis über die Welt des Alterthums auszudehnen, und so war es möglich, daß ein altmärkischer Magister, nach Rom übergesiedelt, der Erste war, welcher unter der Masse dort angehäufter Kunstschätze den Gedanken einer Entwickelungsgeschichte der schönen Künste im Alterthum zur Geltung brachte.

Es war die Zeit, wo man von der Betrachtung des Einzelnen auf den geschichtlichen Zusammenhang überzugehen suchte:

man lernte Hellas im Zusammenhange mit seinen Colonien, man lernte die Völker der alten Welt nach ihren Handels- und Verkehrsverhältnissen als ein Ganzes überblicken. Was Heyne und Heeren auf diesem Gebiete vorbereitet hatten, wurde durch Niebuhr, Böckh und Otfried Müller weitergeführt. Man wollte sich einbürgern in der alten Welt und ihre Städte unter den von Natur gegebenen Bedingungen werden sehen.

So gestaltete sich in Rom durch Niebuhr und Bunsen eine wissenschaftliche Stadtkunde, welche Topographie und Verfassungsgeschichte verband, und Otfried Müller übertrug diese Betrachtung auf den Boden von Athen, ehe der Fuß eines deutschen Forschers ihn betreten hatte. Die Gräberfunde Mittelitaliens gaben von dem Zusammenhange der antiken Welt zu beiden Seiten des ionischen Meers so überraschende Aufschlüsse, daß man in noch höherem Grade, als die Dilettanti es gethan hatten, mit vereinigten Kräften die Denkmälerforschung als europäische Angelegenheit in Angriff nehmen zu müssen glaubte, und unserm Gerhard gebührt das Verdienst, diesen internationalen Gesichtspunkt zur Geltung gebracht zu haben. Damals wurde das Capitol eine Warte deutscher Wissenschaft. Dort ist Deutschland seines Berufs in Betreff der alten Welt bewußt geworden; dort ist auch unsere erste öffentliche Unternehmung angeregt worden, die Erforschung Aegyptens und Aethiopiens, durch welche eine ganz neue Anschauung der alten Welt möglich geworden ist.

Die Liebe zum Alterthum ist bei uns nie das Privilegium bevorzugter Stände gewesen; wir haben keine Namen, die wir denen des Grafen Arundel und des Herzogs von Luynes an die Seite stellen können, und unser Adel hat seinen Wohlstand durch classische Liebhabereien nicht gefährdet. Die Lehrer an Universitäten und Schulen sind es gewesen, welche Deutschland seinen Ehrenantheil an der Wiederentdeckung der alten Welt verschafft haben. Die neue Verschmelzung von Philologie und Geschichte gab dazu die vorwaltenden Gesichtspunkte; denn man konnte keine wichtigere Aufgabe ins Auge fassen, als die Ergänzung der litterarischen Ueberlieferung durch monumentale Urkunden. Dadurch ist unsere Wissenschaft mit dem Boden des Alterthums in leben-

dige Berührung gekommen; aber noch in den dreißiger Jahren waren Griechenland und Kleinasien für uns ein solches Jenseits, daß man von Seiten der Akademie gar nicht daran dachte, das inschriftliche Material auf classischem Boden berichtigen und vermehren zu können.

Die unmittelbare Betheiligung vaterländischer Kräfte an der Wiederentdeckung des classischen Orients ist erst durch die politische Verbindung Griechenlands mit einem deutschen Fürstenhause möglich geworden. In aller Stille haben sie ihre Epigonenarbeit gethan, bis die Zeit kam, daß bei Erhebung des Vaterlandes auch auf dem Felde der Wissenschaft höhere Ziele erreicht werden konnten. Seitdem sind Preußen und Deutschland wetteifernd thätig gewesen, der Liebe unseres Volks zum classischen Boden würdigen Ausdruck zu geben. Seitdem ist der deutschen Wissenschaft ein fester Herd in Athen gegründet worden; die wissenschaftliche Technik unserer Armee, der die ersten Karten Kleinasiens verdankt werden, hat sich auch auf attischem Boden in den den Dienst der Alterthumskunde gestellt. Deutscher Forscherlust ist es gelungen, die versunkenen Schätze von Ilion, Mykenä und Orchomenos zu heben und über die homerischen Traditionen hinauf die Vorzeit des ägäischen Meers an das Licht zu ziehen. Durch deutsche Forschung ist der Attaliden Königspracht uns wieder lebendig vor die Augen getreten, und unter dem Banner von Kaiser und Reich ist es endlich gelungen, einen Platz alter Geschichte von hervorragender Wichtigkeit so vollständig freizulegen, wie etwa im Laboratorium des Naturforschers ein organischer Körper hergerichtet wird, um die Functionen des lebenden Organismus daran verstehen zu lernen. Hier ist die empirische Ortskunde am vollständigsten in den Dienst der Philologie und Geschichte eingetreten; der Tempelhain der Altis liegt wie ein monumentales Lehrbuch aufgeschlagen vor uns, ein Lehrbuch der Architektur und Plastik wie der Schrift- und Sprachgeschichte der Hellenen, in welchem noch manches Menschenalter hindurch gelesen und geforscht werden wird.

So ist der Trieb nach geistiger Wiedergewinnung vorzeitlicher Länder, der sich vor Jahrhunderten angemeldet hat, nach

langen Pausen mit steigender Kraft immer erfolgreicher und zielbewußter durchgedrungen. Eine Nation nach der andern ist in die gemeinsame Arbeit wie in eine Arena eingetreten; die Griechen selbst haben mit Glück begonnen, die Werke ihrer Vorfahren an das Licht zu ziehen, wie Dodona bezeugt und die Südseite der Akropolis. Den Europäern hat sich Amerika angeschlossen durch Gründung einer Gesellschaft zur Erforschung der Länder im Mittelmeere. Es ist eine Aufgabe, welche, wie die Erforschung der Natur, mit innerer Nothwendigkeit zur Erledigung drängt. Die neue Welt muß die verlorene Vergangenheit unablässig suchen und glaubt nur in der lebendigen Aneignung derselben das volle Menschheitsbewußtsein wiederzugewinnen. Hier herrscht kein Wahn wie auf dem Gebiet religiöser Empfindung, wenn man auf dem Boden, den der Erlöser beschritten, dem Geiste seiner Lehre näher zu sein glaubte. Hier war es ein sehr berechtigtes Gefühl, wenn man aus der Enge der Bücherstube heraus nach Anschauung strebte, nach Anschauung der Naturverhältnisse, unter denen sich das Leben der Alten entwickelt hat, wie nach Anschauung aller Spuren, die es auf Erden zurückgelassen hat. Denn der Gewinn mußte ein zwiefacher sein. Einmal der Einblick in eine Fülle des Einzelnen, wodurch das antike Leben, das nur in blassem Umriß erkennbare, zu einem farbenreichen Bilde wurde, wo Stämme und Städte von Ort zu Ort individuell hervortreten; andererseits ein Ueberblick der Welt des Alterthums, von der nur die einzelnen Spitzen sichtbar waren, wie Inselhäupter aus der Wasserwüste hervorragend. Die zerrissenen Erdtheile sind in ihrem Zusammenhange wieder aufgetaucht und dadurch ist Vieles thatsächlich klar geworden, was früher Gegenstand befangener Theorien und unfruchtbarer Streitigkeiten war. Denn jetzt ist es ebenso unmöglich, die occidentalische Cultur als einen Ausläufer des Orients anzusehen, wie es unmöglich ist, sie mit dem Auge eines eifersüchtigen Hellenismus als Parthenogenesis des classischen Bodens zu betrachten. Hellas hat wie alle Welt sein Licht vom Morgen empfangen, und die verbindenden Land- und Wasserstraßen mit ihren Wegestationen lassen sich nicht mehr verkennen. Aber die Eigenart der hellenischen Welt tritt uns

nur um so lebensvoller ins Bewußtsein, wenn wir sehen, wie sie aus dem Boden der Vorzeit alle nährenden Stoffe aufgesogen und zu einer unvergleichlichen Blüthe entfaltet hat. Innerhalb der hellenischen Welt ist aber durch alles Wandern, Forschen, Graben und Messen eine Stadt immer glorreicher hervorgetreten. Denn Athen allein hat die Keime des höheren Lebens alle voll und harmonisch zur Entfaltung gebracht, alle Lichtstrahlen vereinigt und aus seiner Lichtfülle die griechischen Umlande so wie Rom und Italien erleuchtet; es hat seinen Glanz wieder rückwärts über das Morgenland ausgespendet, und in Gegenden, die weit jenseits der Grenzen des hellenischen Culturgebiets zu liegen schienen, bis nach Arabien und Indien hinein, begegnen wir den Wirkungen des attischen Geistes.

Viel ist gewonnen auf dem Wege, den Cyriacus auf seiner einsamen Fahrt nach Osten eröffnet hat. Aber wir stehen heute noch mitten in der Arbeit, ja, wir sind noch in den Anfängen: wir beginnen erst uns zu orientiren, und selbst dort, wo die Alterthumsstudien zu Hause sind, fehlt es aller Orten an genügender Kenntniß, so daß die entlegensten Thäler Griechenlands uns jetzt besser bekannt sind, als die Stadtgebiete, deren Burgen vom Capitol sichtbar sind. Kleinasien, die Wiege der classischen Völker, ist im Innern noch unentdeckt, und wenn wir auf die lange Reihe der Forschungsreisen zurückblicken, so möchte man sich wundern, wie viel schneller und vollständiger die neue Welt entdeckt als die alte wieder entdeckt worden ist.

Und doch ist es kein Wunder. Denn nach Westen zog die Menschheit der Trieb nach Besitz, der Durst nach Gold, gen Osten der Trieb nach Erkenntniß, welcher nur die Mitgift einer kleinen Zahl sein kann. Um so erhebender ist das Gefühl, mit den Besten aller gebildeten Nationen zusammenzustehen, wo Jeder, dem eigenen Genius folgend, einem Werke dient, das, von persönlicher Laune unabhängig, seine culturgeschichtliche Nothwendigkeit in sich trägt. Es sind aber, wie wir sahen, nicht die durch Wohnort, Sprache und Abstammung nächst stehenden Nationen, welche die alte Welt uns wiedergegeben haben, sondern die fernsten und von Natur fremdesten. Die Völker des Nordens haben

vor allen andern den Trieb empfunden, der sie wie ein Heimathszug in die Länder des Südens führte, so daß sich bei den heutigen Bewohnern des classischen Bodens die Legende bilden konnte, die unbegreiflich rastlosen Milordi müßten wohl die Enkel der ausgewanderten Hellenen sein, welche die Denkmäler ihrer Ahnen aufsuchten. Und doch ist es nur der Trieb, die der Menschheit angehörigen Schätze zu heben, nur der Zug nach dem Vaterlande unserer Wissenschaften und Künste, wo die Sonne aufgegangen ist, in deren Licht wir noch heute wandeln. Darum ist die fortschreitende Wiederentdeckung der alten Welt auch kein Sonderinteresse der Philologen und Archäologen, sondern eine wissenschaftliche Aufgabe von allgemeinster Bedeutung, und so lange unsere Akademie dem Vorbilde von Leibniz treu bleibt, wird sie auch in der Förderung dieser Aufgabe nicht zurückbleiben.

XV.

Die Reichsbildungen im classischen Alterthum.

Das classische Alterthum ist der einzige Theil menschlicher Geschichte, der mit einem reichen Inhalt abgeschlossen vor uns liegt. Deshalb können wir das menschliche Wesen in allen Formen seiner Entfaltung nirgends besser kennen lernen, und wir sollen nicht bloß des Genusses halber immer von Neuem zu den Werken der Alten zurückkehren, sondern auch die Bedingungen, unter denen sie zu Stande gekommen sind, erforschen und die Grenzen erkennen, bis zu welchen sie gelangten. Denn alles menschliche Thun ist ein bedingtes und das, was wir classisch nennen, beruht gerade darauf, daß innerhalb scharf gezogener Schranken Vollendetes erreicht worden ist. So die Architektur in der Gebundenheit des Architravbaus, die monumentale Plastik innerhalb des architektonischen Rahmens, die Poesie im strengen Bande des Versmaßes. Eine gewisse Enge erscheint wie ein Lebensbedürfniß der alten Kunst, und nichts ist für sie charakteristischer, als die Abneigung gegen alles Maßlose und Unbedingte.

Dies gilt auch von den Aufgaben des öffentlichen Lebens. Der Rahmen, innerhalb dessen die politische Thätigkeit der Hellenen sich entfaltete, ist der Stadtring. Stadt und Staat waren ihnen Eins, und für das, was wir Reich und Reichsgenossen nennen, hatten sie in ihrer Sprache nicht einmal eine treffende Bezeichnung. Dennoch haben die Stämme und Städte, die einen geschichtlichen Beruf höherer Art in sich fühlten, mannigfaltige Versuche gemacht, die angeborene und von Natur vor-

gezeichnete Beschränktheit zu überwinden und aus der Enge der Stadtpolitik hinauszugehen. Diesen Bestrebungen zu folgen hat für jeden Freund geschichtlicher Betrachtung ein besonderes Interesse, und ich denke, der akademischen Geburtstagsfeier von Kaiser Wilhelm liegt es nicht ferne, von den im classischen Alterthum gemachten Versuchen der Reichsbildung zu reden.

Machtbildung war ein Gesichtspunkt, welcher dem griechischen Staat ursprünglich fern lag; denn er sollte seiner Idee nach nur die Gemeinschaft sein, innerhalb welcher der Mensch seine volle Entwickelung gewinnen und seinen Lebenszweck verwirklichen könne. Dazu war aber ein gewisses Maß äußerer Selbständigkeit erforderlich. Wurde diese gefährdet, so erwachte das Bedürfniß, der kleinstaatlichen Schwäche durch Vereinigung der Nachbarstädte aufzuhelfen, entweder nur für den einzelnen Fall (wie es in Kreta geschah, das durch seine Meerlage vor Interventionen geschützt war), oder durch dauernde Einrichtungen, welche zum Schutz nationaler Unabhängigkeit die Herstellung größerer Staatskörper erzielten.

Dies war der Fall z. B. bei den Lykiern, die am Ostrande der hellenischen Welt, von barbarischen Völkern rings umgeben, ihre wilde Berg- und Küstenlandschaft so zu organisiren wußten, daß sie einen Staatskörper bildeten mit einem Oberhaupt an der Spitze, unter dem auf regelmäßigen Tagesatzungen die verbündeten Städte ein nach ihrer Volkszahl abgestuftes Stimmrecht übten; eine Einrichtung, in welcher schon Montesquieu die hervorragende Begabung dieses Volks erkannte, das erst vor vierzig Jahren in seinen Wohnsitzen und Kunstwerken neu entdeckt worden ist.

In ähnlicher Lage steter Gefährdung waren die griechischen Colonisten, die am Rande überseeischer Continente Fuß gefaßt hatten, und dann ohne eroberungssüchtig zu sein, um ihre Küstenplätze zu sichern, über ihr Stadtgebiet vorgreifen mußten, um sich des Hinterlandes zu versichern. So sahen sich die Achäer in Unteritalien genöthigt, aus ihren engen Kreisen herauszutreten; sie mußten eine Landschaft erobern, neue Ansiedelungen in das Binnenland vorschieben, den Apennin übersteigen und bis an das tyrrhenische Meer vordringen. So wurden von

Kroton wie von Sybaris kleine Reiche gegründet, und die zahlreichen Silberstücke, nach einem Gewicht mit gleicher Technik geschlagen, zeugen von dem Bestande eines reichsartig geordneten großgriechischen Bundeslandes, welches Städte verschiedener Stämme zu einem Ganzen vereinigte und sich von dem Heraion bei Kroton, dem heiligen Mittelpunkte, bis zum Silaros erstreckte, wo die Säulentempel von Paestum uns noch heute die hellenische Cultur Unteritaliens vor Augen stellen.

Je entfernter die Lage, je größer und volkreicher das Hinterland, um so nothwendiger war die Abrundung und Sicherung des Coloniallandes, wie dies am Rande der Wüste Afrikas, in Gallien und in den Steppen Südrußlands geschehen ist.

Ein keckes Häuflein von Insulanern aus Santorin hatte zwischen Karthago und dem Nillande den günstigsten Stapelplatz erspäht, den breiten Vorsprung zwischen Bengasi und dem Golf von Bomba. Erst lagerten sie schüchtern auf dem vorliegenden Eilande; dann besetzten sie die Uferhöhen, bauten die herrliche Felsenstadt Kyrene, bewahrten ihr Hellenenthum trotz des Zudrangs libyscher Bevölkerung, gründeten an herrschenden Punkten vier Tochterstädte und schufen unter ihren Königen ein Reich, das durch seinen Wohlstand alle Griechenstädte überbot, dem die Nomaden der Wüste Zins zahlten, das seine Ostmarken gegen die Pharaonen siegreich vertheidigte, so daß König Amasis sich glücklich schätzte, mit dem griechischen Küstenreiche wie mit einer ebenbürtigen Großmacht einen günstigen Frieden abzuschließen.

So hat sich auch im fernsten Nordosten der griechischen Welt, wo kein Lorbeer mehr grünt und keine Olive reift, aus kleinen Anfängen unter griechischen Fürstenhäusern das Reich Bosporos entwickelt, das vom Rande der Krim bis in die Niederung hinauf, wo Don und Wolga sich nähern, seine Vorposten vorschob, die Schätze der großen Stromländer so wie des Ural ausbeutete und die Skythen am Kaukasus unterwarf; ein nordisches Griechenreich, das unter zwei Dynastien sich drei Jahrhunderte lang behauptete.

Blicken wir nach dem Westende des Mittelmeerbeckens hinüber, so fesselt unsern Blick die Rhonemündung mit den

Ansiedlern aus Phokaia. Landeinwärts begnügten sie sich, die Handelswege durch Gallien zu bahnen und eroberten kein Reichsland wie die Kyrenäer und Bosporaner, aber sie besiedelten von Massalia aus das Gestade auf beiden Seiten, vom Fuß der Pyrenäen am Rande der Seealpen entlang, gegen Kelten, Punier, Ligurier ihre Stapelplätze und Schiffe sichernd. Die Namen Antibes, Nizza, Monaca, Agde, Ampurias zeugen noch heute von dem Reichsgebiete, welches durch die staunenswerthe Thatkraft der Massalioten einst die schönsten Gestade Spaniens, Frankreichs und Oberitaliens zu einem Griechenlande vereinigte.

Wo Barbaren von Griechen unterworfen wurden, bildete sich ein doppeltes Rechtsverhältniß; so standen die Dynasten der Krim den Skythen als Reichsfürsten, als Könige gegenüber, den Bürgern der Städte aber als Archonten, d. h. als Beamte der Gemeinden. Es konnte aber nicht fehlen, daß bei der Herstellung größerer Staatsverbände auch griechische Gemeinden ihre Selbständigkeit einbüßten. So wurde Phanagoria, die auf asiatischem Ufer gelegene Schwesterstadt, dem pontischen Reiche einverleibt, das gegenüber in Pantikapaion seinen Mittelpunkt hatte, und Anaxilaos von Rhegion überwältigte Messana, um auch hier am sicilischen Sunde ein Bosporosreich herzustellen.

Von allen Colonialländern ist es aber Sicilien selbst, wo die Stadtgebiete minder scharf gesondert waren als im Mutterlande und wo die Schranken derselben von ehrgeizigen Fürsten um so kühner überschritten wurden. Von Stadt zu Stadt sehen wir die Obmacht der Herren von Syrakus unaufhaltsam vorschreiten und ein Reich gründen, das die Großmacht Karthago besiegte und nach dem Flottensiege bei Kyme auch Süditalien zu umfassen bestimmt schien.

Im Mutterlande begannen die Reichsbildungen auch mit Vergewaltigung von Nachbarstaaten, und nach Einverleibung Messeniens hatten die Könige Spartas auch keinen anderen Gedanken, als auf diesem Wege die ganze Halbinsel zu einem Reiche zu einigen.

Aber die Gewaltpolitik mißlang und Sparta sah sich genöthigt in den Weg einzulenken, welcher in Griechenland der

einzige gewesen ist, auf dem in dauerhafter Form die Einigung benachbarter Staaten zu einem Ganzen gelungen ist; das ist die Form der Heerführung oder Hegemonie zu Lande und zu Wasser.

Die continentale Hegemonie beruht wesentlich auf dem Recht des Stärkeren. Dem militärisch organisirten Sparta konnten die Kleinstaaten der Halbinsel die Leitung gemeinsamer Unternehmungen nicht streitig machen. Die Hegemonie zur See, die ungleich schwierigere und für Hellas wichtigere, wurde auf die Ansprüche gegründet, welche eine Mutterstadt an ihre Pflanzorte stellte, die sie aus kleinen Anfängen groß gezogen hatte und deshalb nach dem Rechte der Pietät für immer an sich gekettet glaubte.

Hier hat Korinth den Ruhm, mit seiner Klugheit und Energie bahnbrechend vorgegangen zu sein. Eine Handelsstadt ohne eigenes Territorium, hat es, wie ein altes Venedig, zuerst den Muth gehabt, sich ganz auf die See zu werfen und seine Macht in dem Zusammenhang mit überseeischen Orten zu suchen. Aus dem innersten Winkel des Golfs entspann sich eine Kette wohlgelegener Insel- und Küstenstationen bis in das adriatische Meer hinein. Man suchte die Bevölkerungen der Colonien durch gemeinsame Neugründungen wie zu einem Volke zu verschmelzen. Wasser- und Landstraßen wurden gebahnt, um zu allen Jahreszeiten die Verbindung aufrecht zu erhalten. Die städtische Münze wurde zu einer Reichsmünze, und durch staatskluge Verträge mit den Eingeborenen sicherte man den Wohlstand der Küstenplätze, die, durch drei Breitengrade hin zerstreut, dennoch ein reichsartiges Ganze bildeten.

Korinth hatte das tragische Schicksal, daß es in allen Richtungen seiner Seepolitik von Athen überholt wurde. Athen aber hatte den Vorzug, daß die Cykladen, sein nächstes Seegebiet, eine natürlich geeinigte Gruppe bildeten und sich bei dem Vorgehen der persisch-phönikischen Flottenmacht unter dem attischen Banner bergen mußten. Der attische Seebund war also kein Ergebniß kluger Handelspolitik und nicht etwas künstlich Gemachtes, sondern von Anfang an ein geschichtlich Gewordenes, und es kam nur darauf an, ihn so auszubauen, daß er einen festen, von schwankender Stimmung unabhängigen Bestand gewinne.

Zu diesem Zwecke wurden nach der Bedeutung der Städte ihre Rechte und Pflichten gesetzlich abgemessen; die kleineren ließ man ihre persönlichen Leistungen in Geld abmachen, so daß sie in ihrer Wehrlosigkeit um so fester an Athen gebunden waren. Ihre communale Selbständigkeit wurde so weit beschränkt, daß in Athen alle wichtigeren Rechtssachen entschieden wurden.

So wurde Athen aus einem Vororte, der das Auswärtige leitete, eine regierende Stadt, die Hauptstadt eines Reichs, und um ihre Ansprüche auf Herrschaft zu begründen, wurde mehr und mehr in ihr Alles vereinigt, was das hellenische Volk vor allen Völkern der Erde auszeichnete. Weil es aber der alte Hader der Stämme war, welcher die Bildung größerer Staatsverbände am meisten erschwerte, veranlaßte Perikles neue Stadtgründungen, wo Jonier, Dorier, Achäer einträchtig beisammen wohnen sollten. Den Bundesgenossen aber kaufte er Landgebiete ab, auf denen Athener angesiedelt wurden, die Bürger von Athen blieben und an wichtigen Plätzen, bis zum schwarzen Meere hinauf, die Interessen der Stadt mit Gut und Blut vertraten. So breitete sich Athen auf das Meer aus und die Inseln konnten als überseeische Gaue allmählich mit Attika verwachsen.

Hier sind die Schranken griechischer Stadtpolitik am glänzendsten überwunden. Ein Bund, welcher das vom Meer zerrissene Griechenland staatlich wieder vereinigte, ist zu einem Reich geworden, das dem größten Reiche Asiens siegreich gegenüber stand und ihm die eigenen Küsten abgewann, mit geordneten Reichsfinanzen und Steuerbezirken, mit einem Reichsschatze, einer Reichsflotte, glänzenden Reichsfesten und einer Reichshauptstadt, welche sich durch opferfreudigen Patriotismus wie durch überlegene Bildung und rastlose Energie einen unanfechtbaren Anspruch auf diese Stellung erworben hatte.

Aber, ehe das Reich zusammengewachsen, wurde der Friede gebrochen, dessen es dazu bedurfte, und die Kraft des Mannes erlosch, der die Seele des Ganzen war. Kein Ebenbürtiger folgte. Es war, als ob das Instrument, auf dem ein Meister gespielt, von rohen Händen mißhandelt und zerschlagen würde.

Die berufenen Erben Athens waren die Mächte des Nordens

mit der unverbrauchten Kraft ihrer Fürsten und Völker, so sehr auch Demosthenes eine heilige Verpflichtung hatte, die letzten Ueberreste attischer Macht zur Abwehr König Philipps zu sammeln.

Während aber die letzten Freiheitskämpfe geschlagen wurden, hatte sich schon eine andere Reichsidee entwickelt, eine unpolitische, und auch für diese ist Athen die Keimstätte gewesen.

Hier hatten die hervorragendsten Geister sich von dem zerrütteten Staatswesen abzukehren begonnen, um sich ganz der Erkenntniß zu weihen. Diese konnte aber unmöglich als Sonderbesitz einer Stadt oder einer Nation angesehen werden. Dazu kam, daß der Gegensatz gegen die Barbaren, aus dem die attische Reichsbildung hervorgegangen war, sich allmählich abstumpfte, seitdem man auch persische Jünglinge in der Akademie zu Platons Füßen sitzen sah, und das wahre Hellenenthum, so sagte man jetzt, liegt nicht im Blut; es gehört der Welt; es soll die Völker der Erde durchdringen und zu einem höheren Dasein erwecken. Das war der Gedanke eines idealen Griechenreichs, eines Reichs, das nach Art einer Kirche die unsichtbare Gemeinschaft aller Gesinnungsgenossen umfaßte; die Idee des Hellenismus, welche im Kreise des Isokrates zu Hause war.

Darum waren die Versuche praktischer Reichsbildung nicht aufgegeben; es mußte noch eine, die letzte noch übrige Form erprobt werden, um Macedonien gegenüber eine nationale Staatseinheit herzustellen; es war die Idee der griechischen Stadt in neuer Fassung; es war der Staat, dessen Mitglieder so gut wie Bürger einer Stadt waren, nur daß sie in verschiedenen Stadtringen lebten, der Bundesstaat. Polybios, der Herold dieser letzten denkwürdigen Reichsbildung im achäischen Bunde, war auch einer der Ersten unter den Hellenen, welcher nach dem Maßstabe der Mittelmeervölker einen weltgeschichtlichen Standpunkt einnahm und der aus dem Kreise der Scipionen die Ueberzeugung heimbrachte, daß nur im Anschluß an Rom Wohlfahrt und Heil für Griechenland liege. Dabei tröstete ihn als Patrioten die Zuversicht, daß Rom nicht anders als in der hellenischen Form der Hegemonie regieren werde, und die Ueberzeugung, daß in Rom keine barbarische Macht an die Spitze der Hellenen träte.

Und in der That — wie Rom im Innern seine ersten ausgebildeteren Ordnungen des öffentlichen Rechts griechischem Einfluß verdankte, so hat es auch ganz nach dem Vorgang griechischer Geschichtsentwickelung den ersten Schritt zur Ausbreitung städtischer Macht gethan, indem es durch Verwaltung des Bundestempels auf dem Aventin Vorort von Latium wurde. Dabei hielt es, wie die Städte Griechenlands, bei allem Wechsel äußerer Beziehungen an seinen städtischen Einrichtungen mit Zähigkeit fest. Es erweiterte seinen städtischen Organismus, um die nach und nach zufallenden Theile Italiens in sich aufzunehmen, und wurde also nicht die Hauptstadt der Halbinsel, sondern es blieb die einzige Stadt, der Kern, dem Italien wie eine Landschaft angehängt wurde, indem ihr städtisches Bürgerrecht die Bedingung der vollen Theilnahme an dem Staatsleben bildete. Stadtpolitik blieb also das Maßgebende, und es wurde durch Verschiedenheit der Rechtsverhältnisse wie durch Aussendung von Bürgercolonien, welche den Dienst der attischen Kleruchien leisteten, ängstlich Sorge getragen, das Stadtregiment in Italien sicher zu stellen.

Auch das nicht-italische Land wurde vom römischen Magistrate durch städtische Beamte regiert, und wenn auch der bürgerliche Census als Reichscensus umgestaltet wurde, wenn man auch vom goldenen Meilensteine in Rom die Entfernungen bis an die Grenzen der Weltmonarchie berechnete und für Längen- und Flächenmaße so wie für das Geld eine gewisse Ausgleichung zwischen den Reichsländern herzustellen suchte, wenn endlich auch durch verständige Verwaltungsnormen Ordnung und Sicherheit aufrecht erhalten wurde, so weit das römische Machtgebot reichte: etwas Neues und Ganzes ist doch nie zu Stande gekommen, und gemeinsam war nur die Rücksichtslosigkeit, mit der man in allen eroberten Ländern das Kriegsrecht als dauernden Rechtszustand einführte und den Provinzialboden für die Finanzen der Stadt ausbeutete.

So haben die classischen Völker immer am Bürgerstaate festgehalten. Hier liegt der Kern ihres geschichtlichen Lebens; in der Ausbildung ihres städtischen Wesens, der Kleinkunst der Politik, ruht ihre Meisterschaft, und wenn wir von den städtischen

Einrichtungen der Hellenen so viel besser unterrichtet sind, als uns dies in Bezug auf die Städte des alten Italiens vergönnt ist, so verdanken wir dies dem Eifer des Aristoteles und seiner Schüler, welche nicht müde wurden, den Mikrokosmos hellenischer Stadtrepubliken bis ins Einzelne zu durchforschen, während die kolossalen Feldherrndynastien ihnen kein Interesse abgewannen.

Freilich haben auch die Hellenen, wie wir sahen, draußen wie in der Heimath mit bewundernswürdiger Energie Reichsbildungen ausgeführt. Aber im Auslande war ihre Macht auf Küstensäume beschränkt, welche hie und da um Geld von den Eingeborenen erworben worden waren, wie es auch wohl die Genueser im Mittelalter machten. Solche Herrschaften waren hinfällig, so wie eine binnenländische Macht gegen die Küste vordrang. In der Heimath aber konnten die Schwierigkeiten, welche die Beschaffenheit des Bodens, der cantonale Unabhängigkeitstrieb und die republikanische Verfassung allen Reichsbildungen entgegenstellten, auf die Dauer nicht überwunden werden. Tyrannenpolitik erreichte glänzende Erfolge, aber sie waren gewaltsam und ohne Bestand, wie alles Tyrannenwerk.

Im Orient war das Großkönigthum zu Hause, wie im Westen die Bürgergemeinde, die für auswärtige Politik nicht geeignet ist. Jede Reichsbildung drängt zu einer einheitlichen Spitze. Darum mußten die Väter der Stadt Rom die Verwaltung der überseeischen Länder von sich abzuwälzen suchen, und das Provinzialregiment wurde ein Grundstein der monarchischen Gewalt. Ein Mann wie Perikles war für das attische Küstenreich unentbehrlich. Nach Auflösung desselben war aber der persische Einheitsstaat den Griechen in dem Grade überlegen, daß er, obgleich zu Lande wie zu Wasser überall geschlagen, in sich morsch und zerfallen, dennoch aus dem langen Kampfe zwischen Asien und Europa als Sieger hervorging. Denn hundert Jahre nach dem Tage bei Salamis konnte Artaxerxes Griechenland den Frieden des Antalkidas diktiren.

Der Thron der Achämeniden brach zusammen, aber der Zögling des Aristoteles wurde einfach ihr Nachfolger, und als Cäsars Reichsgold der Welt verkündete, daß Rom die Erbschaft Alexanders angetreten habe, ging die Völkergeschichte unaufhaltsam

in die Geleise des orientalischen Reichswesens über. Die Cäsaren knüpften ihren Stammbaum an asiatische Fürstengeschlechter und dachten schon im Anfang der Monarchie an Verlegung der Hauptstadt vom Tiber an den Hellespont, als wenn orientalischer Boden die unerläßliche Bedingung großer Reichsbildungen wäre, so daß Constantinus nur längst Geplantes ausführte, als er in Byzanz eine neue Siebenhügelstadt aufbaute.

Für das classische Alterthum war das Reich, so zu sagen, das Ende vom Liede. Das römische Weltreich beruhte auf der maßlosen, mechanisch fortschreitenden Erweiterung einer städtischen Machtsphäre, die dem Wesen der Stadt widersprach und ihren Bestand untergrub, indem sie ihr die Kronen der Erde zu Füßen legte. Das Reich ist darum auch nie ein geschlossener Organismus gewesen, sondern ein Haufen eroberter Länder, ein weiter Ring, in dem die Eigenthümlichkeiten der Völker sich abschliffen und die von Kriegen ermattete Welt ausruhte, indem nur hie und da, wie auf einer Brandstätte, die Flammen der Leidenschaften wieder einmal ausschlugen.

Mit der Verheißung des Friedens hatte Alexander die Hellenen zum Eintritt in sein Reich eingeladen; als Friedensfürsten ließ sich Octavian von seinen Dichtern und Künstlern am liebsten feiern, und wenn das Zeitalter der Antonine noch von Gibbon als die Vollendung der alten Welt angesehen werden konnte, so war es die Wohlthat eines längeren Weltfriedens, welche über den Mangel an innerem Leben täuschte. Weil aber die eigentliche Lebenskraft der classischen Völker erloschen war, drang das orientalische Wesen, von dem man sich auf immer frei gemacht zu haben glaubte, mit dem Reiche aller Orten wieder ein, wie eine langsam steigende Meerfluth durch zerrissene Dämme. In Kasten und erblichen Corporationen erstarrte allmählich das gesellige Leben; die Gottesdienste, welche mit den Einzelstaaten eng verwachsen gewesen waren, lösten sich in orientalischen Pantheismus auf; die Weltbeherrscher, welche noch Namen und Insignien republikanischer Aemter trugen, ließen sich wie Götter huldigen und sonderten sich durch ein steifes Hofceremoniell von den andern Sterblichen. Die Kunst kehrte zu dem gedanken-

losen Putzstil des Morgenlandes zurück; das öffentliche Leben ging in einem hierarchischen Aemtersysteme unter und der launenhafte Wille eines Despoten hielt die Satrapien des römischen Reichs nothdürftig zusammen, bis mächtigere Völker an den Grenzen erschienen, die sich nicht wie die Völker alter Geschichte in das Reichsband einfügen ließen.

Die Germanen haben nicht, wie Griechen und Italiker, ihr politisches Vermögen in städtischen Verfassungen erschöpft. Mit frischer Kraft haben sie als Stämme und Stammgruppen Staaten geschaffen, welche in fürstlichen Geschlechtern vertreten waren, denen freie Wehrmänner in Treugelöbniß sich verbanden.

Aus germanischer Vorzeit ist in unserm Volk das Bedürfniß geblieben, sich um ein gemeinsames Oberhaupt zu schaaren und durch die Liebe zu ihm dem äußeren Zusammenhang ein inneres Band, dem politischen Verhältniß sittliche Wärme und Weihe zu geben.

Lange Zeit ist dies Bedürfniß für uns eine unbefriedigte Sehnsucht geblieben, ein banges Harren und Ausschauen, während in Sonderbildungen die Einheit verloren ging und die getrennten Stämme in eifersüchtiger Spannung sich gegenüber saßen.

Endlich sind im heiligen Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes die spröden Erze geschmolzen, und das Reich, das von den Vätern ersehnte, ist uns gegeben. Es ist kein Werk des Ehrgeizes und der Herrschsucht; auch nicht das Ergebniß zufälliger Zeitverhältnisse, sondern unter freier Zustimmung von Fürsten und Stämmen auf nationalem Boden mit geschichtlicher Nothwendigkeit erwachsen, nicht der Abschluß politischer Entwickelungen, ein Friedhof müder Völker wie es im Alterthum der Fall war, sondern der Anfang einer neuen Volksgeschichte und der Grundstein einer so Gott will segensreichen Zukunft.

Die Stadtrepubliken des Alterthums sind an ihrer Isolirung zu Grunde gegangen; ihre Bürgerschaften waren wie große Familien, deren Mitglieder sich immer von Neuem unter einander verbanden; es fehlte der Blutumlauf eines großen Organismus, es fehlte die Ergänzung der Kraft aus einem größeren Ganzen. Stadt und Reich, die beiden Pole des antiken Staatslebens, sind

keine Gegensätze mehr wie im Alterthum, wo doch auch die freien Reichsstädte des hellenistischen Orients und des Römerreichs demselben Eigenwillen, der das Ganze beherrschte, willenlos unterworfen waren, und wo mit dem Begriff des Großstaates der einer öden Monotonie unauflöslich verbunden war. Unser Reich hegt und pflegt die ganze Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens in den Stämmen und Städten des Vaterlandes, weil der Widerspruch zwischen Monarchie und Selbstverwaltung, Fürstenstaat und Bürgerstaat glücklich überwunden ist.

Wir können also mit gutem Recht uns das Wort des Tacitus aneignen: Nicht Alles ist bei den Alten besser; auch unsere Zeit hat zu Stande gebracht, was kommenden Geschlechtern ein Vorbild sein kann.

Der Dank dafür gebührt unserm Kaiser. Er hat sein Herrscherthum von Anfang an als ein Amt angesehen, dessen hohe Pflichten volle Selbstverleugnung verlangen. Dieser Gesinnung treu, welche das Haus der Hohenzollern vom Markgrafenthum zum Kaiserthron geführt hat, ist er durch alle Anfechtungen, Mühen und Gefahren mit dem Heldenmuth eines reinen Gewissens fest und sicher seinem Volke den Weg vorangegangen, der zum Ziele geführt hat, für alle Zeiten ein lebendiges Zeugniß, daß Gott es dem Aufrichtigen gelingen läßt, ein Vater des Vaterlandes, wie kein Fürst neben ihm mit gleichem Rechte genannt werden kann, der in anspruchsloser Pflichttreue so Großes vollendet hat, wie unter allen Generationen, die über diese Erde hingeschritten sind, nur wenige erlebt haben.

Ein Reich aber ist nicht Eines Mannes Werk und ist mit Errichtung des Kaiserthrons nicht vollendet. Nach innen wie nach außen muß es mit Arbeit und Kampf aufrecht erhalten werden. Unsern Dank gegen Kaiser Wilhelm können wir also nicht anders aussprechen als indem wir das Gelöbniß leisten, zu seinem Werke auch in Noth und Gefahr treu zu stehen und in dieser Gesinnung, so viel an uns ist, das heranwachsende Geschlecht der deutschen Jugend zu erziehen.

XVI.

Zum Gedächtniß an Karl Otfried Müller.

a.

Seine letzten Lebenstage.

Athen, den 4. August 1840.

Sie wissen, wie glücklich wir unsere peloponnesische Reise zurückgelegt hatten, über deren Erfolge im römischen Bullettino und in Schorns Kunstblatt*) einige Mittheilungen gemacht worden sind. Darauf ruhten wir zehn Tage in Athen; aber für Müller waren diese Rasttage gerade Tage der angestrengtesten Arbeitsamkeit: die neuen Ausgrabungen auf der Akropolis, welche während seiner Anwesenheit reichlicher als je zuvor ihren Schooß aufgethan hat, die Topographie der Unterstadt nahmen alle seine Kräfte in Anspruch; in den beiden letzten Tagen vor der Abreise copirte er den großen Schaubertschen Stadtplan von Alt- und Neu-Athen, und war durch des Arztes ernstliche und wahrhaft prophetische Warnungen nicht zu bewegen, bei der schnell steigenden Hitze den Tag zwischen Ruhe und Arbeit zu theilen. — Am letzten Junius N. St. verließen wir Athen, diesmal, da Hausmann fehlte, nur wir vier an der Zahl mit fünf Pferden. Gleich an diesem ersten Reisetage, da wir um den östlichen Fuß des Pentelikon nach Marathon ritten, klagte er über Erschöpfung, und auf der ganzen rumeliotischen Reise hatte er nicht die Frische

*) Ad. Schölls Brief aus Athen steht im Kunstbl. 1840 Nr. 71 fgg.

und Unermüdlichkeit, die im Peloponnes uns in Erstaunen gesetzt hatte. Doch erfrischte ihn die Reise in ihrem Fortgange; besonders erfreute ihn die Untersuchung von Rhamnus, wo sein Freund, Mr. Finlay, uns begleitete, das schöne Relief in Oropos, und von dort der anmuthige Weg durch das Asoposthal über Tanagra nach Theben, wo wir den 5. Juli rasteten. Von der Kadmea wandten wir uns zum kopaischen See, seinem alten Lieblinge, wie er sagte; wir besuchten die Katabothren und die Felsenschachte, denen wir bis zum Ausbruche des unterirdischen Seeabflusses folgten, wählten jedoch unsere Nachtquartiere immer auf höheren, entlegneren Punkten, ein einziges Mal ausgenommen, wo wir in der Nähe von Orchomenos ziemlich nahe dem Sumpfe schlafen mußten. In der Minyerstadt, deren uralten Ruhm er wieder aus dem Schutt der Geschichte hervorgezogen hat, war er munter und thätig: es war eine Freude ihn zu sehen, wie er vor dem Schatzhause des Minyas stand, und mit welcher Meisterschaft er aus den drei Thorsteinen uns das ganze Gebäude des Thesauros construirte, und aus dem Thesauros wieder und seiner beherrschenden Lage gegen die kopaische Niederung die Blüthe des alten Orchomenos. — Ich kann es kaum den Aerzten glauben, welche in dieser in der Nähe des Sumpfes verbrachten Nacht den Ursprung eines versteckten Sumpffiebers suchen. Von da gingen wir wieder in die Gebirgsgegenden, das nördliche Phokis durchschneidend, über Abai und Hyampolis, durch den Paß von Elatea nach den Thermopylen, hielten uns diesseits des Sperchеios und stiegen dann über das Octagebirge in die dorische Tetrapolis hinunter. Müller war freilich immer etwas abgespannt im Vergleich mit der früheren Reise und überließ es uns zuweilen, schwierigere Punkte allein zu besteigen, doch freute ich mich eher darüber, indem ich darin eine weise Vorsicht zu erkennen glaubte, zu der ich ihn so oft vergebens aufgefordert hatte.

Ueber den Paß von Gravia gingen wir nach Salona und von hier nach kurzem Aufenthalt nach Delphi. Hier hatten wir ein ganz erträgliches Zimmer und freundliche Bewirthung; es war Müllers Plan, acht Tage zu verweilen, und er begann mit

aller Energie an die Ausführung seiner Grabungspläne zu gehen, die auch in den ersten Tagen auf das Glücklichste vorwärts gingen. Bei ungefähr vier Fuß Tiefe fanden wir im Tempelbezirk die merkwürdigsten Spuren alter Souterrains, und zugleich ließ Müller eine Polygonalmauer, den Unterbau der Tempelterrasse, freilegen, worauf sich gegen 60 alte Inschriften, größtentheils sehr lesbar, fanden. Diese ersten Tage des delphischen Aufenthalts mit ihren reichen, überaus glücklichen Erfolgen, waren die letzten hellen Tage seines Lebens; er ließ die ganze Mauer in ihrer Steinfügung von Neise zeichnen, die einzelnen Steine und Inschriften wurden numerirt und registrirt, und wir drei begaben uns jetzt ans Werk, diese noch ganz unbekannten Steinschriften zu entziffern und niederzuschreiben. Abends wurde das Geschriebene verglichen und besprochen, die Lücken ergänzt, und das Zweifelhafte zu einer neuen Besichtigung der Urschrift angestrichen. So arbeiteten wir ein paar Tage fort; aber trotz der kühleren Bergluft fühlten wir uns alle nicht recht wohl, Schöll bekam sein Fieber wieder, Müller und Neise fühlten sich matt, und auch ich war von Kolik geplagt. — Am Sonntag (19. Juli) machten wir einen Ausflug nach Krissa; dort zeichnete Müller das schöne Relief, das durch Stackelberg zuerst bekannt geworden, einen sitzenden Kampfrichter darstellend, und ganz besonders nahm der alte krissäische Altar mit seiner Inschrift, einem der ältesten uns bekannten griechischen Schriftdenkmäler (C. Inscr. Gr. Nr. 1) sein höchstes Interesse in Anspruch. Er glaubte, daß der Altar ursprünglich drei Escharen hatte und drei Gottheiten in drei Hexametern geweiht war; und er sprach mit Wärme den Gedanken aus, über diesen Altar und zugleich über Krissa und Kirrha (von deren Verschiedenheit er sich hier überzeugen mußte) bald eine besondere Abhandlung zu schreiben. In diesen Tagen wurde er auch durch eine Briefsendung aus Göttingen aufs Innigste erfreut; er las mir noch u. A. einen Brief seines Töchterchens vor. — In der folgenden Woche setzten wir unsere Arbeiten munter fort, Jeder an seinem Theile thätig. Die Ausgrabung der Mauer war bis zur Ecke vorgerückt; der Eckstein selbst war im Graben liegend gefunden, und bei gänzlichem

Mangel an Hebeinstrumenten nicht gut fortzuschaffen. Müller hatte interessante Anfänge auf diesem Steine gefunden, und ließ es sich nicht ausreden, selbst ihn ganz zu copiren; zu diesem Zwecke mußte er lange in der unbequemsten, gebückten oder liegenden Stellung schreiben. Ich erbot mich drei-, viermal, ihn abzulösen, aber er wollte nicht, und vollendete auch die Abschrift, fühlte sich aber gleich darauf so erschöpft, daß mir damals zuerst um ihn bange wurde. Nachdem er den ganzen Tag geruht hatte — es war der 21. oder 22. — kam er den folgenden Tag wieder zu den Inschriften; ich blieb ihm zur Seite, und bemerkte bald, daß ihm nach den ersten Leseversuchen schwindlig wurde, so daß ihm sein Buch aus den zitternden Händen fiel. Von der Zeit an gab er das Schreiben ganz auf, bat mich, einzelne Stellen auf den Steinen noch zu vergleichen, und überließ es nun Dr. Schöll und mir, den Rest zu copiren. Damals machte ich den Vorschlag, gleich von Galaxidhi aus uns nach Athen einzuschiffen; aber leider verwarf er dies entschieden. Da er kein Fieber hatte und gut und viel schlief, so beruhigte ich mich wieder über seinen Zustand und trug kein Bedenken, bei unserm Aufbruch von Delphi (am 24.) statt des mir wohl bekannten Wegs über Daulis und Chäronea den andern über Stiris und Ambryssos einzuschlagen.

Am Sonnabend traf ich wieder mit meinen Begleitern in Livadia zusammen; hier erst, wo wir den Sonntag rasteten, ließ sich Müller bereden, den beschwerlichen Weg quer über den Helikon aufzugeben. In der Schiste machte er noch einen bedeutenden Weg zu Fuß, und glaubte sich nach der Entfernung von Delphi, wo allerdings in diesem Jahre eine ungesunde Atmosphäre war, gebessert. Freilich nahm die Schwäche wieder zu, aber er behauptete nur Ruhe und Schatten zu bedürfen, er kenne dergleichen Zustände an sich als vorübergehend, und lehnte die Hilfe eines geschickten Arztes in Livadia ab. Das war eben das Verhängnißvolle bei der Krankheit, daß sie sich so lange im innersten Marke des Lebens versteckt hielt und nicht früher in solchen Symptomen sich kund gab, welche ein entschiedenes Eingreifen unabweislich verlangt hätten; es war kein Fieber da,

kein Schmerz, nur Mattigkeit. So verließen wir Lebadeia am 27., den letzten Ort vor Athen, wo einigermaßen Pflege und ärztliche Hilfe zu finden war. Wir zogen nach Haliartos. Es war ein schrecklich heißer Tag, der Weg führt im Sumpfthale des kopaischen Sees; wir mußten langsam reiten, und langten erst bei starker Hitze am ersten schattigen Obdach an. Obgleich Müller aufs Aeußerste erschöpft war, konnten wir doch unmöglich an dem ungesunden Orte die Nacht bleiben, und ritten in später Abendstunde nach Thespiä. Hier stellten sich ängstlichere Anzeichen ein, bei stets wachsender Schwäche periodische Unbesinnlichkeit, doch wollte er am folgenden Tage noch das dortige kleine Museum besuchen, und wir ritten noch auf den benachbarten Hügeln zu den Reliefs. Hier schrieb er über die Marmorbilder noch schöne geistvolle Bemerkungen in sein Tagebuch nieder in festen, sicheren Zügen; hier besprachen wir noch zusammen die Landschaft am Helikon, die sich dort ausbreitet; doch merkte ich wohl, wie schwach sein Kopf sein mußte, da er nicht mehr auf die topographischen Fragen näher einzugehen vermochte. Schöll und ich brachten den Tag in den thespischen Ruinen zu; den Abend brachen wir nach Platää auf, denn es blieb uns jetzt nichts Anderes übrig, als so schnell es die Umstände erlaubten, in bestmöglich vertheilten Tagereisen Athen zuzueilen. Es wurde ihm schon so schwer, sich auf dem Pferde zu halten, daß immer zwei neben ihm gehen mußten. So wie wir im Chan angelangt waren, fiel er in einer Art von Betäubung nieder, so daß wir ihn auf sein Lager tragen mußten. Nachts stand er auf, von innerer Unruhe gepeinigt; an seinen Antworten merkte ich schon, daß er fortwährend in bewußtloser Betäubung war, ich hatte viel Angst und Mühe, ihn zu beruhigen. Wir hatten noch drittehalb Stunden bis Kasa, dem Passe von Eleutherä, um auf die neue Kunststraße zu gelangen, welche Athen und Theben verbindet; dorthin brachen wir in aller Frühe des folgenden Tages (Mittwochs) auf. Er stieg noch selbst zu Pferde, wurde aber bald so ohnmächtig und bewußtlos, daß wir ihn fast immer auf den Armen tragen mußten. Denken Sie sich unsere furchtbare Angst, wie wir mit dem Todtkranken, in den wüsten Gegenden

des Kithäron, uns von aller menschlichen Hilfe verlassen sahen. Von unsern Agogiaten waren auch zwei erkrankt, und einer, der beste von ihnen, nach Athen vorangeschickt. Um acht Uhr kamen wir endlich in Kasa an, wo wir bei der griechischen Gensdarmerie und den bairischen Soldaten, die dort ein Lager haben, sehr freundliche Hilfeleistung, aber weder Arzt noch Wagen fanden. Ich schickte also auf der Stelle einen berittenen Boten nach Athen, mit Briefen an den Leibarzt Röser, damit er selbst oder ein anderer Arzt kommen möge, und an den Moirarchen der Gensdarmerie, um einen vierspännigen Wagen zu erhalten. Wir wußten inzwischen dem Kranken nichts Besseres zu thun, als kalte Umschläge um seinen Kopf zu legen, was der Arzt später auch sehr billigte. Die ersten Stunden in Kasa waren sehr angstvoll, da er sich immer von seinem Lager aufraffte, und in dunklen unbestimmten Phantasien fort wollte; auf meine Frage wohin, antwortete er mehrmals: er sehe eine Inschrift, zu welcher er gehen müßte. Gegen Abend wurde er viel ruhiger; wir gaben ihm etwas warme Suppe, die ihn stärkte, und Limonade; sein Puls ging voll, aber nicht fieberhaft, die Umschläge wurden gar nicht warm an seinem Kopfe. In der Nacht schlummerte er so sanft, daß er Morgens erquickt und ganz besinnlich erwachte; er besprach mit uns den letzten Weg, dessen er sich bis Thespiä erinnerte, äußerte sein Bedauern, von Platää nichts gesehen zu haben, und machte uns Vorwürfe, daß wir seinetwegen unsere Reiserouten verändert hätten, u. s. w. Er nahm wieder seine Uhr und Boussole zu sich — ich muß gestehen, ich gab mich ganz der freudigen Meinung hin, daß sein Zustand nur eine Folge der Reisestrapazen sei, und bei fortdauernder Ruhe vorüber gehen würde. Gleich nach Sonnenaufgang meldeten die Gensdarmen, daß der Wagen von Athen sich zeige; ich eilte ihm entgegen und fand den edlen unvergleichlichen Dr. Röser darin, dem der König, sobald meine Briefe angekommen waren, Urlaub für die Reise und den bequemsten der königlichen Wagen gegeben hatte. Röser stellte sich, um Müller nicht zu beunruhigen, als wenn er zufällig des Weges gekommen wäre; er hatte eine Menge kühlender Erfrischungen bei sich, die dem

Kranken wohl thaten, und uns befreite seine Ankunft aus unserer schrecklichen angstvollen Rathlosigkeit. Freilich erklärte Röser den Zustand für sehr bedenklich, er erkannte darin den Anfang eines nervösen Gallenfiebers; aber wie hätten wir nicht hoffen sollen, daß der Kranke jetzt unter den Händen geschickter Aerzte glücklich die Gefahr bestehen sollte! Röser erklärte, daß er noch denselben Tag nach Athen geschafft werden müsse, Schöll und ich gingen daher zu Pferde voran, um dort Einrichtungen zu treffen. Wir verließen Müller bei klarem Bewußtsein, und kamen gegen Abend (Donnerstag den 30.) in Athen an. Des andern Tags früh ging ich in Müllers Wohnung, wo Röser Nachts um Zwei mit dem Kranken und seinem gleichfalls fieberkranken Maler, Herrn Neise, angekommen war. Dort fand ich schon vier Aerzte am Bette Müllers versammelt; sein Zustand gab wenig Hoffnung. Bald nachdem er uns in Kasa noch freundlich verabschiedet hatte, war ein starker Paroxysmus mit Ohnmacht eingetreten; in gänzlicher Bewußtlosigkeit war er nach Athen gekommen, und der Arzt hatte schon während der Fahrt sein Verscheiden gefürchtet. Seitdem hat sich sein Geist nicht wieder zu klarem Bewußtsein durcharbeiten können, heftige Paroxysmen wechselten mit todesähnlicher Ermattung. Die einzige Hoffnung der Aerzte beruhte noch darauf, durch starke Chinindosen das Fieber zu brechen, das versteckt und bösartig an ihm zehrte, aber es war vergeblich. Am Sonnabend trat ein neuer Paroxysmus ein, und in der darauf folgenden Ermattung entschlief er Nachmittags 10 Minuten vor 4 Uhr, sanft und ohne Todeskampf, im 43. Jahre seines Lebens. Schöll und ich (der Maler, noch immer krank, durfte gar nicht einmal den Tod wissen) standen an seinem Todtenbette, und auf uns sank die ganze Wucht des Schlages ungetheilt. Wir hatten jetzt das traurige Geschäft, für das Begräbniß und die Hinterlassenschaft zu sorgen, doch danke ich dem Himmel, daß ich durch diese Geschäftigkeit den schrecklichen Gedanken gewaltsam entrissen wurde. Wir zeigten zunächst der Universität den Todesfall an; diese ließ uns alsbald nach Sitzung des akademischen Senats wissen, daß sie die Bestattung übernehme, und zugleich die Verpflichtung, ihm ein würdiges Monument zu er-

richten. Zum Platze des Grabes hatte man den Hügel oberhalb der Akademie des Platon ausersehen, wo der Verstorbene umgeben von den erhabensten Erinnerungen des Alterthums ruhen sollte. Man fragte uns, als die nächsten Angehörigen des seligen Müller, ob wir damit einverstanden wären. Wir hatten natürlich diesem ehrenvollen Beschlusse nichts entgegenzustellen, und hoffen, daß auch die Hinterbliebenen sich gern das Grab auf jenem Hügel denken, der sich sanft aus der schönen Ebene erhebt, nach der einen Seite die Olivengärten der alten Akademie, nach der andern ungehindert Athen und seine Häfen überschaut. — Der englische Consul übernahm die Sorge für die Hinterlassenschaft.*) Die Section am Sonntag Mittag erwies, daß das Gehirn des Verstorbenen in gänzlicher Zerrüttung war, welche nur die Folge eines langen, schädlichen Eindrucks der Sonnenstrahlen, zugleich mit übermäßiger Anstrengung des Geistes und vielfachen Reisestrapazen sein konnte; das weiße und graue Hirn gänzlich gesondert, Milz und Galle gleichfalls vom Fieber in hohem Grade angegriffen. Sonntag den 2. August, um halb 7 Uhr Abends versammelte sich am Hôtel français in der Athenastraße das Geleite, durch französische und griechische gedruckte Einladungen beschieden. Die Theilnahme war ungemein groß, der Zug unabsehlich; vom diplomatischen Corps an und den ersten königlichen Beamten bis zu den unteren Classen der fränkischen und griechischen Bevölkerung Athens. Studenten trugen den Sarg auf den Wagen, die vier Dekane der Universität hielten die vier Ecken des Bahrtuches: Militärmusik begleitete den Trauerzug. Wie die Sonne hinter dem Korydalos unterging, sank der Sarg in das Felsengrab hinunter; der Prediger Lüth hielt eine deutsche, der treffliche Prof. Philippos Joannu eine griechische Rede, und dann rollten die attischen Erdschollen auf den Sarg des unvergeßlichen Mannes hinunter. Die Masse verlor sich; Schöll und ich kehrten spät in stiller, klarer Mondnacht vom Grabe heim.

*) Man weiß aus Müllers Briefen, daß der Gesandte einer deutschen Macht sich früher die Ehre versagt hatte, Müller bei Hofe vorzustellen, weil derselbe aus keinem zum Zollverein gehörigen Staate gekommen sei. Anm. des Empfängers.

Von den Arbeiten, zu denen Müller zunächst nach seiner Heimkehr schreiten wollte, nenne ich zuerst eine Reihe von Abhandlungen über die attische Bundesgenossenschaft, wozu er eine Menge unbenutzter Quellen, namentlich viele Bruchstücke von Tributinschriften, zuerst zusammengestellt und abgeschrieben hat. Zweitens beabsichtigte er eine Sammlung von Monumenti inediti nach den Reiseschen Zeichnungen, und sprach sich wohl darüber aus, wie er diesen Stoff so ordnen wolle, daß das Gleichartige aus Griechenland, Italien und Sicilien zusammengestellt würde. Ueber Delphi konnte man natürlich auch etwas von ihm erwarten, zunächst in Entgegnung von Thiersch. Auch seine schönen Arbeiten über das athenische Forum sind unbeendet geblieben, so daß es auch nicht einmal zu der mündlichen Auseinandersetzung mit Dr. Roß gekommen ist. Hier wie überall sucht man vergebens nach dem, der das Angefangene fortsetzen könnte, der so ausgerüstet an Geist und Wissen, wie dieser, an die Geschichte des griechischen Volkes gehen könnte.

---

b.

Worte, am 19. Juli 1880 gesprochen bei Enthüllung von Müllers Standbild in der Vorhalle des Berliner Museums.

Die ionische Halle, in der wir uns heute versammelt haben, ist nicht nur bestimmt, den Charakter des Gebäudes zu kennzeichnen und wie ein Gruß hellenischer Kunst die Besuchenden zu empfangen, sie ist auch eine Ehrenhalle für solche Männer, welche sich als Meister der Kunst oder als Forscher und Lehrer der Kunstwissenschaft ein unvergängliches Gedächtniß im Vaterlande gestiftet haben. Allmählich füllt sich die Reihe, und heute stehen wir vor dem Marmorbilde Karl Otfried Müllers, bei dessen Aufrichtung mir, seinem Schüler und dem Gefährten seiner letzten Reisen, der Auftrag geworden ist, einige Worte der Weihe zu sagen.

Karl Otfried Müller ist nur vorübergehend bei uns ansässig gewesen, und die beiden Versuche, welche gemacht wurden, den

bewährten Mann als Lehrer der alten Geschichte und dann an Hirts Stelle für Kunstwissenschaft nach Berlin zu ziehen, sind nicht gelungen. Nur zwei Jünglingsjahre hat er hier verlebt, aber diese Jahre sind die entscheidende Epoche seines Lebens gewesen, und keiner hat, was die junge Hochschule an Anregung bieten konnte, lebendiger, kräftiger, glücklicher sich angeeignet als Müller. Im Verkehr mit Buttmann, Solger, Schleiermacher, ist er hier geistig mündig geworden; vor allen aber war es Böckh, dessen großartige Betrachtung des Alterthums ihn fesselte und ihm die Bahn anwies, für welche seine Gaben ihn bestimmten. Durch Böckhs Forschung hat das von Fr. A. Wolf aufgestellte Programm der Alterthumswissenschaft erst Inhalt und Leben gewonnen; es galt, Geschichte und Philologie von Neuem mit einander zu verschmelzen und das Leben der alten Völker als ein Ganzes aufzufassen. So mannigfaltig wie das Menschenleben ist also auch die Aufgabe der Wissenschaft, und jeder kann sich seiner persönlichen Begabung gemäß an ihrer Förderung betheiligen.

Was Müller zu Böckhs Forschung als das ihm Eigene hinzubrachte, war insbesondere das Bedürfniß der Anschauung.

So stellt er sich schon am Anfang seiner ersten Schrift, der Aeginetica, in Gedanken auf den Abhang des Lykabettos bei Athen, um den saronischen Golf zu überblicken, dessen Mittelpunkt einst Aegina war. Dasselbe Bedürfniß veranlaßte ihn, das griechische Volksleben mit Vorliebe in den Formen aufzusuchen, welche es in den einzelnen Stämmen und Stadtgemeinden angenommen hat. Dadurch kam ein ganz neues Leben in die griechische Geschichte, ähnlich wie die deutsche Geschichte neu belebt wurde, als man seit Justus Möser an die Stadtgeschichte ging.

Das Streben nach Anschauung des Alterthums führte ihn endlich zu den Bauwerken und Bildwerken des Alterthums, denen er sich erst zuwandte, als er in Böckhs Schule zum Philologen gereift war. Charakteristisch ist an Otfried Müller die seltene Vereinigung unermüdlicher Arbeitsamkeit und einer Frische des Geistes, welche die Schönheit des Alterthums mit poetischem Sinne auffaßte und in edler Form zum Ausdruck brachte.

Man staunt über die Vielseitigkeit seiner Thätigkeit, die er als Vertreter der Alterthumswissenschaft in Göttingen entfaltete, wenn man außer seiner Geschichte der hellenischen Stämme und Städte an die „Etrusker" denkt, die nach fünfzig Jahren zum zweiten Male herausgegeben sind, an die Archäologie der Kunst, an die griechische Literaturgeschichte, die unzählig Vielen eine reiche Quelle der Belehrung und Erhebung geworden ist, an die Eumeniden des Aeschylos, mit den Abhandlungen, welche für die der Tragödie zu Grunde liegenden Ideen, so wie für die alten Bühneneinrichtungen von eingreifender Bedeutung gewesen sind. Die mythologische Forschung befruchtete er durch seine historischen Gesichtspunkte. In die Alterthümer des römischen Rechts griff er durch seine Ausgaben des Festus und Varro ein. Auch was die Sprachvergleichung betrifft, war er einer der ersten Philologen, welche ihre Bedeutung für alte Geschichte anerkannten, und die zahllosen kleinen Aufsätze geben ein bewunderungswürdiges Zeugniß davon, wie er allen Forschungen auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft mit unermüdlichem Eifer folgte.

Böckh hatte seine Freude an dieser glänzenden Entfaltung von Kraft und Talent, worin er die fruchtbare Ergänzung seiner Wirksamkeit erblickte. „Otfried Müller", schrieb er neun Jahre, nachdem Müller nach Göttingen gekommen war, in seiner Abhandlung über die Logisten — „ich spreche es aus mit dem innigsten Gefühle der Wahrheit — mit den schönsten und edelsten Kräften des Geistes und Gemüths und, noch jung, mit umfassender Gelehrsamkeit ausgestattet, wird mich, den er als seinen Lehrer anerkennt, weit hinter sich zurücklassen."

Bei dieser großartigen Thätigkeit, welche er als Vertreter der gesamten Alterthumswissenschaft entfaltete, trat die Kunstgeschichte mehr und mehr in den Vordergrund, und noch heute giebt es unter den Lehrern an deutschen Hochschulen und Gymnasien viele, welche die Liebe zur Antike in den Stunden eingesogen haben, da Otfried Müller, von den Abgüssen der Elgin marbles umgeben, in den hochgewölbten Räumen der Göttinger Bibliothek seine Zuhörer um sich sammelte. Von diesen Vorträgen ist ein Strom geistigen Lebens in das deutsche Land

ausgegangen, der von einer Generation zur andern wirkt. Er war der erste Hellenist, der mit durchgreifendem Erfolge die Lehre von der alten Kunst in den Kreis der Alterthumsstudien einführte und sie als einen unentbehrlichen Theil deutscher Humanitätsstudien geltend machte.

Keine Forschung ist mehr als die Denkmälerforschung der Gefahr ausgesetzt, sich in das Einzelne zu verlieren. Darum ist es ein unvergängliches Verdienst Müllers, daß er die von Winckelmann begründete Kunstgeschichte mit der Kunstmythologie und der Kenntniß der antiken Technik zu einem wissenschaftlichen Ganzen verbunden und mit seinem organisatorischen Talent in der „Archäologie der Kunst" ein Werk zu Stande brachte, das fertig vorlag, ehe man an die Ausführbarkeit gedacht hatte, ein Werk, mit sicherer Hand gegliedert, reich an Stoff und anregenden Gedanken, ein Werk, das noch heute unentbehrlich und unübertroffen ist, obgleich kein Zweig historischer Wissenschaft sich in den letzten Decennien reicher entwickelt hat.

In Verbindung mit seinem Freunde Oesterley begründete er die erste wissenschaftlich geordnete Sammlung ausgewählter Denkmäler aller Kunstgattungen, um das zur Anschauung Unentbehrlichste übersichtlich zu vereinigen.

Aber auch die einzelnen Gebiete hat er mit eindringender Forschung bearbeitet, die Kunst der homerischen Zeit, die schöpferische Thätigkeit des Phidias, das Problem der etruskischen Vasenfunde, die Kunst der Diadochenzeit, die er an den Alterthümern von Antiocheia anschaulich machte. Er hat die wichtigsten Gottesdienste in Bezug auf den örtlichen Cultus und Tempelbau gründlich durchforschen gelehrt, indem er immer von dem Einzelnen auf das Ganze hinwies; auch zu einer wissenschaftlichen Topographie der alten Länder und Städte, namentlich zu einer Baugeschichte von Athen, hat er den Grund gelegt.

Kein Hellenist war durch seine Studien einheimischer auf classischem Boden als Otfried Müller. Um so mehr fühlte er das Bedürfniß, Hellas, das, als Böckh seine Inschriften sammelte, noch wie eine unerreichbare Ferne erschien, mit leiblichem Auge zu sehen. Im Vollgefühl seiner körperlichen Spannkraft,

welche ihm nie versagt hatte, wollte er von keiner Schonung wissen. „Phöbos Apollon ist mein Freund", sagte er in jugendlichem Uebermuth. In den Gräben, die er um den delphischen Tempel gezogen hatte, um die Steininschriften frei zu legen, sank er, von der Julisonne getroffen, zuerst krank zu Boden, und ehe man im Vaterlande eine Ahnung hatte, mußten wir den theuren Mann am 1. August 1840 in das Felsgrab des Kolonos senken, desselben Hügels, den er in seinen Vorträgen an die Tafel zeichnete, wenn er uns die Lage der Akademie, die Heimath des Sophokles und die Sage von dem seligen Abscheiden des Oedipus anschaulich machen wollte.

Er ist wie ein Märtyrer gefallen in seiner geistigen Heimath, wie ein Held auf seinem Schilde, mitten in der selbstvergessenen Erfüllung seines Berufs und in der Vorbereitung größerer, reiferer Arbeiten, ehe eine Schwäche des Alters ihm genaht war, in voller Lebensfrische, in der schwunghaften Beweglichkeit des Körpers und Geistes, wie ihn das schöne Standbild uns vor Augen stellt.

Unermeßlich ist seit Müllers Tode der Stoff der Denkmälerkunde angewachsen und hat wie eine steigende Fluth die Gehege überschritten, innerhalb deren er unser Wissen einzuordnen suchte. Nach allen Seiten ist der Gesichtskreis erweitert; auf seiner letzten Reise erhielt er die erste Kunde von Fellows Entdeckungen in Lycien; es folgten die Entdeckungen in Ninive, und wir erkennen jetzt die Unmöglichkeit, die Anfänge hellenischer Kunst so abzusondern, wie es seiner Gemüthsrichtung entsprach.

Was aber der hellenischen Kunst ihr nationales Gepräge giebt, hat er mit feinem Sinn und tiefem Verständniß erkannt. Er hat die von Lessing und Winckelmann begründete und unter seinen Zeitgenossen, namentlich von Eduard Gerhard mächtig geförderte Wissenschaft methodisch geordnet und ihr die Form gegeben, in welcher sie nun einen unentbehrlichen Zweig der geschichtlichen Alterthumswissenschaft bildet.

Wohl wird es von Jahr zu Jahr schwieriger, die Masse des Stoffs so zu beherrschen, daß der Ueberblick und Zusammenhang des Ganzen festgehalten wird. Und doch ist diese Be-

dingung unerläßlich; denn das geistige Leben der alten Völker läßt sich nicht willkürlich trennen und spalten, ohne daß der Blick der Erkenntniß getrübt werde.

Otfried Müllers unermüdlichem Wissensdurst erschien nichts klein und geringfügig, was von alter Ueberlieferung erhalten ist, aber mit freiem und weitem Blick suchte er alle Einzelheiten im geschichtlichen Zusammenhang zu begreifen. Seine Aufgabe war, das classische und namentlich das hellenische Alterthum in seinem Glauben, Erkennen und Schaffen als ein Ganzes aufzufassen, an der Betrachtung desselben den Sinn für das Schöne und Gute auszubilden und die gewonnene Erkenntniß als einen der werthvollsten Schätze unserer nationalen Bildung gewissenhaft zu pflegen.

Dieses Streben soll auch unser Streben sein, und so oft wir in diese Halle treten, mahne uns sein Bild, dessen, was er in seinem frühvollendeten Leben gewirkt hat, dankbar zu gedenken und in seinem Sinne für die Erkenntniß der Kunst mit voller Hingabe thätig zu sein.

XVII.

Zum Gedächtniß an Chr. A. Brandis und A. Böckh.

Unſere Göttinger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften gedenkt an ihrem öffentlichen Sitzungstage im amtlichen Berichte aller im Laufe des Jahres hingeſchiedenen Mitglieder und überläßt es dem freien Zuge der Pietät, ob Einzelne ihres Kreiſes als Fachgenoſſen, als Freunde oder Schüler, ſich veranlaßt ſehen, einem der näher oder ferner mit ihr Verbundenen einen beſonderen Nachruf zu widmen.

Eine ſolche innerliche Verpflichtung fühle ich zwei Männern gegenüber, welche unſerm weiteren Kreiſe angehört haben, Chriſtian Auguſt Brandis und Auguſt Böckh. In Betreff des Erſteren vertrete ich die Stelle des eigentlichen Fachgenoſſen, der heute in unſrer Mitte nicht anweſend iſt.*) Dem Andern eine Dankesſpende darzubringen muß jeder Philologe einen lebendigen Antrieb in ſich fühlen, und wenn mein theurer College in dieſem Fache**) mir den Vortritt gelaſſen hat, ſo kann ich darauf keinen andern Anſpruch haben, als den, daß ich Böckhs unmittelbarer Schüler und ſpäter ſein Amtsgenoſſe geweſen bin. Um ſo eher wird man alſo mir geſtatten, auch in einer nur andeutenden und ſkizzenhaften Weiſe des großen Meiſters Andenken zu ehren.

Chriſtian Auguſt Brandis ſteht durch ſeine Herkunft, ſeine Familienverbindungen wie durch ſeine Studien mit unſerer

*) H. Ritter. **) H. Sauppe.

Universität in näherer Beziehung, als die andern auswärtigen Mitglieder, deren Hinscheiden unsere Gesellschaft heute zu beklagen hat. Er wurde am 13. Februar 1790 in Hildesheim geboren, wo sein Vater praktischer Arzt war, ein Mann, welcher zu den geschicktesten und gelehrtesten seines Fachs gerechnet wurde. Mit ihm zog der Sohn nach Braunschweig, nach Holzminden, wo er seine Gymnasialbildung erhielt, und nach Kiel. Hier begann er seine gelehrten Studien, welche sich erst der Theologie, dann unter Hegewitsch und Heinrich der Geschichte und Philologie zuwendeten, während die philosophische Richtung, welcher auch der geistvolle Vater nicht fremd war, durch den hier begründeten innigen Verkehr mit Twesten angeregt wurde. Nachdem er mehrere Jahre Lehrer im Hause des Grafen Adam Moltke gewesen war, ging er 1811 nach Copenhagen, wo sein Vater als königlicher Leibarzt lebte, und habilitirte sich an der dortigen Universität 1812 mit dem ersten Theile seiner commentationes Eleaticae. Er wurde Adjunct der philosophischen Facultät, konnte aber trotz des anregenden Umgangs mit Oelenschläger, den beiden Oerstedts und Dahlmann die Sehnsucht nach den Stätten deutscher Wissenschaft nicht unterdrücken.

Er nahm Urlaub und kam Ostern 1814 nach Göttingen, wo er gleich in einen auserwählten Kreis von Freunden eintrat, die bei aller Mannigfaltigkeit ihrer Bestrebungen von einem Geiste sittlichen Ernstes und begeisterter Wahrheitsliebe durchdrungen fest zusammen hielten. Zu ihm gehörten der damalige Repetent Fr. Lücke, der Philologe und Dichter Ernst Schulze, Carl Lachmann, welcher beschäftigt war, an seinen Properz die letzte Hand zu legen, und Carl Bunsen, der nach Vollendung seiner Preisschrift über das attische Erbrecht die höchsten Ziele philologisch-historischer Erkenntniß verfolgte und mit seinem feurigen Geiste die Seele des Vereins war.

Nach Ablauf des Göttinger Jahres, welches Brandis immer als das entscheidende seines Lebens ansah, kehrte er nach Copenhagen zurück, aber er konnte sich dort auch jetzt nicht eingewöhnen; er entschloß sich, auf seine Stelle zu verzichten und nach Berlin zu gehen, wo er sich für Geschichte der Philosophie habilitirte.

Hier wurden ihm Ostern 1816 zwei sehr verschiedenartige Anerbietungen gemacht, ein durch Daub vermittelter Ruf nach Heidelberg und eine Aufforderung Niebuhrs, den er im Moltkeschen Hause kennen gelernt hatte, ihn als Gesandtschaftssecretär nach Italien zu begleiten. Die begeisterte Verehrung für Niebuhr ließ ihn nicht schwanken und er hat seinen Entschluß auch nie bereut.

In Rom öffnete sich ihm eine neue Welt. Im Verkehre mit Thorwaldsen, Rauch, Cornelius, Overbeck, Schadow, v. Rumohr widmete er sich eifrig der Erforschung von Kunst und Alterthum; er begann seine Dante-Studien und suchte auf der Vaticana noch Handschriften des Aristoteles. 1813 trat er darüber mit der Kgl. Akademie der Wissenschaften in Verbindung, welche eine kritische Ausgabe des Aristoteles vorbereitete. Er übernahm von dieser Arbeit, mit welcher die für unsere gegenwärtige Wissenschaft so erfolgreiche Wiederbelebung der aristotelischen Studien begonnen hat, einen wichtigen Theil, die griechischen Commentare des Philosophen, und wurde nun beauftragt, in Gemeinschaft mit Immanuel Bekker die Vorarbeiten für das große Unternehmen zu machen. Sie durchforschten, nachdem Bunsen in Brandis' diplomatische Stelle eingetreten war, die Bibliotheken Italiens, Frankreichs und Englands. Dann trennten sie sich, und Brandis machte allein einen zweiten längeren Aufenthalt in Paris, bei welchem ihn der Umgang mit Fauriel und namentlich mit Cousin erfreute. 1821 schloß er mit diesen Arbeiten ab und trat nach einem Aufenthalte in Berlin, in welchem er zuerst mit Schleiermacher in nahe Beziehung trat, an der neu gegründeten rheinischen Universität eine ordentliche Professur an.

Nach dem unstäten Leben, das er bis dahin geführt hatte, und den sechsjährigen bibliothekarischen Arbeiten übernahm er, der nur zu geneigt war, der eigenen Kraft zu mißtrauen, nicht ohne Bedenken die Verpflichtungen eines akademischen Lehramts. Doch erblühte ihm in Haus und Amt Glück und Segen; er erweiterte von Jahr zu Jahr den Kreis seiner philosophischen Vorträge und er gelangte endlich dazu, in erwünschter Ruhe die Früchte seiner Studien für die Geschichte der alten Philosophie

nach und nach zu veröffentlichen. Zuerst erschien 1823 die Metaphysik des Aristoteles. Zugleich fand er in dem Umgange mit Männern wie Arndt, Lücke, Nitzsch, Bethmann-Hollweg reiche Befriedigung; die größte Freude war ihm aber die Uebersiedelung Niebuhrs nach Bonn (1823), der seit 1825 auch durch Vorlesungen dazu beitrug, den Glanz der jungen Universität zu heben, und zwei Jahre später mit Brandis und in Gemeinschaft mit Böckh das Rheinische Museum für Philologie, Geschichte und alte Philosophie gründete, worin Brandis seine Abhandlungen über die Lehre des Sokrates, die Schicksale der aristotelischen Bücher, die Reihenfolge der ionischen Philosophen und Ciceros Academica veröffentlichte.

In den dreißiger Jahren traf ihn eine Reihe schwerer Schläge, darunter der Tod Niebuhrs, der Brand seines Hauses, bei dem ein Theil seiner Arbeiten verloren ging und seine Gesundheit schwer beschädigt wurde. Freilich arbeitete er mit größerer Energie als je zuvor; in den Schriften der Kgl. Akademie erschienen von 1831—34 seine Forschungen über die vaticanischen Handschriften des Aristoteles, über die Reihenfolge der Bücher des Organon, die Metaphysik u. a.; 1835 der erste Band seines Handbuches der Geschichte der alten Philosophie, 1836 der Anfang der großen Scholiensammlung, 1837 die Scholien zur Metaphysik. Aber ein altes Halsübel erneuerte sich in bedenklicher Weise und deshalb mußte es wie ein Wink der Vorsehung erscheinen, als durch Schellings Vermittlung, mit dem er 1828 zu Carlsbad in eine enge Verbindung getreten war, die Aufforderung an ihn erging, auf einige Jahre an den Hof des Königs Otto zu gehn, um diesem wissenschaftliche Vorträge zu halten (1837).

Drittehalb Jahre lebte er in Athen, der erste neuere Philosoph, der auf dem Boden heimisch wurde, auf welchem Platon und Aristoteles gelehrt haben; er war auch bei der Einrichtung der dortigen Universität mit seinem einsichtigen Rathe betheiligt und zugleich auf das Eifrigste beschäftigt, Land und Volk genau kennen zu lernen, die gebildeten Griechen um sich zu sammeln und unter sich zu einigen, so wie alle geistigen Interessen des jungen

Königreichs mit der liebevollsten Hingebung zu pflegen. Das Resultat seiner Beobachtungen so wie den Inhalt seiner Hoffnungen und Wünsche hat er in seinen „Mittheilungen über Griechenland 1843, 3 Bände" niedergelegt. In seine alte Stellung zurückgekehrt, veröffentlichte er 1844 und 1853 die Fortsetzungen seines geschichtlichen Werks, des Hauptwerks seines Lebens. Hiebei erwuchsen ihm gerade auf dem Gebiete, auf welchem ihm die umfassendste Gelehrsamkeit zu Gebote stand, mancherlei Schwierigkeiten. Denn er sah sich außer Stande, den Aristoteles nach dem Maßstabe der früheren Bände seines Handbuchs zu bearbeiten. So veränderte sich im Fortgange des Werks der Charakter desselben, und die früheren Abtheilungen konnten nun, wie er selbst sie zu nennen gestattete, als Einleitungen zu einer Entwickelung des aristotelischen Lehrgebäudes angesehen werden. Er hat dieselbe in gleicher Ausführlichkeit bis zum Ende der älteren peripatetischen Schule fortgeführt (1860). Wenn er nun bei mannigfaltigen Störungen seiner wissenschaftlichen Arbeiten, zu denen auch die wiederholt übernommene Verwaltung des Curatoriums der Universität und die Vertretung derselben im Herrenhause gehörten, sein Handbuch nicht zur Vollendung gebracht hat, so gelang ihm doch in seinem Alter, einen kürzeren, vollständigen Ueberblick über das Hauptfeld seiner gelehrten Arbeiten vollenden zu können, in seiner Geschichte der Entwickelungen der griechischen Philosophie und ihrer Nachwirkungen in Rom 1863 und 1864. Zu diesem Werke hat er weitläuftigere Ausführungen einzelner Punkte gegeben, welche als Fortsetzungen des größeren Werks gelten sollten; noch in den letzten Lebensjahren war er damit beschäftigt, bis am 28. Juli 1867 ein Schlagfluß seinem Leben ein sanftes Ende machte.

Durch körperliche Beschwerden, welche er mit bewunderungswürdiger Geduld ertrug, von Jugend an vielfach gehemmt, hat Brandis mit treuster Hingabe seinem Berufe gelebt und mit der größten Gewissenhaftigkeit die Wahrheit gesucht und gelehrt. Sorgfältig bis in das Kleinste ist seine Erforschung der Thatsachen, vorsichtig sein Urtheil. Von seiner lebhaften Phantasie läßt er sich nie verleiten, etwas für abgeschlossen zu halten, in

dessen Ueberlieferung ihm noch Dunkelheiten zurückblieben. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß es ihm schwer wurde, mit seinen Forschungen zu Ende zu kommen.

Ueber das besondere Gebiet seiner schriftstellerischen Arbeiten hat er weder die neueren Entwickelungen der Philosophie noch die speculativen Aufgaben seiner Wissenschaft aus den Augen verloren, wie seine Einleitung zu Moses Mendelsohns gesammelten Schriften, seine Beurtheilungen von Rothes theologischer Ethik und Waitz' Psychologie in den Göttinger Anzeigen u. a. Arbeiten beweisen. Trotz seiner vorzugsweise receptiven Natur und seinem Talente, sich mit Männern der verschiedensten Standpunkte, wie mit Herbart und auch mit Hegel, freundschaftlich zu verständigen, hatte er dennoch eine große Unabhängigkeit und Festigkeit eigener Ueberzeugung. Er sprach seine Urtheile mit großer Bescheidenheit aber ohne Zurückhaltung aus, und es war immer ein Lieblingswunsch von ihm, nach Abschluß seines geschichtlichen Werks Tage der Muße zu finden, um seine philosophische Weltanschauung im Zusammenhange darzulegen. Dazu ist er nicht gekommen und wenn in jedem wissenschaftlichen Denker ein Reichthum von Gedanken zu Grabe geht, welche er im Leben nicht hat mittheilen können, so ist dies bei Brandis in höherem Grade der Fall, als bei den meisten Anderen.

Das volle Bild seiner geistigen Persönlichkeit haben nur diejenigen, welchen das Glück geworden ist, ihm im Leben nahe zu stehen. Denn im schriftlichen Ausdrucke hemmte ihn eine gewisse angeborene Schüchternheit und hinderte ihn, sich ganz und frei zu geben, während ihm im geselligen Verkehre eine seltene Anmuth des Worts und die liebenswürdigste Verbindung von Ernst und Scherz zu Gebote stand. Nur bei persönlichem Austausche konnte man in den ganzen Reichthum seines innern Lebens einen Blick thun und man darf mit Zuversicht sagen, daß es nur wenig Männer gegeben hat, in denen strenge Fachgelehrsamkeit mit allgemeiner humaner Bildung so verbunden und die ganze Fülle antiker wie moderner Cultur so harmonisch verschmolzen war wie in ihm. Die eigentliche Weihe aber gab seiner Persönlichkeit der sittliche Adel der Gesinnung, die Bescheiden-

heit und selbstverleugnende Demuth seines Wesens. Von seiner Göttinger Zeit her lebte er mit seinen Freunden der Ueberzeugung, daß wahre Sittlichkeit und wahre Wissenschaftlichkeit Eins seien, und so milde er gegen Mißgriffe und Irrthümer war, so heftig wallte sein Zorn auf, wo er Eigennutz, Lüge und Intrigue wahrnahm. Als den Ehrenschmuck seines Lebens sah er die Freundschaft an, in welcher er sich den Besten seiner Zeitgenossen verbunden fühlte; mit unerschütterlicher Treue hielt er den Zusammenhang mit den Lebenden und Todten fest. Auf einer tiefen Frömmigkeit ruhte die kindliche Heiterkeit und Wärme seines Gemüths, die er sich bis an sein Lebensende bewahrte, und wer den ehrwürdigen Greis in seinem gastlichen Gartenhause am Rheinufer besuchte, der empfing den wohlthuenden Eindruck eines christlichen Weisen, der zu den edelsten Söhnen unseres Volks gehört.

Böckhs geistiges Leben zu überblicken ist in vieler Beziehung eine besonders schwierige Aufgabe. Er selbst hat es mehr als andere berühmte Gelehrte verschmäht, über sich Aufschlüsse zu geben. Mit classischer Objectivität hat er seine Werke als Zeugnisse seines innern Lebens hingestellt; welche, von allem Persönlichem abgelöst, frei und abgerundet, vor unsern Augen stehn. Auch haben dieselben von Anfang an eine solche Reife, daß von Entwickelungsstufen in dem Sinne, wie sie bei den meisten Schriftstellern nachgewiesen werden können, bei ihm kaum die Rede sein kann. Endlich ist ihm auch eine seltene Selbständigkeit und Unabhängigkeit des geistigen Lebens eigenthümlich, so daß es schwer ist, die Einflüsse nachzuweisen, welche für seine Entwickelung maßgebend gewesen sind.

Seine Familie ist im schwäbischen Lande zu Hause; der Vater war ein im öffentlichen Rechnungswesen angestellter badischer Beamter, und wenn derselbe auch sehr früh starb, so scheint doch von seiner Thätigkeit und Richtung etwas auf die Kinder übergegangen zu sein. Denn wie der ältere Bruder sich als Finanzminister in Baden ausgezeichnet hat, so wird auch

bei August Böckh das Verständniß für öffentliche Geschäftsführung und finanzielle Angelegenheiten, so wie das Talent für mathematische Methode als eine Mitgift aus dem Elternhause angesehen werden dürfen, in welchem er 1735 am 24. Nov. zu Karlsruhe geboren wurde.

Das Erste, was wir mit Sicherheit wissen, ist, daß er die entscheidende Lebensrichtung auf der Universität Halle empfing. Denn hier ergriff ihn die Persönlichkeit von Fr. A. Wolf, welcher den philologischen Studien damals ganz neue Bahnen eröffnete. Freilich waren die geschichtlichen Aufgaben der Philologie schon von dem großen Scaliger im weitesten Umfange erkannt und mit urkräftigem Geiste in Angriff genommen. In Deutschland hatte Heyne die wesentlichsten derjenigen Gesichtspunkte geltend gemacht, welche in dem neuen Programme der Alterthumskunde ihren Platz fanden. Wolfs Thätigkeit war aber deshalb so epochemachend, weil sie mit einer allgemeinen und nationalen Bewegung zusammenhing, einer Bewegung, welche in seltener Weise die hervorragendsten Geister der Zeit in gemeinsamem Streben zu lebendiger und fruchtbarer Wechselwirkung verband, so daß Philosophie, Geschichte, Poesie und Kritik nach gegenseitigem Verständnisse suchten. Ueberall stellte man die höchsten Ziele auf und auf allen Gebieten regten sich unter dem dürren Laube abgestandener Gelehrsamkeit frische, lebensvolle Keime. Die literarische Bewegung war eine Erhebung des Volksgeistes und aus ihr ging auch die Alterthumskunde als eine neue Wissenschaft hervor. Es fiel die Scheidewand zwischen Philologie und Geschichte; das classische Alterthum wurde als ein Stück Menschheitsgeschichte erkannt, welches nur als ein lebendiges Ganze aufgefaßt werden konnte und nach seinen eigenthümlichen Lebensbedingungen erforscht werden mußte.

Von dieser Zeitströmung wurde auch Böckh ergriffen und durch die geniale Kraft des Mannes, der dieselbe in der Philologie vertrat, für diese gewonnen. Aber er war von einer einseitigen Hingabe an diesen Einfluß weit entfernt. Auf umfassenden Studien der Litteratur begründete er ein selbständiges Urtheil über das Alterthum und widmete sich mit Vorliebe philo-

sophischen Arbeiten. Neben Wolf war es Schleiermacher, welcher Einfluß auf ihn gewann; seine Ethik und seine Hermeneutik zündeten in Böckh, der in der Art, wie Schleiermacher das Kunstwerk eines platonischen Dialogs erfaßte und neu belebte, ein Vorbild philologischer Thätigkeit erkannte. Platon war auch der erste Gegenstand eigener Forschung. Von Halle ging er 1806 nach Berlin, wo Buttmann und Heindorf ein Jahr lang sein hauptsächlicher Umgang waren. Dann kehrte er, von der Kriegsnoth verscheucht, in seine Heimath zurück, schloß sich in Heidelberg dem Creuzerschen Kreise an, wurde außerordentlicher Professor an der dortigen Universität und gab schon 1808 sein Buch über die griechische Tragödie heraus. Zum Beweise, wie sehr er auch diejenigen Gelehrten anzuerkennen wisse, welche sich gegen die universale Richtung der Halleschen Schule spröder verhielten und es vorzogen, in engerem Studienkreise und im Anschlusse an die englischen Kritiker eine streng philologische Technik auszubilden, widmete er sein erstes Buch Gottfried Hermann und unterwarf mit großer Bescheidenheit seinem Urtheile alle darin enthaltenen Ergebnisse. Es waren Untersuchungen, welche die Aufführung der attischen Tragödien, ihre Ueberarbeitungen durch die Dichter selbst oder Verwandte und Nachfolger, die Einrichtung des Chors, die Beziehungen der Stücke auf die Zeitgeschichte u. A. betreffen, kritische Untersuchungen, welche das Einzelne und Geringfügige überall von bedeutenden Gesichtspunkten aufzufassen wissen und eine Beherrschung des Stoffs zeigen, in der man schon den gereiften Kenner des antiken Dramas vor sich sieht. Daneben fuhr er fort, sich mit besonderer Liebe in die Gedanken zu vertiefen, welche der alten Speculation zu Grunde liegen, in die Zahlen der Pythagoreer, in die Entwickelung der pythagoreischen Ideen bei Platon, in die eigenthümlichen Formen und Gesetze des hellenischen Denkens und Schaffens, welche er durch alle Gattungen antiker Production verfolgte, namentlich auch auf dem schwierigsten Gebiete, auf dem der Musik und Metrik.

So kam er zu dem Dichter, welcher mehr als alle anderen nur aus einer großen Gesamtanschauung antiker Geistesart heraus gewürdigt werden kann und dessen hohe Kunst ein

Bei Niebuhr und Buttmann fand er ein entgegenkommendes Interesse und man erkannte in diesem Kreise, wie nothwendig es sei, die in den Museen, in veralteten Sammlungen und neuen Reisewerken zerstreuten griechischen Inschriften in einem umfassenden Werke zu vereinigen. 1816 wurde der Plan gefaßt, 1824—28 erschien, nachdem Böckh sich auf kurze Zeit wieder seiner alten Liebe, der pythagoreischen Philosophie, zugewandt und die Bruchstücke des Philolaos herausgegeben hatte, auf Veranstaltung der K. Akademie und unter Mitwirkung von Buttmann, Bekker und Schleiermacher der erste Foliobaud des Corpus inscriptionum graecarum, durch dessen Redaction Böckh der Gründer der griechischen Epigraphik wurde. Freilich war er am wenigsten gesonnen, dieselbe als eine besondere Wissenschaft aufzufassen, aber er hat doch zuerst gezeigt, welche Fülle lebendiger Erkenntniß man den verwitterten und zertrümmerten Steinen abgewinnen könne; er hat mit sicherem Takt Echtes und Falsches zu sondern gewußt; er hat durch seine Einleitungen und Erläuterungen alle Gebiete der Philologie, die Alterthümer sowohl wie die Sprachkunde, erleuchtet und eine wissenschaftliche Technik für die Behandlung der inschriftlichen Denkmäler festgestellt.

Das Corpus inscriptionum, die Staatshaushaltung (welcher 1840 die Urkunden über das attische Seewesen angeschlossen wurden) und der Pindar — das sind die drei großen Denkmäler wissenschaftlicher Arbeit, die Böckh hinterlassen hat. Aber kaum weniger fruchtbar waren seine „metrologischen Untersuchungen", welche nach vieljährigen, stillen Forschungen 1838 mit überraschenden Ergebnissen an das Licht traten. Untersuchungen über die von den Alten angewendeten Methoden, um Maß und Gewicht zu regeln, über die Erfindungen der Priesterschaft in Babylon und die Verbreitung derselben durch die Phönizier, über die verschiedenen Münzfüße Griechenlands und Italiens, über die Wandelungen des Geldwerths und Geldreductionen; Untersuchungen, welche einerseits tief in die Einzelheiten des antiken Lebens eindrangen und z. B. die Ueberlieferung von den Censussätzen des Servius Tullius zuerst in klares Licht stellten, andererseits die weitesten Ausblicke in den Zusammen-

hang der alten Culturvölker vom Tiber bis zum Euphrat eröffneten und eine ganz neue Wissenschaft, die vergleichende Metrologie, hervorriefen.

Der Böckh so eigenthümliche Trieb, durch Messen und Zählen Probleme der Alterthumskunde zu lösen, führte ihn auch wiederholt zu chronologischen Forschungen, indem er, den Spuren Jos. Scaligers folgend, die Zeitkreise berechnete, nach denen die Alten entweder große Abschnitte der Vergangenheit gemessen oder die laufenden Jahre geregelt haben. So unterzog er die am weitesten zurückgreifende Zeitrechnung der Aegypter einer kritischen Untersuchung, und indem er die an den Frühaufgang des Sirius geknüpfte Periode in ihrer Bedeutung für ägyptisches Leben und ägyptische Wissenschaft erkannte, wies er nach, daß die überlieferten Dynastien und Zahlenreihen nach dieser astronomischen Periode geordnet seien, und die Ueberlieferung also keine geschichtliche, sondern eine künstlich erfundene oder zurecht gemachte sei. Die letzten Folgerungen, welche er in seinem „Manethos und die Hundsternsperiode 1845" aufgestellt hat, mögen mit Recht bestritten werden, aber die scharfsinnige und consequente Durchführung dieses Princips ist für die ägyptische Wissenschaft wie für die alte Chronologie überhaupt von großem Gewinn gewesen.

Andererseits nahm er die von Ideler neu begründeten Untersuchungen über das Kalenderwesen auf, auch hier bestrebt nachzuweisen, wie die Hellenen ihr Gemeindeleben zu ordnen gesucht haben, indem sie wissenschaftliche Jahresrechnungen aufstellten und ohne ihrem Mondjahre untreu zu werden, dasselbe mit den Jahreszeiten in Einklang erhielten. Attische Rechnungsurkunden mit tageweise berechneten Zinsen, welche er 1846 heraus gab, machten es möglich, Gemein- und Schaltjahre genauer zu unterscheiden, und führten zu Ergebnissen über die Geschichte des attischen Mondjahres, welche in wesentlichen Punkten von den Idelerschen Constructionen abwichen. Böckh veröffentlichte seine Forschungen über die Geschichte der Mondcyklen 1855 und 1857. Die Organisation der Schaltkreise wurde der Gegenstand controverser Ansichten, denen Böckh noch im hohen Alter mit uner-

müdeter Spannkraft folgte, und sein letztes Buch (1863) handelt über die vierjährigen Sonnenkreise der Alten, um die Einschaltung im vierten Jahre derselben als Grundregel des Alterthums festzustellen.

So haben wir die schriftstellerische Thätigkeit Böckhs bis in sein Greisenalter verfolgt, aber wie viel fehlt daran, daß wir auch nur die bedeutendern Arbeiten alle namhaft gemacht hätten! Wie wäre es möglich, auch nur in kurzem Ueberblicke die Fülle dessen zu umfassen, was er in seinem Forscherleben ergründet und geschaffen hat! Ich erinnere nur an seine classische Uebersetzung der Antigone mit den begleitenden Abhandlungen (1843), welche mit der damals versuchten Wiederbelebung der alten Tragödie in Zusammenhang stand, an seine zahlreichen Universitätsprogramme seit 1810, in denen eine große Reihe spezieller Fragen historischen, exegetischen und kritischen Inhalts behandelt werden, an seine gedankenreichen Universitätsreden, welche in deutscher und lateinischer Sprache Gegenstände von allgemein wissenschaftlichem oder zeitgeschichtlichem Interesse behandelten, an seine Gelegenheitsreden in der Akademie, bei welcher er als Sekretär an Schleiermachers Stelle eintrat, an seine akademischen Abhandlungen, in denen er außer den früher schon erwähnten Gegenständen den attischen Bergbau dargestellt, die attischen Jahresfeste des Dionysos in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Dramas richtig erkannt und unterschieden, die Zeitverhältnisse der Midiana des Demosthenes aufgehellt, die erste Papyrosrolle mit griechischer Cursivschrift entziffert, die Regeln der pindarischen Textkritik festgestellt, den Plan der Atthis des Philochoros entwickelt, die Vermögensverhältnisse des delischen Heiligthums und seine Beziehungen zu Athen an das Licht gezogen, die theräischen Inschriften erklärt und die pseudonymen Archonten von Athen behandelt hat. Außerdem hat er für Niebuhrs Rheinisches Museum seine berühmte Abhandlung über die attischen Rechnungsbehörden der Logisten und Euthynen geschrieben, und in früheren Jahren von seiner bekannten Recension über Schleiermachers Platon an eine ansehnliche Reihe von Beurtheilungen fremder Arbeiten.

Bedenkt man nun, daß Böckh sich vom Leben und dessen praktischen Forderungen keineswegs zurückzog, daß er eine Menge litterarischer und anderer amtlicher Geschäfte (ich erwähne nur seine Betheiligung an der Redaction der Werke Friedrichs des Großen) zu besorgen hatte, daß er in der geräuschvollen Hauptstadt an allen Bewegungen des öffentlichen Lebens regen Antheil nahm, daß er sechzig Jahre hindurch der allereifrigste Universitätslehrer war und zwei Seminare leitete: so blickt man in der That mit Staunen auf die Fülle seiner litterarischen Leistungen, von denen man sagen kann, daß ein Menschenleben dazu gehört, um sie alle nach Gebühr zu würdigen und ihren Inhalt sich anzueignen. Er war ein wissenschaftliches Genie von der seltensten Begabung. Mit angeborner Sicherheit des Takts vermied er das Falsche oder Unsichere und traf das Richtige; nachdem er die Probleme lange bei sich erwogen, schrieb er das Gefundene rasch und sicher hin; das Streichen und Aendern liebte er nicht. Auf dem Wege strenger Methode neue Wahrheiten ans Licht zu ziehen, das war die Freude seines Lebens und er hat, einem Quellenfinder gleich, auf dem trockensten Boden die zu Grunde liegenden Schätze, neue Hilfsmittel zur Erweiterung unserer Erkenntniß, zu gewinnen gewußt. Seine unvergleichliche Arbeitskraft ruhte auf einer kräftigen Gesundheit so wie auf der Klarheit und heitern Ruhe des Gemüths. Die Mannigfaltigkeit seiner geistigen Interessen erhielt ihn frisch. Denn niemals ist seine Gelehrsamkeit in wüste Polyhistorie ausgeartet. Davor schützte ihn sein philosophischer Sinn und das feine Gefühl für das Schöne. Bei den kleinsten Dingen schwebte ihm das Ganze vor Augen und nachdem er die mühsamsten Untersuchungen über die zum attischen Seewesen gehörigen Einzelheiten des Schiffsgeräthes und Ruderwerkes zu Ende geführt hat, spricht er seine Freude darüber aus, daß nun doch der Chor des Sophokles lebendiger verstanden werden könne, in welchem der Stolz von Athen gepriesen wird, „das in die Wogen greifende, wohlgeschwungene, das vom Nereidenchore begleitete Ruderblatt". So wußte er die nüchternste Verstandesoperation mit der Begeisterung für das Ideale zu verbinden, und diese Verbindung war es gerade, welche ihn so geschickt

machte, sich in das hellenische Wesen der classischen Zeit und die geistesverwandten Meister hellenischer Rede, Philosophen wie Dichter, hineinzuleben.

Was die äußere Persönlichkeit Böckhs betrifft, so war nichts charakteristischer für ihn, als das Schlichte seines Wesens. Wie er in seinen Vorträgen jeden rhetorischen Glanz vermied und im lateinischen wie im deutschen Ausdrucke nichts erstrebte, als daß der Gedanke klar und vollständig wiedergegeben werde, so war seine ganze Erscheinung ein Bild der höchsten Einfachheit. Milde und leutselig gegen den Geringsten, jedes Verdienst anerkennend, von aller Streitlust fern und frei von verletzendem Hochmuthe dachte er nie daran, ein vornehmes Selbstbewußtsein zur Schau zu tragen. Bei wenig Männern seiner Bedeutung wird man eine gleiche Bescheidenheit des Auftretens finden; äußerlich verrieth nichts als das unbeschreiblich kluge und geistvolle Auge den großen Geist, welcher die unscheinbare Gestalt beseelte.

So war der Mann, von dem wir sagen können, daß seit Joseph Scaliger kein Philologe so wie er dem Ideale einer umfassenden Alterthumskunde sich genähert hat, der Mann, welchen Alle, die in und außerhalb Europa die classische Philologie auf ihrer Höhe zu erhalten oder zu fördern suchen, als ihren Meister anerkennen, dessen Vorbild vor Allen diejenigen nachzueifern haben, die auf deutschen Universitäten die Ehre vaterländischer Wissenschaft aufrecht zu erhalten berufen sind.

Alle Universitäten sind verpflichtet ihm zu huldigen und die unsrige nicht am wenigsten, welche sein Fach stets mit besonderer Liebe gepflegt hat. Was hier zuerst von Geßner als Aufgabe deutscher Philologie ahnend erkannt und dann von Heyne so rüstig gefördert wurde, ist von Böckh vollendet worden, und er war es wiederum, der, nachdem er schon durch Dissen, seinen trauten Freund und Theilnehmer an den pindarischen Arbeiten, mit Göttingen verbunden war, einen seiner begabtesten und geliebtesten Schüler hieher brachte, der in jugendlicher Begeisterung die Böckhsche Alterthumswissenschaft an unsre Uni-

versität verpflanzte. So steht Böckh als Mittelglied zwischen Heyne und Otfried Müller und hat mittelbar auch auf unserer Hochschule die Alterthumsstudien zu neuer Blüthe gebracht. Darum wird auch unsere Gesellschaft keinem anderen gelehrten Kreise nachstehen in der dankbaren Anerkennung dessen, was August Böckh der deutschen Wissenschaft und dem Vaterlande gewesen ist.

XVIII.

Johannes Brandis.

Ein tiefer Schmerz ist durch viele Herzen innerhalb und außerhalb Deutschlands gedrungen, als sich die Nachricht verbreitete, daß Johannes Brandis auf der Rückreise von Wien am 8. Juli in Linz an der Donau einer plötzlichen Krankheit erlegen sei. Er stand in der vollen Blüthe männlicher Kraft, auf der Höhe seiner wissenschaftlichen und praktischen Thätigkeit. Als Kabinetsrath und Sekretär der Kaiserin Augusta läßt er eine Stellung offen, für welche es der hohen Frau schwer gelingen wird, einen Mann von gleicher Umsicht und gleicher Klarheit des Urtheils zu finden. Als Gelehrter schritt er rüstig von einer Arbeit zur andern, ohne den Faden seiner Studien aus der Hand zu verlieren und er berührte kein Gebiet, ohne durch seinen methodischen Scharfsinn Licht zu verbreiten und die Erkenntniß zu fördern. Nachdem ihm in den letzten Monaten die Entzifferung des kyprischen Alphabets gelungen war, wollte er zur Fortsetzung seines großen Werks über den Zusammenhang der Maß-, Münz- und Gewichtsysteme des Alterthums zurückkehren und wir sehen uns vergeblich nach demjenigen um, welcher im Stande wäre, seine Arbeiten aufzunehmen. Er ist aus der Mitte seiner Jahre von uns hinweggenommen und sein Leben liegt wie eine Trümmerstätte vor uns.

Um so mehr ist es Pflicht und Bedürfniß derer, welche ihm nahe gestanden, nachdem der erste Eindruck des Erschreckens über-

wunden ist, auf das Wirken des Freundes in Ruhe zurück zu blicken, damit nicht das jähe Ende allein uns vor Augen stehen bleibe, sondern der reiche Inhalt seines Lebens uns recht bewußt werde und die Erinnerung an die bleibende Bedeutung desselben uns von der Klage um den Verlust aufrichte. Ein Bruchstück bleibt auch das den Jahren nach vollständigste Menschenleben, während andererseits auch das vorzeitig abgerissene ein Ganzes ist, wenn es einen inneren Zusammenhang hatte und auf hohe Ziele unverwandt gerichtet war.

In dieser inneren Einheit will ich versuchen, sein Leben aufzufassen, nachdem bis jetzt nur ganz kurze Mittheilungen über ihn in den Blättern erschienen sind.*)

Mir fällt aber vor Anderen diese Aufgabe zu, weil ich ihm schon in seiner Kindheit nahe gestanden habe und dann nach kurzen Unterbrechungen immer wieder in die nächste Lebensgemeinschaft zu ihm getreten bin, eine, so lange er lebte, ungetrübte Gemeinschaft, welche ich zu meinen köstlichsten Lebensgütern zähle.

Eine reiche Mitgift ist Johannes Brandis in seinem Elternhause und Geburtsorte für sein Leben mitgegeben worden. Die neu gegründete rheinische Universität war damals ein Vorposten deutscher Bildung wie jetzt Straßburg. Die Professoren waren wie eine Colonie, deren Aufgabe es war, ein Land ältester deutscher Cultur, welches durch seine späteren Schicksale zerrissen und dem Zusammenhang des deutschen Geisteslebens entfremdet worden war, um einen Herd deutscher Wissenschaft zu einigen und dem Vaterlande wieder ganz anzueignen. Es bildete sich in Bonn ein Kreis auserwählter Männer, die sich im Bewußtsein des gemeinsamen Ziels eng an einander schlossen, und es hat wohl selten an einer deutschen Universität eine Gemeinschaft von so innigem Zusammenhange und so hohem Streben bestanden, wie der Kreis war, als dessen Haupt eine Zeit lang Niebuhr

*) So namentlich der Brief des Conservators der Münzsammlung im British Museum, Reginald Stuart Poole an den Herausgeber der Times vom 16. Juli (The late Dr. Brandis). Auch in A. v. Sallets Zeitschrift für Numismatik I. S. 201.

angesehen werden konnte, als er sich von den Staatsgeschäften zurückgezogen hatte und es sich zur Ehre anrechnete, der jungen Hochschule als frei verbundenes Mitglied anzugehören. Es war eine große Vielseitigkeit und Frische des geistigen Lebens, welche dem Kreise dieser Männer eigen war. Forscher von voller Selbständigkeit waren es, doch keine Fachmänner, welche sich in ihren besonderen Wissenschaften gegen einander absperrten oder die Gelehrsamkeit von den anderen Seiten des geistigen Lebens getrennt hielten. Offen für alles Menschliche, reich an Weltkenntniß und deshalb der Heimath um so anhänglicher, an allen vaterländischen Angelegenheiten lebhaften Antheil nehmend, voll warmer Empfänglichkeit für Religion, Kunst und Poesie — so vertraten sie die deutsche Geistesbildung als ein Ganzes und betrachteten die Wissenschaft als etwas, wofür man mit der ganzen Persönlichkeit einzustehen habe. Wer Niebuhr kennt, weiß, wie Wissenschaft und Gesinnung, Geist und Gemüth bei ihm zusammen gingen; in seinem Sinne dachten und wirkten, um nur einige Namen anzuführen, von Bethmann-Hollweg, Nitzsch, Brandis.

Niebuhr starb wenig Wochen nachdem Johannes Brandis geboren war*), aber sein Andenken blieb in dem ganzen Kreise, namentlich in dem Hause Brandis so lebendig, daß die Söhne desselben es unwillkürlich in sich aufnahmen, und die Tradition des Niebuhrschen Kreises war die geistige Atmosphäre, in welcher Johannes heranwuchs.

Besondere Familienereignisse trugen dazu bei, den Sinn für Länder- und Völkerkunde und das Interesse für Geschichte schon in dem Knaben zu wecken, denn im Jahre 1837 folgte der Vater einem durch Schelling vermittelten Rufe des Königs Otto von Griechenland, der einen deutschen Gelehrten zu wissenschaftlichen Vorträgen und zur Berathung in Unterrichtsangelegenheiten in seiner Nähe haben wollte. Im Januar des genannten Jahres trat die ganze Familie in einem zu diesem Zwecke gekauften Postomnibus, mit einem fast vollständigen Hausrath versehen, die damals noch sehr ungewöhnliche Reise an, welche zu Lande

*) Den 14. December 1830.

bis Ancona führte, dem einzigen europäischen Orte, welcher durch Dampfschiffahrt mit den Küsten Griechenlands in Verbindung stand. Ich war seit mehreren Jahren dem Brandisschen Hause befreundet und wurde, während ich in Berlin studirte, von dem Vater Brandis aufgefordert, ihn nach Griechenland zu begleiten und im Verein mit den Eltern für den Unterricht der Söhne zu sorgen. Meine Thätigkeit war vornehmlich den beiden älteren gewidmet, Dietrich und Bernhard, von denen der erstere sich den Naturwissenschaften gewidmet hat und jetzt an der Spitze der Forstverwaltung von Britisch Indien steht, der zweite als praktischer Arzt in Aachen lebt. Aber auch Johannes, dem dritten Sohne, konnte ich Lehrer und Führer sein und mich an der ersten Entfaltung seiner Anlagen freuen. Die Erinnerung an Athen und seine Denkmäler, an griechisches Volk und griechische Sprache sind von der Kinderzeit her nie in ihm erloschen, sie sind nach der Heimkehr durch Unterhaltung mit Eltern und Geschwistern sowie durch steten Verkehr mit den Freunden in Griechenland, dessen Entwicklung Niemand mit so treuer Liebe begleitet hat, wie der Vater Brandis, immer lebendig erhalten worden. Ja, es war uns noch in den letzten Jahren immer eine besondere Freude, der gemeinsamen Wanderungen, auf denen wir wetteifernd nach Scherben bunter Thongefäße suchten, der Sommeraufenthalte in Kephisia und im Piräus, wo wir uns zwischen den Ueberresten der alten Hafenthürme am Seebad erfreuten, oder der Kreuzfahrten im Inselmeer im Gespräche zu gedenken, indem Einer des Andern Erinnerung ergänzte.

Der Segen dieser Zeit ist ihm geblieben. Er bewährte sich, als der Knabe in Bonn heranreifte und hier besonders dem dortigen Gymnasialdirector Schopen die Anregung verdankte, welche ihn bestimmte, sich ganz dem Studium des Alterthums zu widmen. Als Studenten fand ich ihn in Bonn wieder, als ich den Kronprinzen des Deutschen Reichs und von Preußen auf die dortige Hochschule zu begleiten das Glück hatte. Ich fand ihn in voller wissenschaftlicher Entwicklung, erwärmt von Welckers Vorträgen über die Kunst der Alten, begeistert von Ritschls Methode in Kritik und Exegese so wie von Jakob Bernays anregen-

dem Umgang und Unterricht, von dem namentlich die Erklärung der aristotelischen Politik tiefen Eindruck auf ihn machte und ihn von den rein philologischen Studien zur Geschichte hinüberleitete. Bald regte sich in ihm der Wunsch, sich in eigener Forschung zu versuchen, und als die philosophische Facultät die Preisaufgabe veröffentlichte, es solle die Ueberlieferung der Alten in Betreff Assyriens mit den Funden von Botta und Layard zusammengestellt werden, reizte ihn die Schwierigkeit der Aufgabe, welche vielleicht über das Maß dessen hinausging, was man von einem Studenten zu erwarten berechtigt war.

Die Bonner Facultät hatte eine Aufgabe gestellt, welche zu den brennenden Fragen der Wissenschaft gehörte; denn durch die wunderbaren Entdeckungen im Tigristhale war eine tiefgreifende Bewegung in dem Studium der alten Geschichte hervorgerufen. Man glaubte nun auf einmal die Mittel in Händen zu haben, um unser ganzes Wissen von der alten Welt am Mittelmeere umgestalten zu können, und es erfolgte eine lebhafte Erhebung gegen den sogenannten Classicismus, als dessen Haupt man O. Müller ansah. Die Scheidewand zwischen occidentalischer und orientalischer Cultur sollte niedergerissen werden. Man wollte die bisherigen Ansichten nicht berichtigen und ergänzen, sondern die ganze Anschauung von hellenischer Geistescultur, wie sie Böckh, Welcker und O. Müller lehrten, sollte ein großer Irrthum sein und voreilig steuerte man auf gewisse Theorien hin, welche man ohne sichere Grundlage in kühnem Hochbau aufführte*). Von der anderen Seite kam man den neuen Entdeckungen mit Kälte und Mißtrauen entgegen; denn da die Denkmäler zuerst in die Hände der Engländer gekommen waren, fiel ihnen die Aufgabe der ersten Verarbeitung anheim. In Deutschland hatte man lange Zeit nicht einmal die Mittel der Controle und da die Resultate der neuen Wissenschaft früher mitgetheilt wurden, als der Weg, der zu ihnen geführt hatte,

*) Vgl. Thirlwall: On the alleged connexion between the early history of Greece and Assyria auf Anlaß von Krugen, Geschichte der Assyrier und Iranier in den Transactions of the Royal Society of Literature Vol. VI. New series.

so glaubte man methodische Behandlung zu vermissen und verhielt sich spröde und argwöhnisch gegen die großen Arbeiten von Rawlinson und Hinks.

Es kam also Alles darauf an, mit vorurtheilsloser Kritik dem Gegenstande nahe zu treten und bei Auffindung der neuen Geschichtsquellen zugleich die alten Quellen einer genauen Revision zu unterziehen. Johannes Brandis wagte sich auf dieses Gebiet, weil er die Bedeutung der hier zu lösenden Aufgaben ahnte und bei angeborenem Scharfblicke von Jugend an eine große Neigung hatte, sich an Lösung schwieriger Probleme zu versuchen. Er hatte einen Mitbewerber an G. Muys aus Crefeld. Beiden wurde der Preis zuerkannt. Brandis arbeitete die Preisschrift als Dissertation aus, die er unter dem Titel „Assyriarum rerum tempora emendata" der Facultät einreichte, und erhielt am 21. December 1852 den Doctorgrad aus der Hand seines Vaters, der eine besondere Freude daran hatte, daß sein dritter Sohn sich der Philologie widmete und die Wege Niebuhrscher Forschung einschlug. Georg v. Bunsen, Johannes Vahlen und Aug. Thilo waren seine Opponenten.

Im Frühjahr 1853 ging er nach Berlin, um sich im praktischen Lehrfache zu versuchen und zugleich noch an der Universität Vorlesungen zu hören. Er unterrichtete am Joachimsthaler und am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium.

1854 kam eine neue Anregung, welche ihn wieder ganz in die wissenschaftliche Arbeit zurückführte und zwar durch Bunsen, der von Göttingen und Rom her mit dem Vater nahe befreundet war. Brandis hatte ihm seine Erstlingsschrift zugeeignet, welche Bunsen erreichte, als er gerade mit der Chronologie des sechsten bis achten Jahrhunderts vor Christus beschäftigt war und die großartigen Entdeckungen Rawlinsons zu verwerthen suchte. Er fand darin zu seiner Freude eine Bestätigung der Niebuhrschen Ansicht von der Uebereinstimmung zwischen Berosos und Herodot, und Keiner konnte daher mit größerem Interesse als Bunsen auf die Brandissche Untersuchung über die Quellen der assyrischen Geschichte und ihr Verhältniß zu einander eingehen. Als er nun im Winter 1854 nach Vollendung seines Hippolytus sich

von Neuem wieder ganz der alten Geschichte und Chronologie zuwenden wollte und dazu die Unterstützung eines jungen Gelehrten wünschte, der ihm zugleich als Privatsekretär zur Hand gehen könne, lag ihm nichts näher, als sich an Brandis zu wenden, den Sohn seines Freundes und den Freund seines Sohns. Brandis nahm zunächst auf ein Jahr diese Stellung an. Er benutzte den Rest des Winters in Berlin, um sich unter Lepsius' Leitung in die Hieroglyphik hinein zu arbeiten, da es sich zunächst um die Vollendung des Bunsenschen Werkes über Aegypten handelte, und trat um Ostern 1854 als Hausgenosse in die Bunsensche Familie ein.

Freilich wurde dies Verhältniß durch Bunsens Abberufung schon im Juni wieder aufgelöst, aber es war darum kein fruchtloses. Bunsen erkannte, als er Carlton Terrace verließ, auf das Lebhafteste an, daß er es Brandis verdanke, wenn es ihm gelungen sei, die in England zu erledigenden Arbeiten zum gewünschten Abschlusse zu bringen; für Brandis aber war der Aufenthalt in London von mannigfachem Nutzen. Er hatte Gelegenheit, die dortigen Abdrücke und Originaltexte assyrischer Inschriften zu studiren und die Bekanntschaft der englischen Forscher, namentlich des Dr. Edwin Norris, des Entzifferers der tatarischen Keilinschriften zu machen. Bunsens persönlicher Einfluß war aber darum ein besonders wohlthätiger, weil Brandis bei seiner vorwaltend kritischen Anlage geneigt war, ängstlich bei einzelnen Problemen stehen zu bleiben und vor größer angelegten Arbeiten zurück zu weichen. Darum war Bunsens weitschauender Blick und die Fülle seiner Gesichtspunkte in hohem Grade anregend und förderlich für ihn, ohne daß er der gewissenhaften Strenge philologischer Methode, welche er aus der Bonner Schule mitgebracht hatte, jemals untreu wurde.

Es war auch wesentlich eine Anregung Bunsens, welche ihn ermuthigte, seine Studien des Assyrischen in größerem Maßstabe wieder aufzunehmen, indem er sich jetzt befähigt fühlte, in die einheimischen Quellen näher einzugehen und über den Stand der Entzifferung der Keilschriften ein selbständiges Urtheil abzugeben. Zu diesem Zwecke war eine Kenntniß der orientalischen

Sprachen unerläßlich und hier war ihm besonders die Unterstützung seines Freundes Martin Haug, des großen Zendkenners, von wesentlichem Nutzen.

So entstand die Schrift, welche schon durch ihren Titel an die berühmte Abhandlung Niebuhrs über den armenischen Eusebius erinnert und von dem geistigen Zusammenhange, dem sie angehört, Zeugniß ablegt, die Schrift über den historischen Gewinn aus der Entzifferung der Assyrischen Inschriften nebst einer Uebersicht über die Grundzüge des assyrisch-babylonischen Keilschriftsystems. Berlin 1856. Es war die erste Arbeit deutscher Forschung auf dem Boden der neu eröffneten Wissenschaft von Ninive und Babylon, in knapper Form eine Fülle mannigfaltigster Untersuchungen zusammenfassend, schlicht und anspruchslos und doch mit voller Klarheit und den schwierigsten Fragen gegenüber sichere Stellung nehmend.

Diese Schrift gab er als Docent der Philologie und alten Geschichte an der Bonner Universität heraus. Denn auch in dieser Beziehung hatte das Vierteljahr in London eine entscheidende Bedeutung für sein Leben, daß er sich entschlossen hatte, fortan ganz der wissenschaftlichen Forschung und dem akademischen Berufe zu leben. Er kehrte in das Elternhaus zurück und habilitirte sich an derselben Universität, an welcher sein Vater so lange segensreich thätig war und auch sein Bruder Dietrich als Docent der Botanik wirkte. Als der Letztere dem Rufe folgte, welcher ihm in Indien einen großartigen Wirkungskreis öffnete, übernahm er von ihm die Aufsicht über ausländische, meist englische Pensionäre, welche nun mit ihm im elterlichen Hause wohnten.

Dieser zeitraubenden Beschäftigung ungeachtet, arbeitete er auf dem Gebiete historischer Philologie rastlos weiter.

Die Forschung über die Annalen der orientalischen Geschichte führte ihn zu einer Vergleichung dessen, was für die Anfänge der hellenischen Geschichte an chronologischen Systemen überliefert ist, und er benutzte die auf Ritschls Veranlassung ihm übertragene Abfassung des akademischen Fest-Programms zum 15. October 1857, um die Ergebnisse seiner Forschung in einer Abhandlung

über die älteſten Zeitrechnungen der Griechen (de temporum graecorum antiquissimorum rationibus) niederzulegen. Es war eine Gelegenheitsſchrift, aber eine ſolche, welche für die Quellenkunde der alten Geſchichte eine bleibende Bedeutung hat. Denn ſo oft man auch die Königsliſten benutzt und abgedruckt hat, welche ſeit der alexandriniſchen Zeit der herkömmlichen Chronologie griechiſcher Vorzeit zu Grunde liegen, ſo war doch die Frage, wie dieſe Namen- und Zahlenreihen entſtanden ſeien, noch niemals eingehend erwogen worden. Brandis hat hier zuerſt eine kritiſche Unterſuchung angeſtellt, er hat die überlieferten Liſten geprüft und ihre verſchiedenen Beſtandtheile geſondert, je nachdem ſie auf Thatſachen beruhen oder auf unbeſtimmter Erinnerung oder endlich auf einer künſtlichen Conſtruction, welche ſich in gewiſſen Zahlſymmetrien erkennen läßt. Man kann nachweiſen, wie die Fürſtenliſten an örtliche Ueberlieferungen anknüpfen und wie ſie dann in die Hände der ſogenannten Logographen gekommen ſind, unter denen namentlich Hellanikos der Lesbier es geweſen iſt, welcher die örtlichen Ueberlieferungen ſammelte, ſie unter einander auszugleichen ſuchte und bei dieſem Beſtreben die attiſche Ueberlieferung zu Grunde legte, welche in der Zeit der Piſiſtratiden ihre feſte Form erhalten hat. Dadurch hat er ihr eine Autorität verſchafft, welche ſie bis auf die Zeit der Alexandriner behauptet hat, bis auf die Zeit, da Eratoſthenes ſich in Betreff der griechiſchen Vorgeſchichte an die ſpartaniſchen Liſten anſchloß. Manches von dieſen Reſultaten mag noch zweifelhaft ſein, wie z. B. die Bedeutung, welche Hellanikos zugeſchrieben wird, indeſſen iſt das ganze Thema, deſſen Wichtigkeit für kritiſche Geſchichtskunde Niemand verkennen kann, hier zum erſten Male methodiſch behandelt. Der Urſprung der Königsliſten aus örtlicher Tradition, die Anwendung der Generationsberechnung und andere Punkte ſtehen feſt, und viele Unterſuchungen, wie namentlich die von Gutſchmid über die makedoniſchen Königsliſten, knüpfen an Brandis an.

Im October 1857 wurde das ſtille Leben des Privatdocenten auf unerwartete Weiſe unterbrochen.

Die Frau Prinzessin von Preußen hegte schon lange den Wunsch, einen jungen Mann in ihrem Dienste zu haben, welchem sie einen Theil ihrer Privatgeschäfte mit vollem Vertrauen übertragen könnte; sie wünschte keinen gewöhnlichen Geschäftsmann, sondern einen Mann von gelehrter Bildung, sie kannte Brandis aus der Studienzeit des Kronprinzen in Bonn; sie kannte ihn durch Bunsen; und mir schien von Anfang an die Wahl die allerglücklichste zu sein, denn es war schwer einen Andern zu finden, welcher mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit so viel allgemeine Bildung, so viel Charakterfestigkeit, so viel feinen Takt und würdigen Anstand verband.

Ich wußte, daß die hohe Frau die bestimmte Absicht hatte, Ihrem Sekretär möglichst viel Muße zu eigenen Arbeiten übrig zu lassen, und so konnte ich meinem Freunde zu der ehrenvollen Berufung nur Glück wünschen.

Im November 1857 schrieb er seiner Mutter den ersten Brief vom Hofe und schilderte ihr die Eindrücke der neuen Umgebung. Bald siedelte er mit dem Hofe nach Berlin über und lernte hier die Welt kennen, in welcher er sich nun bewegen mußte.

Er blieb in den neuen Verhältnissen sich selbst und seinen Zielen vollkommen treu. Der ununterbrochene Briefwechsel mit seinem Vater erhielt ihn in steter Verbindung mit den Kreisen der Gelehrten und schon im Winter war er von Neuem mit Studien der assyrischen Keilschrift beschäftigt. Das Räthsel der Polyphonie hörte nicht auf, ihn immer wieder zu reizen, es quälte ihn, daß er die Grundsätze derselben nicht zur Klarheit bringen konnte; endlich ließ er diese Forschung liegen und begnügte sich damit, noch einmal eine bündige Zusammenfassung unserer gesammten Kenntniß assyrischer Cultur und Geschichte zu geben. Das ist in dem vortrefflichen Aufsatze: „Assyrien" geschehen, der in Paulys Realencyklopädie abgedruckt ist.

Inzwischen war er, von demselben Punkte ausgehend, wo er seine erste selbständige Untersuchung begonnen hatte, schon längst auf eine andere Fährte gekommen. Er fühlte wohl, daß die Probleme der assyrischen Philologie, nachdem die erste Bahn

gebrochen, durch Orientalisten von Fach ihre weitere Behandlung erhalten mußten. Für seine Person erschien es ihm als eine dankbare Aufgabe, denjenigen Resultaten assyrischer Cultur, welche sich von ihrem heimathlichen Boden ganz abgelöst haben und Gemeingut der alten Welt geworden sind, auf das Sorgfältigste nachzugehen und die Wege der Verbreitung zu erforschen. Hier hatte er eine Aufgabe, welche seinen besonderen Fähigkeiten und Neigungen in vorzüglichem Grade entsprach. Denn nichts liebte er mehr, als auf dem Wege exacter Forschung zur Aufhellung des Alterthums beizutragen und Resultate zu gewinnen, welche durch Messen und Wägen mit mathematischer Gewißheit festgestellt werden konnten, und von unscheinbaren Denkmälern ausgehend, den Zusammenhang der alten Welt im Großen und Ganzen erhellen konnten.

In dieser Beziehung war er ein echter Schüler von Böckh, der in seinen metrologischen Untersuchungen den Weg gezeigt hatte, wie man in den Maß- und Gewichtsystemen, die bis dahin ein unübersehbares Chaos gewesen waren, einen Zusammenhang nachweisen und die Erfindungen der Priesterschaft in Babylon in ihrer Verbreitung durch alle Küstenländer des Mittelmeeres verfolgen könne. Th. Mommsen hatte in seiner Geschichte des römischen Münzwesens schon einen Ueberblick über die asiatisch-griechischen Währungen gegeben. Den geschichtlichen Zusammenhang derselben bis in das Einzelne zu verfolgen, war eine Aufgabe, welche nach den Arbeiten von Böckh und Mommsen unternommen werden mußte, die aber wegen der unabsehlichen Fülle des in den verschiedensten Sammlungen zerstreuten Materials mit den größten Schwierigkeiten verbunden war.

Brandis entschloß sich, an diese Aufgabe zu gehen. Die weit aussehenden Vorarbeiten schreckten ihn nicht, denn inmitten einer mannigfaltigen Geschäftigkeit und eines buntbewegten Lebens fühlte er sich dadurch gehoben und gestärkt, daß er in jeder Mußestunde an eine Arbeit zurückkehren konnte, bei der er sich zu einsamer Forschung sammelte, deren Förderung in allen Urlaubsreisen (für welche die Fürstin jährlich in zuvorkommendster Güte Sorge trug) sein Augenmerk war und deren Faden eine Reihe

von mehr als zehn Jahren hindurch er nie aus den Händen ließ.

Seine Arbeit zerfiel der Sache gemäß in drei Haupttheile. Zuerst kam es darauf an, in Vorderasien selbst die dort heimischen Maß- und Gewichtsysteme mit Hilfe der inzwischen zahlreich aufgefundenen Gewichtstücke vollständig und urkundlich nachzuweisen. Dies konnte mit einer Sicherheit geschehen, wie es auf keinem andern Gebiete der Alterthumskunde möglich ist; denn die Metrologie hat den Vorzug, mit einem Systeme beginnen zu können, welches so vollkommen ausgebildet war, daß auch die heutige Wissenschaft nichts daran zu bessern vermöchte. Es ist dasselbe Sexagesimalsystem, welches die Vorzüge des decimalen und duodecimalen Systems verbindet und der Eintheilung der Grade, des Guldens, der Stunde und Minute noch heute zu Grunde liegt. Die Methode des Rechnens, welche den Stellenwerth der Ziffern kennt, die Genauigkeit der Eichung, welche an erhaltenen Normaletalons controlirt werden kann, Alles was zur Kenntniß dieses Systems gehört, in welchem wir eines der vollkommensten Erzeugnisse des theoretischen und praktischen Verstandes erkennen können, ist von Brandis zuerst vollständig und lichtvoll auseinandergesetzt, und dies war für die Culturgeschiche der alten Welt ein wesentlicher Fortschritt.

Die zweite Aufgabe war, das fertige und in sich abgeschlossene System in der Bewegung darzustellen, d. h. in seiner inneren Entwickelung so wie in seiner Verbreitung nach außen. Die Veränderungen, welche es erleidet, beruhen auf dem Gebrauch zweier verschiedener Metalle; es bildeten sich neben der Goldwährung Silberwährungen; das Silbergewicht erfuhr verschiedene Theilung und so bildeten sich verschiedene Münzfuße, deren jeder seine besondere Geschichte hat. Andere Veränderungen beruhen auf hellenischem Einflusse; das ursprüngliche System wird von andern Rechnungsweisen durchbrochen, neue Rechnungseinheiten werden eingeführt. Der gemeinsame Ursprung verleugnet sich aber nicht und deshalb können die verschiedenen Münzfuße der alten Welt so zusammengestellt werden, daß die

Verzweigung von dem gemeinsamen Ursprunge wie in einem Stammbaume veranschaulicht wird.

Die Thatsachen, um die es sich hier handelt, sind von sehr trockener und scheinbar unfruchtbarer Natur, und doch sind es Materialien zur Geschichte der alten Cultur von der höchsten Wichtigkeit, weil sie über Verkehrsverhältnisse in einer Zeit, über welche keine Quellen anderer Art vorliegen, urkundlichen Aufschluß geben.

Die Geschichte der Gewichtsysteme in Kleinasien und der damit entsprungenen Münzwährungen führte Brandis zur Geschichte der Münzprägung, welche in dem Grenzlande der hellenischen und asiatischen Welt zu Hause ist. Es ist eine der merkwürdigsten Thatsachen der Culturgeschichte, daß in den alten Weltstädten Asiens alle Kenntnisse und Erfindungen zu Hause sind, auf denen das Münzwesen beruht, aber die eigentliche Verwerthung dieser Erfindung für das Gemeindeleben und den Handel eben so wie die künstlerische Ausbildung der Münzen das Verdienst der Hellenen ist, so daß die durch griechischen Geist ausgebildete Münze wieder von den Griechen entlehnt in den asiatischen Reichen eingeführt wird.

Man erkennt, eine wie inhaltreiche Geschichte in dem kleinasiatischen Münzwesen enthalten ist und welche Bedeutung für die Kenntniß des Alterthums deshalb der dritte Abschnitt des Brandisschen Buchs hat, in welchem er das asiatische Münzwesen durch alle Staaten und Städte bis auf Alexander den Großen behandelt.

Mit unverdrossenem Fleiße hat er das unermeßliche Material in den Münzcabinetten von London, Paris, Berlin u. a. zusammengebracht, über 5000 Münzen hat er einzeln untersucht und so beschrieben, daß Gewicht, Ursprung, Aufbewahrungsort, Metall, Prägbild und Münzfuß genau angegeben sind. Es giebt wenig Werke deutscher Wissenschaft, welche wie dieses mit so gewissenhafter Treue ganz aus den Quellen, aus weit zerstreuten, sämmtlich mit eigner Hand und eignem Auge geprüften Urkunden geschöpft sind.*)

*) Das Maß-, Münz- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alexander den Großen. Berlin, Verlag von W. Hertz 1866.

Es ist ein Buch, das zum großen Theil aus Münzbeschreibungen und Münzverzeichnissen besteht, aus dem aber überall in das Völker- und Staatenleben weite Ausblicke sich öffnen, welche er mit der ihm eigenen Zurückhaltung mehr andeutet als ausführt. Es ist ein in sich abgeschlossenes Werk, ein Werk von bleibender selbständiger Bedeutung, aber freilich ist es nur ein Torso, denn Brandis hat sich für sein Forschungsgebiet eine Grenze gezogen, welche das geschichtlich Zusammengehörige durchschneidet; er hat in weiser Selbstbeschränkung den Geldverkehr des griechischen Festlandes von seiner Betrachtung ausgeschlossen. Seine Absicht war, die Fäden wieder aufzunehmen, um sie von der asiatischen Seeküste nach den europäischen hinüberzuführen, und er arbeitete seit Jahren unverdrossen, um die Münzverhältnisse in Aigina, Euboia, Korinth, Athen u. s. w., deren Zusammenhang mit den asiatischen Vorbildern nur angedeutet ist, in ihren besonderen Entwickelungen darzustellen.

In kleineren Abhandlungen verwerthete er einzelne Entdeckungen, die sich ihm bei seinen, dem Grenzgebiete des Orients und Occidents zugewendeten Betrachtungen ergaben und die von dem außerordentlichen Spürsinne zeugen, mit dem er aus unscheinbaren Thatsachen bedeutende Folgerungen zu machen wußte.

Die Beschäftigung mit den babylonisch-assyrischen Urkunden hatte ihn vielfach auch auf die Gottesdienste Vorderasiens geführt, namentlich auf die siderische Seite derselben, d. h. auf die den fünf damals bekannten Wandelsternen nebst Sonne und Mond gewidmete Verehrung. Durch den systematisch ausgebildeten Planetendienst erhielt die Siebenzahl eine heilige Bedeutung. Den sieben Gestirnen waren nicht nur die Wochentage heilig, sondern ihnen wurden auch Tempel gebaut und Städte geweiht. Er zeigte nun in überraschender, aber zweifelloser Weise, daß auch den sieben Thoren Thebens dieselbe Bedeutung zu Grunde liege, daß auch diese Stadt nach demselben System wie Borsippa und Ekbatana den Planetengöttern geweiht worden sei, und wenn es auch darum noch nicht ausgemacht ist, daß Phönizier nach babylonischen Normen die böotische Stadt gebaut haben, so ist doch der Einfluß babylonischer Tradition erwiesen und man er-

kennt, wie unrichtig es war, erst in der Zeit nach Alexander Einwirkungen des orientalischen Aberglaubens in Griechenland anzunehmen. (Hermes II. S. 259.)

Eine andere Arbeit — die letzte, welche er mit eigner Hand vollendet hat, — hängt unmittelbar mit seinen numismatischen Studien zusammen. Diese hatten ihn oft empfinden lassen, wie sehr das Verständniß der griechischen Prägbilder noch der wünschenswerthen Klarheit ermangele. Er wendete seine Aufmerksamkeit besonders auf die den Haupttypen sich anschließenden Nebenzeichen und auf die häufig berührte, aber noch nie in größerem Zusammenhange behandelte Frage, ob diese Nebenzeichen als Privatwappen der Münzbeamten aufzufassen seien oder nicht. Brandis wies in seinem Aufsatze „Ein Beitrag zur griechischen Wappenkunde" (A. v. Sallets Zeitschrift für Numismatik I. S. 58) auf die Analogie der Tafeln von Herakleia hin. Hier sind die in der Inschrift angeführten Zeichen, Heroldstab, Traube, Blume u. s. w. zweifellos Familienwappen und dienen neben den Namen als wesentliche Kennzeichen der verschiedenen Personen. Brandis benutzte nun die Münzen der Stadt Dyrrhachion, um hier aus einer langen Reihe unzweideutiger Beispiele den Beweis zu führen, daß die Beizeichen nichts anderes sind als die Familienzeichen der Münzbeamten, welche für das Vollgewicht der Münze einstehen. Er wies in einzelnen Beispielen die Beziehung des Wappenzeichens auf den Namen des Beamten nach; er zeigte, wie die Combination verschiedener Wappen die Verbindung verschiedener Familien andeute, und daraus folgt nicht nur für ganze Reihen anderer Münzen, wie der atheniſchen, wo die Deutung der Beizeichen streitig war, die richtige Auffassung, sondern auch das weitere, für die Culturgeschichte der alten Welt wichtige Ergebniß, daß das Wappenwesen, das im Orient so ausgebildet war und für Rom längst anerkannt ist, auch den Griechen nicht fremd gewesen ist. Aber auch hier erkennen wir, wie die Hellenen Alles, was sie vom Morgenland empfingen, mit der ihnen eigenthümlichen geistigen Freiheit aufnahmen und nach ihrer Weise gestalteten. Im Zusammenhange mit den Münzen wollte er auch die Eichungsstempel

auf den Henkeln griechischer Thonkrüge behandeln, auf denen auch das Siegel des verantwortlichen Beamten dazu dient, die Richtigkeit des Maßes zu beglaubigen.

Alle diese Untersuchungen haben den unschätzbaren Vorzug, daß sie mit sicherem Takte auf das Nachweisbare sich beschränken und mit sauberer Methode solche Resultate erzielen, die als solide Bausteine und feste Grundlagen zu weiteren Forschungen benutzt werden können.

Endlich führte ihn der Reiz, den es von Jugend an für ihn hatte, an unverstandenen Schriftgattungen des Alterthums seinen Scharfsinn zu erproben, auf die Denkmäler der Insel Kypros.

Kypros hat für die Culturgeschichte der Mittelmeerländer eine hervorragende Bedeutung. In der Mitte von Asien, Afrika und Europa gelegen, ist das reiche Eiland von Anfang an der Schauplatz gewesen, wo die verschiedenartigen Einflüsse der abendländischen und der morgenländischen Welt die deutlichsten Spuren hinterlassen haben, und die Mischung verschiedener Nationalitäten ist hier so groß, daß man über den Grundcharakter der Inselbevölkerung kein sicheres Urtheil bilden konnte. Um so mehr kam Alles darauf an, die einheimische Schrift und Sprache zu erforschen.

Die kyprischen Schriften auf Münzen hatte schon der Herzog von Luynes gesammelt, dem das große Verdienst gebührt, auf diesem Gebiete Bahn gemacht zu haben. Er hat auch das erste und bis jetzt noch einzige größere Schriftstück, die 31zeilige Bronzetafel von Idalion, herausgegeben; es war sogar auf seinen Anlaß der kecke Versuch gemacht worden, diese Tafel zu lesen und zu deuten, ehe man den Schlüssel der Schrift gefunden hatte, welcher ohne eine doppelsprachige Inschrift nicht zu finden war.

Kaum hatte also Brandis, welcher schon in seinem großen Werke den Urkunden und der Geschichte von Kypros eingehende Forschung gewidmet hatte, von der Auffindung der ersten kyprisch-phönikischen Inschrift, welche durch Herrn Lang in das brittische Museum gekommen war, Nachricht erhalten, als er sich mit

größtem Eifer daran machte, diese Entdeckung für die Wissenschaft zu verwerthen.

Georg Smith hatte schon den Anfang gemacht und mit Hülfe der Langschen Inschrift zuerst das Wort Basileus und dann die zum Königstitel gehörigen Namen bekannter Fürsten von Cypern gelesen. 33 Buchstaben waren festgestellt, der griechische Charakter von Sprache und Schrift war gesichert. Dies bestätigte sich auch durch die Studien von S. Birch. Brandis aber blieb es vorbehalten, das ganze Schriftsystem zuerst methodisch zu behandeln. Vom Bekannten zum Unbekannten sehr vorsichtig fortschreitend, gelang es ihm durch das Studium der durch Cesnola gesammelten Inschriften, welche jetzt nach New-York gebracht, in Abdrücken aber im brittischen sowie im Berliner Museum vorhanden sind, den Lautwerth der meisten der Schriftzeichen zu bestimmen. Die Arbeit war nicht leicht. Denn diese Inschriften sind meistens sehr kurz und auf porösem Kalkstein ziemlich nachlässig eingegraben. Aber er fand bald auch die aus schriftlicher Ueberlieferung bekannten Eigenthümlichkeiten der kyprischen Mundart auf den Steinen wieder. Nachdem der Charakter der Sprache erkannt war, tauchte ein Wort nach dem andern auf, und am Ende sah er sich im Stande, auch die große idalische Inschrift zu entziffern und darin einen Erbpachtvertrag nachzuweisen, in welchem festgesetzt wird, wie viel die Pächter von dem Korn, das sie bauen, für sich behalten dürfen.

Brandis begnügte sich nicht mit diesen Resultaten, sondern suchte der kyprischen Schrift in der Geschichte der Schriftsysteme des Alterthums ihre Stellung anzuweisen. Er erkannte darin einen Versuch, das asiatische Schriftsystem, welches in der persischen Keilschrift am vollständigsten entwickelt ist, auf einen griechischen Dialekt anzuwenden. Es ist eine Silbenschrift, in welcher die Consonantenzeichen den folgenden Vocal mit angeben, aber, indem die Vocale auch nicht selten besonders angegeben werden, finden wir die Kyprier im Uebergange zur neuen Buchstabenschrift. Wir finden noch eine Ueberfülle von Buchstaben, indem jeder Consonant mindestens dreimal vertreten ist, aber man erkennt das Streben, aus einer verwirrenden Zeichenfülle zu einer weisen

Oekonomie im schriftlichen Ausdruck vorzudringen. Vor ihrer vollständigen Entwickelung auf diesem Wege ist die einheimische Schrift um die Zeit des Euagoras durch die hellenische Schrift verdrängt worden.

Aus den gegebenen Andeutungen erhellt zur Genüge, welchen wesentlichen Fortschritt in der Culturgeschichte der alten Welt die Entzifferung der kyprischen Inschriften bezeichnet, und man wird nur um so schmerzlicher empfinden, daß nach der im Manuscript vollendeten Abhandlung „Versuch zur Entzifferung der kyprischen Inschriften", welche ich im Auftrage des Verfassers am 8. Mai 1873 der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin vorlegte*), die weitere Ausführung und Verwerthung dieser Entdeckung, welche mit einer vollständigen Sammlung aller kyprischen Schriftreste erfolgen sollte, von ihm nicht mehr gegeben werden kann. Die deutsche Forschung wird aber nicht lässig sein, den durch ihn gebahnten Wegen nachzugehen.

Das ist ein kurzer Rückblick auf die wissenschaftliche Thätigkeit von Johannes Brandis und wenn wir auch nie ohne Wehmuth daran denken können, daß er im vollen Schaffen und in der Vorbereitung neuer wichtiger Arbeiten vom Tode überrascht worden ist, so finden wir doch einen Trost darin, daß es ihm in den zwanzig Jahren, in denen er als Gelehrter thätig war, der äußeren Unruhe seines Lebens ungeachtet gelungen ist, eine solche Reihe von Arbeiten zu Stande zu bringen, von denen jede einzelne in der deutschen Wissenschaft ihre Bedeutung hat; zusammen aber bilden sie ein Denkmal seines geistigen Lebens, welches ihm ein dankbares Andenken sichert, so lange man mit vollem Ernste in das Leben des Alterthums eindringen wird.

Es sind sehr mannigfaltige Arbeiten und doch geht eine innere Einheit durch alle hindurch. Alle sind aus einem Geiste geboren, dem Geiste Niebuhrscher Forschung, welchen er schon im Elternhause eingesogen hatte; alle gehen vom Kleinen und Einzelnen in das Ganze und Große und zielen dahin, neue Mittel herbeizuschaffen, um die Thatsachen der alten Cultur-

*) Wegen Anfertigung des kyprischen Alphabets verzögert, ist der Aufsatz abgedruckt im Septemberheft der Monatsberichte der k. Akad. der Wiss. 1873.

geschichte im Zusammenhange zu erkennen und auf dem Wege exacter Methode die wichtige Frage nach den orientalischen Quellen der hellenischen Bildung ihrer Lösung näher zu führen.

Auch sein äußeres Leben, so mannigfaltig es sich auch gestaltet hat, so vielfach es durch äußere Anlässe bestimmt und aus seiner angewiesenen Entwickelung scheinbar abgelenkt worden ist, erscheint uns doch, wenn wir es im Zusammenhange überblicken, als ein Ganzes, in welchem Eins zum Anderen gehört, Eins das Andere vorbereitet.

Auch hier beginnt Alles vom Vaterhause, in dem er mit seinem ganzen Wesen wurzelte. Vom Vater ererbte er die Beziehung zu Bunsen; des Vaters Freund ward sein Gönner und Freund; er führte ihn in die Welt ein, machte ihn in England heimisch und ermuthigte ihn zu größeren Arbeiten. Die schwierige Aufgabe, welche er mit der Uebernahme des Pensionats im Elternhause antrat, wurde ihm eine Schule praktischer Erfahrung, in welcher er Gelegenheit hatte, sich namentlich in Kassenverwaltung und anderen praktischen Dingen eine geschäftliche Gewandtheit anzueignen, welche ihm später sehr zu Statten kam. Die Unterbrechung seiner Lehrthätigkeit an der Bonner Universität war aber kein solcher Verlust für ihn und für die Wissenschaft, wie es Manche damals und später angesehen haben, weil er zum Unterricht keine besondere Neigung und Befähigung hatte. Er war viel mehr Forscher als Lehrer. Die stille, einsame Arbeit war sein Element, und dadurch hat die hohe Frau, welche ihn in ihren Dienst nahm, sich um die Wissenschaft ein unvergängliches Verdienst erworben, daß sie den Gelehrtenberuf unseres Freundes in solchem Grade zu ehren wußte und unausgesetzt Sorge trug, ihm nicht nur täglich ungestörte Mußestunden zu sichern, sondern auch jährlich längeren Urlaub für wissenschaftliche Reisen sowohl wie für vollständig ungestörte Muße gestattete. So wurde es ihm möglich, in seinem vielbeschäftigten Amte die Reihe von Arbeiten zu Stande zu bringen, wofür er bei ununterbrochener Lehrthätigkeit die nöthigen Mittel und die nöthige Muße sich vielleicht nicht in gleicher Weise verschafft haben würde.

Auch in der Beziehung hat sich sein äußeres Leben harmonisch

gestaltet, daß er zuletzt wieder an demselben Ufer, wo seine Wiege gestanden hat, heimisch geworden ist.

Es war für die Brandisschen Söhne ein wehmüthiger Lebensabschnitt, als nach dem Tode des Vaters das Haus sich schloß, welches ihr Mittelpunkt war und das über ein halbes Jahrhundert ein Vereinigungspunkt der edelsten Männer, ein Sitz der schönsten Geselligkeit, eine Pflegestätte für Kunst und Wissenschaft und alle idealen Interessen gewesen ist. So wie also Johannes Brandis die Mittel hatte, erwarb er sich in der Nähe von Bonn, an einem Punkte, der vielleicht der schönste am Rheinufer genannt werden kann, dem Siebengebirge gegenüber, in Rüngsdorf bei Godesberg ein bescheidenes Grundstück und baute sich dort ein kleines Landhaus, wo er in den Wochen des Urlaubs still arbeiten und nach des Vaters Beispiel seine Freunde bei sich sehen wollte. Es war das dritte Mal, daß er nach Vollendung der Wiener Reise in dem eben vollendeten Hause ausruhen wollte.

Die Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, die Einer vollendet hat, läßt sich leicht nennen und charakterisiren, und ebenso die Reihe der Ereignisse, welche den Gang seines äußeren Lebens bedingen. Wer aber wagt es, das innere Leben des nächsten Bekannten, die innere Lebensgeschichte darzustellen? Diese Aufgabe ist bei Johannes Brandis von besonderer Schwierigkeit, weil er in seinen reiferen Jahren sehr zurückhaltend war und den Eindruck eines Mannes machte, der in seinem geistigen Wesen ganz auf sich beruhte, Anderer wenig bedurfte und sich über die Vorgänge seines inneren Lebens auch den Nächsten mitzutheilen kein Bedürfniß fühlte. Viele seiner Bekannten, welche ihn wohl zu schätzen wußten, konnten in dieser Beziehung ein gewisses Mißbehagen nicht verleugnen. Sie vermißten ein offenes und herzliches Entgegenkommen und haben wohl in unbilliger Weise den Grund seiner Kälte und vornehmen Zurückhaltung in seiner amtlichen Stellung gesucht, als wenn diese Veranlassung gewesen wäre, seinen Charakter zu verändern.

Es versteht sich von selbst, daß seine Stellung ihm ein besonderes Maß von Zurückhaltung zur Pflicht machte. Bei

seiner Gewissenhaftigkeit war er in diesem Punkte ganz besonders strenge gegen sich; auch fühlte er von dem Tage an, da er in Lebenskreise eintrat, welche ihm bis dahin fremd gewesen waren, sich um so mehr verpflichtet, seine Lebendigkeit zu zügeln und sich der vorsichtigsten Ruhe und Selbstbeherrschung zu befleißigen.

Dazu wirkte auch sein körperlicher Zustand. Er hatte nämlich schon beim Eintritt in das Jünglingsalter eine schwere Krankheit durchzumachen, bei welcher zuerst ein Herzübel zu Tage trat. Dies Uebel hat ihn mehrfach auf das Krankenlager geworfen und hat ihn als ein steter Mahner durchs Leben begleitet. So stattlich und frisch seine Erscheinung war, fühlte er sich doch stets von dem inneren Feinde bedroht und wer ihn genau kannte, spürte an einer plötzlichen Veränderung seiner Züge, daß er zu leiden und zu kämpfen habe. Er klagte nie, aber je mehr er innerlich durchzumachen hatte, um so ruhiger erschien er nach außen, und auch die steife gerade Haltung, die ihm eigen war, erklärt sich daraus, daß er so vor den immer drohenden Beängstigungen am sichersten zu sein glaubte.

Die Menschen entwickeln sich in zwiefacher Weise. Entweder es entfaltet sich der Charakter einfach und ungestört aus dem inneren Keime, wie eine Pflanze aus dem Samen, oder es tritt eine mehr oder minder bewußte Gegenwirkung ein, welche den natürlichen Gang der Entwickelung verändert.

Wie ich Johannes Brandis als Knaben kannte, hatte er ein höchst erregbares Gemüth und ein sehr starkes Empfindungsleben. Er war leidenschaftlich in Liebe und Abneigung, in Hingabe und Eigenwillen. Mit bewußtem Entschlusse hat er sich selbst, da er heranreifte, gestählt, Phantasie und Empfindung gezügelt, und weil er nicht weich sein wollte, erschien er wohl wie eine rein verständige kalte Natur und der ferner Stehende konnte dazu kommen, das zu vermissen, was doch der ursprüngliche Kern und der tiefste Zug seines Lebens war.

Dieser Grundzug bewährte sich in seiner Familiengemeinschaft. Ein Kind des Hauses zu bleiben, war ihm, so lange er seine Eltern hatte, ein inneres Bedürfniß, und wenn der Austausch mit dem Vater ihm ein steter Antrieb war, in der Wissenschaft

fortzuleben, so trat der trefflichen Mutter gegenüber, welcher er mit der zärtlichsten Liebe anhing, das auf den tiefsten Grund seines Wesens zurückgedrängte Gefühlsleben in sein Recht. Der ideale Zug, welcher das Wesen der Mutter in seltener Stärke beherrschte, war als Erbtheil auf ihn übergegangen und eine Kraft geworden, deren stiller Einwirkung er sich nie entziehen konnte, und in der Erinnerung an sie tönten die zartesten Saiten seines Wesens leise fort. Das Elternhaus erhielt sich, nachdem es aufgelöst war, in dem geistigen Zusammenleben der Geschwister, zu denen auch die Cousine gehörte, welche dem verwittweten Vater das Haus geführt und ihn an seinem Lebensabend wie eine Tochter gepflegt und beglückt hatte. Die Brüder, deren jüngster, Carl, in Hessen Gutsbesitzer ist, sind bis zuletzt auch Johannes theuerste und nächste Freunde geblieben und zu den Geschwistern gehörte auch im vollen Sinne die Cousine Anna von Hartmann, welche seit dem Tode der Mutter das väterliche Haus geführt und alle Freuden und Leiden von Johannes Brandis mit schwesterlichem Herzen getheilt hat.

Der angeborene Zug eines tiefen Gemüthslebens offenbarte sich bei ihm auch darin, daß er die Pflichten seines Amtes nicht bloß mit einer bis ins Kleinste gehenden Gewissenhaftigkeit des Beamten erfüllte, sondern mit einer persönlichen Hingebung, welche ihn jede Dienstleistung wie eine Herzenssache ansehen ließ. So hat er der Fürstin, welche den Kern seines Wesens, der den Meisten verborgen blieb, in vollem Maße zu würdigen verstand, bei stets wachsender Arbeit und Verantwortlichkeit mit immer gleicher Freudigkeit gedient, und im Gespräche mit den nächsten Freunden oft zu erkennen gegeben, wie die tiefe Dankbarkeit für ein ungestörtes Vertrauen, für die zartesten Rücksichten, für eine in guten und bösen Tagen bewiesene Güte der Grundton seines Lebens war.

Ich darf auch wohl hinzusetzen, daß er des Kaisers persönliches Wohlwollen als ein Glück seines Lebens betrachten durfte und daß der Kronprinz, welcher ihn von Bonn her als seinen Commilitonen lieb hatte, und die Kronprinzessin ihm immer mit besonderer Huld zugethan waren.

Betrachten wir Brandis in seinen übrigen Lebensbeziehungen, so wird ein Einzelner kaum im Stande sein, sie vollständig zu überblicken. Sie waren so mannigfaltig, daß seine Person schon deshalb Vielen ein Räthsel ward, weil sie sich in seine scheinbar einander widersprechenden Eigenschaften und Richtungen nicht zu finden wußten.

Dem Kerne nach eine deutsche Forschernatur, der echte Sohn eines Professorenhauses, mit dem körperlichen und geistigen Gepräge einer gewissen steifen Verschlossenheit und Befangenheit, der Stubengelehrte, der sich zwischen seinen Büchern am glücklichsten fühlte und sich mit der edlen Leidenschaft eines unermüdlichen Spürsinns in wissenschaftliche Probleme vertiefte, in welche ihm auch von den Fachgenossen nur Wenige folgen konnten, — auf der anderen Seite ein Weltmann, welcher sich in der sogenannten großen Welt mit voller Freiheit und Zuversicht bewegte und seine Freude daran hatte, an deutschen Höfen wie in der englischen Aristokratie immer neue Verbindungen anzuknüpfen; der gründlichste Forscher auf dem Gebiete des fernsten Alterthums und dabei ein Mann der ausgebreitetsten Welt- und Menschenkenntniß, wozu er seine Reisen in England, Frankreich, Spanien und Italien auf das Eifrigste benutzt hatte. Schweigsam, zurückhaltend und von so peinlicher Gewissenhaftigkeit, daß es ihm nicht möglich war, einen Satz niederzuschreiben, für den er nicht mit mathematischer Sicherheit den Beweis führen konnte, — und dabei im geselligen Kreise ein Meister der Unterhaltung, gewandt und lebendig, sprühend von Geist und Witz, und wenn er für gewöhnlich das Gepräge des tiefsten Ernstes auf seiner Stirne trug, so trat zu Zeiten eine kindliche Fröhlichkeit in voller Stärke zu Tage. Dabei hat ihn das Vorgefühl eines frühzeitigen Endes nie verlassen, aber auf diesem dunkeln Hintergrunde konnte eine beinahe stürmische Lebenslust hervorleuchten und die jugendliche Fähigkeit zum vollsten Lebensgenusse hat ihn nie verlassen. Noch aus Wien schrieb er kurz vor seinem Ende in voller Begeisterung über alles Schöne und Außerordentliche, das er dort gesehen hatte.

Die Vereinigung so vieler zum Theil gegensätzlicher Eigenschaften, wie sie sich selten wieder zusammenfinden werden, gab seiner Person einen großen Reiz. Er konnte in jedem Kreise bieten, was man dort am wenigsten erwartete; durch sein reiches Wissen und Können, seine ausgebreitete Lebenserfahrung wußte er überall, wo Empfänglichkeit für geistigen Genuß vorhanden war, zu geben, anzuregen, zu spannen, zu fesseln. Viel gesucht und viel verwöhnt, hat er sich zu einer Ueberschätzung seiner Gaben niemals verleiten lassen und ist dem Grundzuge seines Wesens, dem Streben nach Wahrheit und Erkenntniß, stets treu geblieben. Er hat auch in der großen Welt immer Verbindungen anzuknüpfen gesucht, welche über die Alltäglichkeit dessen, was man dort zu suchen pflegt, weit hinausgingen. Er hat unausgesetzt darnach gestrebt, die verschiedenartigen Anlagen und Kräfte, die ihm angeboren waren, und die verschiedenen Richtungen, auf welche ihn sein Lebensweg geführt hatte, zu einer in sich geschlossenen Persönlichkeit harmonisch auszubilden, und diese Harmonie wäre immer völliger erreicht worden, wenn ihm ein höheres Alter beschieden gewesen wäre.

In der Wahl seines Umgangs war Brandis eine im guten Sinne des Worts aristokratische Natur. Als Freund wollte er nur mit den Besten verkehren, und der trauliche Austausch mit auserwählten Genossen war ihm, wie er es vom Vaterhause her gewohnt war, die eigentliche Würze und die Blüthe des menschlichen Lebens. Er wußte in allen Gesellschaftskreisen das echt Menschliche, Tüchtige und Gute herauszufinden.

Von fürstlichen Persönlichkeiten stand ihm der edle und joviale Prinz Waldemar von Holstein, der als Gouverneur von Mainz verstorben ist, besonders nahe. Aus dem Stande der Staatsmänner und Diplomaten nenne ich den Freiherrn von Roggenbach, Lord Odo Russel, den englischen Geschäftsträger in München Morier, und den nah befreundeten Kurd von Schlözer. Aus militärischen Kreisen war der General Julius von Hartmann, sein Verwandter von mütterlicher Seite, auch sein nächster Freund.

Die vom Elternhause her stammenden Beziehungen standen ihm immer am höchsten und galten ihm als die theuersten Erbstücke. Vor Allem war ihm kein Haus so werth wie das des ältesten Freundes seines Vaters, Twesten; hier blieb er immer wie Sohn im Hause und die väterliche Freundschaft lebte in der zweiten Generation weiter. Karl Twesten war Brandis ein Musterbild von sittlicher Kraft, Charakterfestigkeit und rücksichtsloser Wahrheitsliebe. Ebenso lebte die väterliche Freundschaft mit Bunsen im zweiten Geschlechte fort; Georg von Bunsen ist ihm immer ein brüderlicher Gefährte geblieben. Auch der Maler Berg, der künstlerische und wissenschaftliche Darsteller von Rhodos, Japan, China war ihm von Bonn her ein Freund, dem er mit voller Treue anhing.

Am meisten ist Brandis bis zuletzt im Kreise der Wissenschaft heimisch geblieben. Er dachte hoch vom Berufe derer, welche sich ganz dem Dienste der Wissenschaft widmen, und er konnte nie zorniger aufwallen, als wenn er sah, daß durch Intrigue, durch Selbstsucht oder hämische Anfeindung die Ehre des deutschen Gelehrtenstandes gefährdet werde.

Während der Monate, die er in Berlin zubrachte, nahm er an dem wissenschaftlichen Leben der Hauptstadt den regsten Antheil. In der archäologischen Gesellschaft machte er noch im Sommer Mittheilungen über neu erschienene Werke, welche in das Gebiet seiner Studien einschlugen, wie Dumont Inscriptions céramiques und namentlich Schraders Werke über Assyrien, bei denen er mit besonderer Genugthuung anerkannte, daß nun endlich diese Forschung von einem auf der Höhe seiner Wissenschaft stehenden Orientalisten aufgenommen worden sei.

Eine besondere Freude hatte Brandis an den regelmäßigen Zusammenkünften, in welchen mit wissenschaftlichen Mittheilungen oder gemeinsamer Lectüre freier Austausch der Gedanken und der Genuß einer ungezwungenen Geselligkeit verbunden war. Er war ein eifriges Mitglied der Mittwochsgesellschaft, welche v. Bethmann-Hollweg, dem er ja auch von alten Bonner Zeiten her mit voller Pietät ergeben war, und Dorner gestiftet hatten, und trug hier über alte Münzkunde, über Geschichte der Astrologie

u. a. vor. Ebenso war er eifriges Mitglied der griechischen Gesellschaft, die uns wöchentlich am Freitag vereinigte.*)

Außerdem war es seine größte Freude, Männer, die er hoch schätzte, aus den verschiedensten Lebenskreisen zu freundschaftlichem Austausch bei sich zu vereinigen oder häuslich bei ihnen zu verkehren. So liebte er besonders den vertrauten Verkehr mit E. von Stockmar, mit Mommsen und Helmholtz, mit Lasker, Lazarus, Joachim u. A. Es war ihm ein Bedürfniß, durch persönliche Bekanntschaft mit allen bedeutenden Richtungen im geistigen Leben der Gegenwart unmittelbare Beziehung zu haben.

Wo er als Gast in die Häuser seiner Freunde kam, wußte er, wenn er sich wohl fühlte, immer mit vollen Händen zu geben und zu erfreuen. Er machte von den bunten Lebensbildern, die er an sich vorübergehen sah, von den Erlebnissen auf seinen Reisen, namentlich aus England, das er so genau kannte und sehr liebte, die reizendsten Mittheilungen; er las gerne vor, was ihn angesprochen hatte, und Manche, welche diese Zeilen lesen, werden dabei im Stillen der Abende gedenken, in welchen er der anregende Mittelpunkt eines häuslichen Kreises war, und werden es erklärlich finden, wenn der Schreiber dieser Zeilen nichts Ausführlicheres in die Oeffentlichkeit bringen mag, wie er ja auch darüber schweigt, was er ihm und seinem Hause gewesen ist, und sich scheut, die Treue zu rühmen, welche er ihm von den Tagen der Kindheit bewahrt hat.

Gewiß wäre es für ihn ein besonderer Segen gewesen, wenn es ihm beschieden gewesen wäre, einen eigenen Herd zu gründen und hier nach des Vaters Vorbild edle Geselligkeit zu pflegen, wozu er in seltener Weise befähigt und berufen war.

*) Ich führe hier die Namen der Mitglieder an, weil der Kreis der Freunde, in dem er sich so wohl fühlte, mit zu dem Bilde seiner Persönlichkeit gehört. Von der Universität und Akademie gehörten dazu: Bruns, Curtius, H. Grimm, Kronecker, Mommsen, Roth, Tobler, Zeller. Außerdem Georg von Bunsen, Minister Friedberg, Ministerresident Krüger und der Generaldirektor der Museen Richard Schöne. Allen Mitgliedern der Gesellschaft wird unvergeßlich sein, mit welcher Lebendigkeit sich Brandis namentlich an der Erklärung von Aristoteles' Politik und den Vögeln des Aristophanes betheiligte.

Ein Ersatz war es ihm, daß er auf seinem Landsitze in Rüngsdorf die Seinigen bei sich sehen und in glücklicher Ferienmuße der Wissenschaft und seinen Freunden leben konnte. Hier hat er im Frühjahr 1873 die letzte Frucht seiner wissenschaftlichen Muße vollendet. Am ersten Mai schickte er mir das Manuscript mit folgenden Worten: „Hierbei erhältst Du aus der Akademie von Rüngsdorf meine Arbeit. Sie enthält die Geschichte der Entzifferung der kyprischen Schrift und die Darlegung des Schriftsystems. Es wird sich daran die Erklärung der Inschriften und Münzlegenden und eine Abhandlung über die kyprische Sprache knüpfen. Im vorliegenden Theile habe ich nur hie und da Gelegenheit gehabt, mich auf Interpretation einzelner Stellen einzulassen."

Brandis ist immer am Rhein heimisch geblieben und als er in der Donaustadt krank lag, glaubte er die Wogen seines heimathlichen Stromes rauschen zu hören. Am Rheine lebte er auch wieder mit denen, welchen er seine wissenschaftliche Bildung verdankte, und es war ihm ein besonderer Genuß, wenn er Jakob Bernays, der aus seinem Lehrer sein Freund geworden war, des Abends nach seinem Tusculum abholen und dort mit ihm über alte und neue Politik in Ernst und Scherz disputiren konnte.

In seiner amtlichen Stellung, in der Wissenschaft, im Kreise seiner Freunde ist eine große Lücke, welche für die von dem Verluste Betroffenen nimmer ausgefüllt werden kann. Diese Zeilen sollen den näher und ferner Stehenden die Züge seines Bildes erneuern und den Schmerz um seinen Verlust dadurch mildern, daß wir gedenken, wie reich er in seinem kurzen Leben gesegnet gewesen ist und wie viel des Guten und Schönen er zu Stande gebracht hat.

XIX.

William Martin Leake.

Brief memoir of the life and writings of the late Lieutenant-Colonel William Martin Leake. London 1864. 4. For private circulation only.*)

Das Intereſſe der Engländer für Hellas begann mit der Schwärmerei für helleniſche Kunſt und dem Sammeleifer der Ariſtokratie, welche nach dem Vorgange des Earl von Arundel ihre Schlöſſer und Landſitze mit Antiken zu füllen begann (to transplant Old Greece into England**). Später und langſamer erwachte der topographiſche Sinn, zuerſt in Georg Wheler, der 1676 ſich an Jacob Spon in Lyon anſchloß, um Griechenland zu bereiſen; eine Reihe alter Städte verſchollenen Angedenkens iſt bei dieſer Reiſe wieder aus dem Dunkel hervorgetreten.

Es verging ein Jahrhundert, bis ein neuer Anlauf genommen wurde. 1751 ſchiffte ſich James Stuart in Venedig ein, um die Kunſt der Alten in ihrer Heimath zu erforſchen. Bis 1754 arbeiteten Stuart und Revett in Griechenland und brachten einen unvergleichlichen Schatz an Zeichnungen, Plänen und Karten heim, welche ſie in ihren „Alterthümern von Athen" veröffentlichten. Langſam reifte das große Werk, die Grundlage aller

---

*) Verfaſſer dieſer inhaltreichen Schrift, welcher ich alle Einzelheiten über das Leben von Leake mit großem Danke entnommen habe, iſt J. H. Marsden, damals Profeſſor der Archäologie in Cambridge, ein Verwandter des Mannes, mit welchem Leake's Frau in erſter Ehe verbunden war.

**) Ad. Michaelis „Privatſammlungen in England", Archäol. Zeitung 1875. S. 3.

Denkmälerkunde des classischen Bodens. Der erste Band erschien 1768, der zweite erst nach Stuarts Tode 1784; die beiden folgenden ungleich später. Aber schon während des Erscheinens übte das Werk eine mächtige Wirkung; es war ein Ereigniß in der Bildung der europäischen Menschheit, und zwar wurde England zunächst von einer Begeisterung für das Alterthum ergriffen, welche kein Opfer scheute, um das von Stuart Begonnene zu fördern. Die Society of Dilettanti war es, die mit ihren Mitteln das stockende Werk fortsetzte, welche dann Richard Chandler nach Hellas schickte und die Denkmäler Joniens bekannt machte.

Während dieser Zeit wuchs William Martin Leake auf, geboren in London am 14. Januar 1777. Der eigentliche Name seiner Familie war Martin. Als aber Capitän Stephan Martin seinem Schwager, dem Admiral Sir John Leake, an dessen ruhmvollen Thaten im Mittelmeer unter Königin Anna er einen hervorragenden Antheil genommen hatte, im Besitze einiger Grundstücke folgte, nahm er 1729 den Namen und das Wappen der Leake an.

Der Enkel William erhielt seine Erziehung in der Militär-Akademie von Woolwich, wo er sich durch ein lebendiges Streben nach höherer Bildung auszeichnete und mit den Besten seiner Genossen, namentlich mit dem späteren General Sir Howard Douglas, einen Bund lebenslänglicher Freundschaft schloß.

1794 wurde er als Lieutenant in der See-Artillerie nach Westindien geschickt und verlebte dort die nächsten vier Jahre. Es waren Jahre des einförmigsten Dienstes, und als die Angehörigen sein Tagebuch zu lesen wünschten, antwortete er, wenn er ihnen den Bericht über einen Tag der Woche schicke, so kennten sie den Verlauf des ganzen Jahres.

Die Weltereignisse am Schlusse des Jahrhunderts befreiten ihn aus einer Lage, in welcher er für seinen Geist keine Nahrung fand. Bonaparte stand in Aegypten. Die Türken hatten sich tapfer geschlagen, aber es fehlte an Disciplin und sachkundiger Leitung. England beschloß Offiziere zur Armee des Großveziers zu schicken, um sie im Fache der Artillerie zu unterstützen, und

der kaum dreiundzwanzigjährige Capitän Leake war in seiner Heimath bekannt genug, daß man ihn aus Antigua beorderte, um an dieser Mission Theil zu nehmen.

Am 19. Januar 1800 brach die Reisegesellschaft von Constantinopel auf. General Köhler und Major Fletcher waren die militärischen Vorgesetzten; von dem Gesandtschaftspersonal des Lord Elgin hatte sich der Geistliche Carlyle, später Professor in Cambridge, angeschlossen, welcher im Orient nach Manuscripten forschte. Es war ein Zug von 35 Pferden, der sich von Skutari in Bewegung setzte, um Kleinasien in der Diagonale von Nordwest nach Südost zu durchschneiden. Von Nikaia bis Ikonion folgte man der Heerstraße nach Aleppo; von Ikonion aus durchzog man Gegenden, in welchen seit Menschengedenken kein Europäer gesehen worden war. Den 8. Februar erreichte man bei Kelenderis das südliche Meer und traf in Cypern das Geschwader des Sir Sydney Smith.

Hier waren die Friedensverhandlungen in vollem Gange. Am Bord des Tigris befanden sich die von Kleber Bevollmächtigten, General Desaix und Poussielque. Trotz der Leidenschaftlichkeit des Ersteren kam die Uebereinkunft zu Stande, welche zwischen dem Großveziere und den Franzosen vereinbart wurde, eine Waffenruhe auf drei Monate, während deren die Franzosen in bestimmten Fristen Aegypten räumen sollten. Englische Kriegsschiffe geleiteten den ersten Truppentransport über Candia hinaus.

In politischer Beziehung war also die ganze Mission, zu welcher Leake aus Westindien herbeigeholt worden war, vollkommen erfolglos, für die Wissenschaft aber hatte sie eine unschätzbare Bedeutung; denn von dem Augenblicke an, da Leake den classischen Boden betrat, erwachten in ihm die heimathlichen Eindrücke, unter denen er aufgewachsen war; die Erinnerungen an Homer und Herodot wurden wieder in ihm lebendig und er wurde sich klar über seinen Lebensberuf. Unter den mächtigen Natureindrücken, welche die große Hochebene von Kleinasien auf ihn machte mit dem einsamen Schneehaupte des Argaios, von den wüsten Plätzen, wo er über griechische Inschriftsteine, über Sarkophage

und Tempeltrümmer hinritt, tief ergriffen, spürte er den unwiderstehlichen Reiz diese Stätten alter Cultur geschichtlich zu erforschen und verstehen zu lernen. Er erfaßte diesen Beruf mit solcher Klarheit, daß er vom Gestade des Marmarameers an alle merkwürdigen Gegenstände aufzeichnete, und wie er in das Innere kam, traten ihm die Felsbauten der alten Phryger, von denen bis dahin kein Geschichtskundiger eine Ahnung gehabt hatte, in ihrem feierlichen Ernste entgegen. In dem Thale von Dogaulu fand er am 27. Januar die senkrechte, mit orientalischem Ornament überzogene, mit griechischen Buchstaben beschriebene Felswand, das Grabmal eines Phrygerkönigs, erkannte sofort die Wichtigkeit dieses Platzes für alte Völkerkunde, und bis an sein Lebensende ist ihm die Entdeckung des Midasfelsens eine seiner freudigsten Erinnerungen geblieben.

General Köhler kehrte mit seiner Begleitung nach kurzem Aufenthalt von Cypern nach Kelenderis zurück, um auf demselben Wege nach Constantinopel zurückzukehren. Leake erkrankte in Cilicien und wählte dann den Seeweg, der ihm Gelegenheit gab, die Küstenländer kennen zu lernen. Er sah die herrlichen Ruinen von Telmessos in Lycien und an der Südseite der Idahalbinsel stieg er hinauf zu der Stätte von Assos, deren Bautrümmer in dem letzten Jahrzehnt zu den Befestigungen am Bosporus verbaut sind. Damals standen noch die Tempel, Mauern und Thore aufrecht, und Leake hatte hier zuerst den Anblick einer hellenischen Stadt, welche sich noch als ein Ganzes überschauen ließ.

Der Vertrag, den Sir Sydney geschlossen, wurde nicht ratificirt. Man wollte nicht die französischen Truppen heimkehren lassen, um Bonapartes Macht in Europa zu verstärken. Der Krieg begann von Neuem, als die englischen Offiziere im Vertrauen auf den Frieden heimgekehrt waren, und Leake war der Einzige von der Mission, der an den orientalischen Verhältnissen einen dauernden Antheil nahm; denn gleich nach seinem Eintreffen in Constantinopel erhielt er Befehl, sich nach Jaffa zu begeben, wohin die Armee des Großveziers zurückgedrängt worden war. Er reiste über Smyrna und Athen und blieb den nächsten

Winter in Syrien, von wo er Palästina besuchte. Im Frühjahr 1801 ging er durch die Wüste nach Aegypten, um dieselbe Zeit, da es den Anstrengungen von Lord Keith und Sir Ralph Abercrombie gelang, der feindlichen Invasion ein Ende zu machen. Leake erhielt den Auftrag, diesen äußeren Erfolg dadurch zu verwerthen, daß vom ganzen Nilthale bis zu den Katarakten eine genaue Aufnahme gemacht, und das ganze Land in Bezug auf seine Hülfsmittel, seinen Verkehr, seine militärische Lage untersucht wurde. Er unterzog sich dieser Aufgabe in Gemeinschaft mit Lord Elgin's Sekretär William Richard Hamilton und widmete seinem angeborenen Interesse gemäß den Denkmälern eine vorzügliche Aufmerksamkeit.

Nach Vollendung dieser Aufgabe ging Leake im Juni nach Athen, wo Elgin die enge Verbindung zwischen England und der Türkei zur Sammlung seiner Kunstschätze benutzt hatte. Leake war bei der Verpackung in Athen anwesend und schiffte sich im September auf einem griechischen Küstenfahrer ein, welcher einen Theil der Elgin-marbles an Bord hatte. Das Schiff fuhr bei Cerigo auf und sank mit furchtbarer Schnelligkeit; als die Passagiere sich mit Mühe auf die Felsen gerettet hatten, war schon von dem Schiffe nur noch die Mastspitze über dem Wasser sichtbar. Durch griechische Schwammfischer gelang es zwar den größten Theil der Ladung zu retten, und auf Elgin's Wunsch beorderte Nelson den Capitän Schomberg, bei dem weiteren Transport der Mannschaft behülflich zu sein; Leake's Gepäck aber blieb am Grunde des Meers und Alles, was er an Karten, Plänen und topographischen Arbeiten in Aegypten gemacht hatte, war verloren. Es ist daher als Frucht der gemeinsamen Reise nur Hamilton's „Ancient and modern state of Egypt 1810" erschienen.

Bald nachdem Leake durch Italien und Frankreich zurückgekehrt war, wurde er von Neuem mit wichtigen Missionen im Mittelmeer betraut, wo Nelson mit wachsamem Blicke nach allen Küstenplätzen ausschaute, welche geeignet waren, dem Feinde Stützpunkte zu gewähren und den Weg nach der Levante zu gefährden.

Als er vor Toulon lag, erneuerte er seine Vorstellungen in Betreff Sardiniens. Die wichtige Insel könne sich selbständig

nicht halten. Falle sie den Franzosen in die Hände, so sei Sicilien keine Stunde mehr sicher. Am liebsten hätte er gleich Vollmacht erhalten, sich in Besitz von Sardinien zu setzen. Das Ministerium Pitt ging vorsichtiger zu Werke und ertheilte zunächst Leake den Auftrag, die Insel zu besuchen und über die schwebende Frage, deren Wichtigkeit voll gewürdigt wurde, zu berichten.

Er brachte Nelson einen Brief von Lord Harrowby, dem Staatssekretär des Auswärtigen, der ihn als einen Offizier von ausgezeichnetem Verdienst einführte, und obgleich der Admiral lieber einen directen Befehl zum Vorgehen erhalten hätte, empfing er den Ueberbringer mit besonderer Aufmerksamkeit am Bord der Victory und behielt ihn eine Nacht bei sich, indem er ihm mit voller Offenheit alle seine Erfahrungen und Ansichten über die politischen Verhältnisse im Mittelmeer mittheilte. I received him, schrieb er an das Auswärtige Amt, with that openness which was necessary to make myself as well acquainted with him in three days, as others might to do in as many years.

Es zeigte sich, daß über Sardinien das nöthige Material vorhanden war, und Leake konnte sich daher gleich dem eigentlichen Zweck seiner Mission zuwenden, an welche die Auskundschaftung der Insel nur gelegentlich angeknüpft war. Der Inhalt dieser Mission war in der Instruction enthalten, welche am 28. August 1804 in Downing Street aufgesetzt war. Sie ist uns in dem Memoir wörtlich mitgetheilt, wofür wir sehr dankbar sein müssen. Denn es ist ein für die Zeitgeschichte wie für die Geschichte der Wissenschaft denkwürdiges Aktenstück, das mit meisterhafter Kürze und Klarheit in zwölf Paragraphen dem jungen Artillerie-Hauptmann seine militärisch-diplomatische Thätigkeit vorzeichnet. Man erwartete erstens von ihm eine genaue Recognoscirung der ganzen Westküste von Albanien und Morea, besonders die von italienischer Seite her zugänglichsten Gegenden; zweitens Unterstützung der türkischen Befehlshaber mit sachverständigem Rath in Bezug auf die Vertheidigung der angreifbaren Punkte; drittens Aufnahme von Plänen und Situationskarten; viertens genaue Untersuchung aller Küstenfestungen; fünftens Erforschung der Terrainverhältnisse

im Innern, namentlich der Päſſe und Landſtraßen, welche im Falle einer feindlichen Landung in der Richtung auf Conſtantinopel oder auf Morea benutzt werden könnten; ſechſtens vertrauliche Verſtändigung mit Ali Paſcha und dem Begler-Bey von Rumelien über die für die Sicherheit ihrer Territorien und zur Verbeſſerung ihrer Artillerie zu treffenden Maßregeln; ſiebentens beſondere Berückſichtigung der Lage von Korinth (that formidable and essential post), wo die Garniſon verſtärkt und nöthigenfalls ein befeſtigtes Lager auf dem Iſthmus einzurichten ſei; achtens Beſichtigung aller feſten Plätze in Morea; neuntens eine genaue Berichterſtattung über die politiſchen und militäriſchen Verhältniſſe im Lande ſo wie zehntens eine allgemeine Ueberſicht über die Geographie von Griechenland. Sollte Frankreich wirklich einen Angriff auf die Türkei ausführen und Rußland von Corfu aus den Türken zur Hülfe kommen, ſo ſoll, elftens, Leake die ruſſiſche Armee dabei mit Allem, was er an nützlichem Material geſammelt und an Einfluß auf die türkiſchen Behörden gewonnen hat, nach Kräften unterſtützen und endlich über alle Ergebniſſe ſeiner Forſchungen ſowohl den Gouverneur von Malta wie den Admiral Nelſon und das Auswärtige Amt in Kenntniß ſetzen.

Dieſe Inſtruction giebt einen lebendigen Eindruck von der politiſchen Spannung, welche den Küſten des adriatiſchen und ioniſchen Meeres plötzlich eine ſo große Bedeutung für die beiden Weſtmächte gegeben hatte. Sie iſt ein merkwürdiges Seitenſtück der Inſtruction, welche nach dem Frieden von Campo Formio dem franzöſiſchen Commandanten von Corfu durch Napoleon gegeben wurde, er ſolle Stabsoffiziere nach Griechenland ſchicken, um Beſchreibungen der ganzen für Frankreich jetzt ſo intereſſanten Küſte von Albanien und Morea anzufertigen (Mendelsſohn, Geſch. Griechenlands I. 93). Sie zeigt, wie man 1804 noch immer an die Möglichkeit franzöſiſcher Invaſion auf türkiſchem Gebiet dachte. Sie macht uns ferner recht deutlich, wie auch die europäiſche Türkei damals noch eine terra incognita war. Denn es war doch nur eine täuſchende Reminiscenz aus der alten Geſchichte, wenn man Akrokorinth noch immer als einen der wichtigſten militäriſchen Punkte anſehen konnte. Sie zeugt auch

von dem rein humanistischen Interesse, welches man damals in England an Hellas nahm. Denn der zehnte Paragraph hat eine ganz wissenschaftliche Fassung; es wird als eine Aufgabe von allgemeiner Bedeutung aufgefaßt, die Geographie von Altgriechenland aufzuklären (to acquire for the British government and nation a more accurate knowledge than has yet been attained of this important and interesting country). Dann aber wird aus Furcht, daß bei dem allgemeinen Interesse für griechische Alterthümer der wissenschaftliche Gesichtspunkt zu sehr in den Vordergrund treten möchte, vorsichtig hinzugesetzt: „that this object must only be persued in subordination to the main design of your mission, from which it must not be allowed to divert your attention."

Leake hat seine Instruction gewissenhaft befolgt. Aber was amtlich Nebensache sein sollte, wurde doch die Hauptsache. Eine politisch-militärische Verwerthung haben seine Ermittelungen nicht erhalten, das wissenschaftliche Resultat war aber ein dauernder Gewinn für die ganze gebildete Welt, und die Reisen, die er vom Februar 1805 bis in das Jahr 1807 hinein gemacht hat, sind eine Epoche für unsere Kenntniß des griechischen Alterthums geworden.

Um dieselbe Zeit reisten Wilkins, Sir William Gell und Edward Dodwell. Es war gleichsam eine neue Entdeckung, die man machte, daß man die Länder des Alterthums kennen müsse, um die Cultur und Geschichte zu verstehen. Was Martin Kraus zwei Jahrhunderte zuvor angeregt hatte, wurde jetzt als eine Forderung der Wissenschaft hingestellt und durchgeführt. Michaelis in Göttingen hatte vorzugsweise darauf hingewirkt, daß die Kenntniß des heutigen Orients für das Verständniß des alten Testaments anerkannt wurde, und auch in England war zuerst dies Interesse beinahe das vorwiegende. Man war besonders beflissen, die seit ältesten Zeiten im Lande erhaltenen Sitten und Anschauungen aufzuzeichnen; auch die Stätten der ältesten Christengemeinden, namentlich der sieben Kirchen in Kleinasien, übten eine große Anziehungskraft. Es war ein Geistlicher, Rev. Robert Walpole, der den Gedanken faßte, ein eigenes Jahrbuch zu gründen, ein Magazin für die Erforschung des Orients; denn wie von

einer inneren Nothwendigkeit getrieben zogen im Anfang dieses Jahrhunderts die kunstsinnigen und wissensdurstigen Engländer nach den Ländern des Ostens. 1817 erschien der erste stattliche Quartband der Memoirs relating to European and Asiatic Turkey edited from manuscript journals, 1820 der zweite. Des theologischen Herausgebers ungeachtet überwog die Profangeschichte mit ihren Interessen. Nach Wiederentdeckung der attischen Bild- und Baukunst durch Stuart wollte man das Land kennen, wo die Menschen gewohnt hatten, die so Wunderbares hervorbrachten, und die Spuren ihres Daseins auch außerhalb Attika Schritt für Schritt verfolgen. Man staunt, wenn man die Walpole'schen Memoiren durchsieht, über die Energie der Forschung, die Fülle der Gesichtspunkte, auf die früher Niemand gekommen war. Da finden wir Untersuchungen über die classische Flora, über die Geologie des kopaischen Seethals, die mit der ältesten Geschichte so eng zusammenhängt, über die Naturgeschichte von Cypern, über das marathonische Schlachtfeld, über die in den Ruinen erkennbaren Principien der Befestigungskunst der Hellenen. Die ersten Bauinschriften wurden herausgegeben, Bild- und Bauwerke der verschiedensten Epochen beschrieben; ja, mit besonderem Interesse wurden namentlich von Gell und Dodwell die Denkmäler untersucht, welche wohlerhalten aus dem Zeitalter Agamemnons in die Gegenwart hineinragen.

In die Reihe dieser Reisenden gehört auch Martin Leake. Aber ihm wurde ein Lebensberuf, was bei den Meisten nur gelegentlich den Inhalt glücklicher Jugendjahre bildete. Er war vor allen Reisenden seiner Zeit ausgezeichnet durch den großen und tiefen Zusammenhang seiner Forschungen, durch die weite und methodische Ausdehnung seiner Reisen, durch seinen historischen Sinn so wie durch die Technik, welche er als Ingenieur und militärischer Topograph besaß. Er wußte mit sicherer Hand die Stadtlokale aufzuzeichnen, mit sachkundigem Blick Straßen und Pässe zu beschreiben, die Topographie aufzuklären und die bei den Alten erwähnten Plätze wieder zu erkennen. Unermüdlich war er im Sammeln von Münzen und Inschriften und wußte auch die unscheinbarsten Denkmäler zu verwerthen. So schloß

er aus den Kupfermünzen, welche er bei Mataranga fand, daß dies Dorf an Stelle des alten Kierion stände, wo die Böoter ihren heiligen Mittelpunkt hatten, ehe sie aus Thessalien nach Böotien zogen. Inschriftsteine bestätigten diese Entdeckung, welche für die Veranschaulichung der ältesten Völkerbewegungen von Wichtigkeit war und von Otfried Müller sofort in seinen Doriern verwerthet wurde.

Kehren wir zu den äußeren Ereignissen zurück, welche Leake zu seiner wissenschaftlichen Arbeit erzogen haben, so trat im Februar 1807 ein unerwarteter Umschwung ein. Es war der englischen Diplomatie nicht gelungen, den Frieden zwischen Rußland und der Pforte zu erhalten. Sir John Duckworth fuhr in die Dardanellen ein, der Krieg ward auch von englischer Seite erklärt, und Capitän Leake, der unermüdlich für die Interessen der Pforte thätig gewesen war, sah sich plötzlich in Salonichi zum Gefangenen gemacht.

Als er im November seine Freiheit wieder erlangte, benutzte er im Auftrage des britischen Gesandten bei der Pforte Sir Arthur Paget seine Verbindungen in Epirus, um auf die Wiederherstellung des alten Einverständnisses hinzuwirken und auf die der Pforte höchst gefährlichen Absichten Rußlands und Frankreichs hinzuweisen. Das Schiff, auf dem Leake sich befand, ging im ambrakischen Golf vor Anker. Ali wagte keine offene Unterhandlung. Im Beisein des französischen Consuls wies er daher den von Leake an ihn abgesendeten Boten des bestehenden Kriegszustandes wegen kurz und barsch ab; heimlich wurde aber eine abendliche Zusammenkunft verabredet und zwar an der offenen Küste bei Prevesa, dem alten Actium gegenüber, in dessen Nähe das Schiff lag; es war der 12. November. Der Abend wurde so stürmisch und finster, daß nur mit Hülfe von Feuerzeichen das ausgesetzte Boot den Platz fand, wo der Pascha unter den überhangenden Felsklippen saß, von zwei Vertrauten umgeben, rings von Wachposten umstellt. Zwei Stunden wurde hier bei tosender Brandung unter Donner und Blitz verhandelt; nur mit Mühe ward das Schiff wieder erreicht, das ungesäumt die gefährliche Küste verließ.

Diese nächtliche Conferenz hatte einen entschiedenen Erfolg. Ali bekannte ohne Rückhalt seine Sympathien für England, versprach und bewährte seinen Einfluß, um die Pforte zu überzeugen, daß jede Feindseligkeit gegen ihren treusten Bundesgenossen nur auf einem vorübergehenden Mißverständniß beruhen könne, und so gelang es, daß schon im Sommer der Friede wieder hergestellt wurde.

Noch vor dem Abschluß schickte Ali einen Abgeordneten nach London, welcher einen Brief an den König überbrachte. Er beruft sich darin auf die Mittheilungen des vollsten Vertrauens, welche er seinem Freunde Capitän Leake gemacht habe, und bittet um kräftige Unterstützung gegen die Eroberungsgelüste Frankreichs. Er stellt sich als devoted servant of the greatest of the kings of Europe, the monarch who rules over the ocean, the chief of the sovereigns of the religion of Jesus, the greatest in majesty and power, the mighty protector of his allies, in das demüthigste Clientelverhältniß zum Könige von England.

Im Auswärtigen Amt ging man sehr bereitwillig auf die Wünsche Ali's ein und während man offiziell noch im Kriegszustande mit der Türkei war, entschloß man sich mit einem Gouverneur des türkischen Reichs zur Sicherung der Grenzgebiete desselben in nächste Verbindung zu treten.

Leake, von den Folgen einer schweren Krankheit, die er in Apollonia durchgemacht hatte, durch eine kurze Zeit der Ruhe kaum wiederhergestellt, erhielt eine neue Mission nach dem Mittelmeer. Es wurde ein Schiff mit Geschützen, Munition und Vorräthen aller Art in Portsmouth ausgerüstet und Leake erhielt im October 1808 seine Instruction von George Canning. Er wird darin ermächtigt, wenn Ali gegen Frankreich vorgehen oder sein Land zu vertheidigen haben sollte, sich mit ihm in Verbindung zu setzen und ihn zu voller Thätigkeit gegen den gemeinsamen Feind zu ermuthigen.

Leake blieb nun vom Februar 1809 bis März 1810 als Vertreter Englands bei Ali Pascha, abwechselnd in Prevesa und in Joannina lebend, ein angesehener Vertreter der britischen

Interessen und zugleich unablässig thätig, seine Kenntnisse des noch so wenig bekannten Berglandes von Epirus zu ergänzen. In seine Zeit fällt der Besuch von Lord Byron, der durch ihn eingeführt mit größter Auszeichnung von dem gewaltigen Satrapen an seinem glänzenden Hofe in Tepeleni aufgenommen wurde und der trotz seiner Griechenliebe nicht umhin konnte, der wilden Größe des Gewaltherrn zu huldigen,

Dem Herrn Albaniens, dessen Wort im Land
Rechtloses Recht ist, denn mit blut'ger Hand
Hält er ein stürmisch Volk sich treu und hold.

Nach seiner Heimkehr erhielt Leake in Anerkennung seiner Verdienste, die er sich durch seine öffentliche Thätigkeit in der Türkei seit 1798 erworben hatte, eine Pension von 600 Pf. (April 1812) und 1813 den Rang eines Lieutenant-Colonel. Er widmete sich ganz der Ausarbeitung seiner Tagebücher, als er in Folge der Rückkehr Napoleons von Elba noch einmal aus seiner Muße herausgerissen wurde. Im Mai 1815 erhielt er von Castlereagh den Auftrag, sich in das Hauptquartier der Schweizer Truppen zu begeben und über die Streitkräfte sowohl wie über die festen Plätze an den Herzog von Wellington und an das Auswärtige Amt zu berichten.

Er war Zeuge der Einnahme der Festung von Hüningen, von wo die Franzosen Basel arg belästigten, und mit einem Memoir über die militärischen Einrichtungen der Schweiz und einige empfehlenswerthe Verbesserungen, die er in Vorschlag brachte, schloß er seine öffentliche Thätigkeit, von welcher er durch ein anerkennendes Schreiben Castlereagh's aus Paris im October 1815 enthoben wurde.

Von diesem Zeitpunkte an lebte er ganz der Wissenschaft.

Es war ursprünglich seine Absicht, den Schatz seiner Kenntniß des alten Griechenlands, welches er in seiner ganzen Ausdehnung vom Athos und vom illyrischen Apollonia bis Cap Tainaron besser als irgend ein Lebender kannte, in einem zusammenhängenden Werk zu umfassen, und in diesem Sinne hatte er schon 1814 seine „Researches in Greece" herausgegeben, worin er die Sprachen der in dem großen Länderdreieck wohnenden Völker,

der Griechen, der Albanesen, der Wallachen und Bulgaren behandelt.

Leake war kein Sprachforscher. Aber er hat mit großem Fleiß den factischen Zustand des Neugriechischen festgestellt, er hat mit klarem Blick den ununterbrochenen Zusammenhang der Hellenen und Neugriechen erkannt und bei aller Schärfe des Urtheils doch mit liebenswürdiger Wärme den trefflichen Kern im neugriechischen Volke anerkannt, den Fortschritt seiner nationalen Bildung unter den erschwerendsten Umständen im Gegensatz zu Bartholdi (dem gleichzeitigen deutschen Reisenden) lebhaft bezeugt; ja er war geneigt, dem Neugriechischen eine besonders wichtige Stelle unter den Sprachen einzuräumen, weil es die Vorzüge der alten Sprache mit dem zu vereinigen im Stande sei, was die neueren Sprachen Europas vor den alten voraus hätten. Diese Ansicht war also das directe Gegentheil von dem Urtheil des italienischen Sprachenkönigs Mezzofanti, welcher so unhöflich war den neugriechischen Dialekt mit dem Affen zu vergleichen, der darum das häßlichste Thier sei, weil er dem edelsten aller Geschöpfe am ähnlichsten sehe.

Leake's Stärke aber lag in der vergleichenden Geographie, in der unbedingten Zuverlässigkeit seiner Beobachtungen und dem scharfen Blick für die Cantonalbildung und die städtischen Wohnsitze der Hellenen. Er hat seine Länderbeschreibung allerdings in der Form eines Reisejournals gelassen, aber er sucht doch immer das Einzelne in größerem Zusammenhange aufzufassen und die Topographie mit der Geschichte zu verbinden.

Davon zeugt vor Allem seine Topographie von Athen, die schon 1821 herauskam, der erste Versuch, die alte Stadt nach den Zeugnissen der Alten, nach Inschriften und Denkmälern wissenschaftlich wieder aufzubauen, ein Werk von unvergänglichem Verdienste. 1824 veröffentlichte er sein „Journal of a tour in Asia minor", kein bloßes Journal, sondern eine Uebersicht über den ganzen Zustand unserer Kenntniß von Kleinasien, über die alten und mittelalterlichen Quellen derselben und die wichtigsten Denkmäler der Halbinsel nach ihren verschiedenen Perioden. 1826 gab er seinen Abriß der Geschichte der griechischen Revolu-

tion heraus, deren allmähliche Vorbereitung und innere Nothwendigkeit er so früh erkannt hatte. 1827 bewährte er sich in den mit Charles Yorke herausgegebenen „Bemerkungen über die ägyptischen Denkmäler im Britischen Museum" als einen gelehrten Kenner auch dieser Alterthümer. Am längsten feilte und arbeitete er an seinem Hauptwerke, in dem er Alles, was er über das europäische Griechenland beobachtet hatte, zusammenstellte. 1830 erschienen die drei Bände „Reisen in Morea" und 1835 die vier Bände „Reisen in Nordgriechenland"; beide Werke mit den wichtigsten Karten und Inschriften ausgestattet. Später erweiterte er die Topographie von Athen durch seine Untersuchung über die Gaue von Attika, und das Werk über Morea durch die Peloponnesiaca. Als Vicepräsident der K. Gesellschaft der Litteratur hat er über Alt-Syracus und viele andere Gegenstände Abhandlungen geschrieben, in der K. Geographischen Gesellschaft über das alte Stadium (1838) 2c.

Leake hat sich nicht bloß als Geograph und Topograph mit den Alterthümern von Griechenland beschäftigt, sondern auch als Kunstfreund und Kunstforscher. Er ist in die Bedeutung und den Zusammenhang der Perikleischen Bauten eingedrungen; er hat die Tempel der Griechen chronologisch zu ordnen gesucht und ebenso die antiken Theater synoptisch zusammengestellt. Die einzelnen Bildwerke, welche er von Ali Pascha geschenkt erhalten oder selbst gesammelt hat, schenkte er 1839 dem britischen Museum. Einige derselben sind besonders ihres sicheren Fundorts wegen von Wichtigkeit und im Abgusse auch unter den Gipsen der Berliner Sammlung aufgestellt. Münzen hatte er von Anfang an fleißig gesammelt und mit historischem Blick betrachten gelernt. Nachdem er nun dem classischen Boden und der unmittelbaren Anschauung seiner an Ort und Stelle erhaltenen Monumente entrückt war, wandte er sich nach Vollendung seiner geographischen Arbeiten mit ganzer Liebe den Denkmälern zu, die ihm in der Heimath reichlicher zu Gebote standen als es in Griechenland und Kleinasien möglich gewesen war, den geprägten Urkunden des antiken Lebens in Gold, Elektron, Silber und Kupfer, welche von mehr als 1000 Städten griechischer Bevölkerung nicht nur

die Existenz und den Grad des Wohlstandes, sondern auch den Kunstgeschmack, die Götterdienste und die bürgerlichen Einrichtungen bezeugen.

Ihm waren die Münzen wesentlich das Material historischer Statistik; sie waren ihm die nothwendige Ergänzung der von ihm mit so großer Ausdauer erforschten Stadtruinen; er ergriff mit wahrer Begeisterung die Erfindung der Elektrotypie, um sich mit einer möglichst vollständigen Sammlung aller griechischen Münzen, die während eines Zeitraums von mehr als 800 Jahren von Spanien bis Kabul geprägt worden sind, zu umgeben; er ordnete sie geographisch in einer von Eckhel abweichenden Uebersicht und suchte jeden Münztypus mit dem, was er über Lage und Alterthümer der einzelnen Plätze erkundet hatte, in Zusammenhang zu setzen.

So entstand sein großes Werk Numismata Hellenica A catalogue of greek coins 1854, mit einem Supplement 1859, ein Denkmal des unermüdlichsten Fleißes und reich an feinen Bemerkungen und historisch-geographischen Nachweisungen. Bei der Sammlung und Ordnung der Münztypen hatte seine Gattin, mit der er seit 1838 verbunden war, ihn treulichst unterstützt, Elisabeth Wray, die Tochter von Sir Charles Wilkins, die Wittwe von William Marsden, Sekretär der Admiralität, einem Manne, welcher in der orientalischen Geographie ebenso zu Hause war, wie Leake in der classischen. In dankbarer Anerkennung hat Leake das Werk, seine letzte große Lebensarbeit, seiner Gattin gewidmet.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des Supplementbandes starb er in Brighton nach einer kurzen Krankheit am 6. Januar 1860. Der griechische Minister Herr Trikusi war bei dem Leichenbegängniß der Vertreter des Volks, für dessen Geschichte in alter und neuer Zeit er so unermüdet gearbeitet hat.

William Martin Leake nimmt in der Geschichte der Wissenschaft, ja wir dürfen sagen in der neuern Culturgeschichte eine hervorragende Stellung ein, welche um so mehr Anspruch auf allgemeine Anerkennung hat, je bescheidener und anspruchsloser der Mann selbst in seiner Wirksamkeit gewesen ist. Wir ver-

weilen aber mit besonderem Interesse bei solchen Bestrebungen der Wissenschaft, die scheinbar ganz außer Verbindung mit den Arbeiten Anderer und auf Grund ganz zufälliger Anlässe angeregt, dennoch unverkennbar in einem großen geschichtlichen Zusammenhang stehen und mit einer gewissen Nothwendigkeit hervortreten.

Was erscheint zufälliger als die Ordre, welche im Januar 1800 den jungen Artillerielieutenant aus Westindien nach Kleinasien führte? Wenn derselbe aber von dem ersten Tage, da er den Boden classischer Geschichte betritt, ohne äußere Verpflichtung und ohne besondere Vorstudien eine Arbeit beginnt, die er sechzig Jahre stetig fortgesetzt hat, so folgte er unbewußt dem Zuge, der seit dem Erscheinen von James Stuarts Alterthümern von Athen durch die gebildete Welt ging; unwillkürlich schloß er sich den Bestrebungen der Society of Dilettanti an und widmete sein Leben der Wiederentdeckung der alten Welt, welche ebenso ihre Geschichte hat wie die Entdeckung der neuen Welt, und für welche Leake der eigentliche Columbus gewesen ist.

In der Schärfe der Beobachtung, in dem gesunden Sinn für das Thatsächliche, in der Unbestechlichkeit seines Urtheils und hingebender Ausdauer hat er sich als einen Geistesverwandten der Britten bewährt, welche wie Rawlinson, Layard, Sir Charles Fellows, Al. Canningham ganze Culturwelten des Alterthums wieder entdeckt haben, und wenn England auf etwas stolz sein kann, so ist es die Thatsache, daß, während auf dem Continent noch der wüste Geist der Revolution herrschte, dort eine hochherzige und erleuchtete Begeisterung für hellenische Kunst die edelsten Geister der Nation durchdrang und daß man während aller Kriegswirren James Stuart's Friedenswerk unablässig zu fördern den Sinn und Muth hatte. Der englische Philhellenismus hat sich in sehr verschiedener Weise offenbart, wenn wir Lord Elgin, Lord Byron und Colonel Leake mit einander vergleichen; aber ein Zug geht durch alle Bestrebungen hindurch, er verbindet auch so grundverschiedene Erzeugnisse des menschlichen Geistes, wie die trockenen Reiseberichte des englischen Ingenieurs und die romantischen Bilder in Child Harold, und wenn wir sehen, wie in denselben Jahren Gell, Dodwell, Hobhouse, Hamilton,

Hawkins, Clarke, Cockerell u. A. die classischen Länder durchforschten, so erkennen wir, daß es sich hier um keine Modelaune handelt, sondern um eine Mission, welcher England, das vor allen andern Ländern dazu berufene, sich mit bewunderungswürdiger Energie gewidmet hat, um eine wissenschaftliche Aufgabe von unschätzbarer Bedeutung für die heutige Cultur zu erfüllen.

Seit der Pferdekopf aus der Ecke des Parthenongiebels im britischen Museum aufgestellt ist, sieht man auf jeder neuen Medaille denselben Typus unwillkürlich nachgeahmt. So ist für alles Bilden und Bauen durch die Bekanntschaft mit den Werken der Hellenen ein neuer Maßstab gewonnen. Für die Wissenschaft aber wurde das, was die englischen Entdecker der alten Welt geleistet haben, dadurch so fruchtbar, daß das Material, das sie gesammelt haben, nicht als todtes Capital liegen blieb, sondern unverzüglich und energisch verarbeitet wurde. Niebuhr führte die Forschung ernster, entschlossener, tiefer, als früher geschehen war, in das Werden des antiken Staatslebens hinein. Von ihm angeregt erforschte Böckh das politische Leben der Hellenen und sammelte die Finanzurkunden der Athener. Hatte man früher von den Alten geschrieben, als wenn sie auf einem anderen Planeten gelebt hätten, lernte man jetzt das Leben der Alten in seiner vollen Realität anschauen, und Otfried Müller gab der Forschung einen neuen Aufschwung, indem er zeigte, wie in dem Leben der Stämme und Städte der eigentliche Kern der alten Geschichte enthalten sei.

So wurden also Leake's Forschungen von den deutschen Gelehrten ungesäumt mit freudigem Dank entgegengenommen; sie gewährten gerade das, was man so lange entbehrt hatte, und bei der fortschreitenden Arbeit hat sich das, was er beobachtet hat, immer als die solideste Grundlage bewährt.

Es ist eine Reihe militärisch-politischer Sendungen gewesen, welche dazu mitgewirkt haben, die Welt des classischen Alterthums der Wissenschaft zu erschließen. Leake wurde durch den Kampf zwischen England und Frankreich im Mittelmeer auf den Schauplatz seiner Thätigkeit geführt. Graf Prokesch, der Erste, welcher

unter den Deutschen eine genauere Erkenntniß des griechischen Orients erwarb, war während des Erhebungskampfes als österreichischer Offizier vom Wiener Cabinet beauftragt, den Gang der Ereignisse aus der Nähe zu beobachten. Als dann nach der Schlacht bei Navarin Morea gegen Ibrahim Pascha geschützt werden sollte, landete die französische Occupationsarmee unter Marschall Maison, und dem erleuchteten Eifer seines Generalstabes verdanken wir die wichtigen Resultate der „Expédition scientifique de la Morée“. Was endlich Kleinasien betrifft, so waren es die zur Zeit des ägyptischen Kriegs nach Constantinopel geschickten preußischen Offiziere, welche für das Innere der Halbinsel die bahnbrechenden Arbeiten gemacht haben, v. Moltke, Fischer und v. Vincke.

Für die Gründung einer neuen Wissenschaft, deren Material schwer zu beschaffen ist, bedarf es außerordentlicher Gelegenheiten. Es ist aber die Aufgabe der Wissenschaft, sich von der Gunst der Gelegenheit immer unabhängiger zu machen, in der Kenntniß der alten Länder und ihrer Denkmäler methodisch fortzuschreiten und sich auch bei dem zufällig auf der Oberfläche Erhaltenen nicht zu begnügen, sondern die Tiefen zu erforschen und das Verschwundene an das Licht zu ziehen. Es giebt wichtige Städte des Alterthums, deren ganze Existenz nur durch Grabfunde bezeugt ist, wie z. B. die Nekropolis von Kameiros auf Rhodos beweist, aus welcher eine ganze Welt einheimischer Kunst an das Tageslicht gedrungen ist.

Diese Aufgaben gehören zu denen, die unserem Jahrhundert gestellt sind und an denen sich auch die deutsche Nation kräftig betheiligen wird. Zu den Männern aber, welche in den ersten Tagen des Jahrhunderts seinen wissenschaftlichen Beruf erkannt, die der neuen Forschung Bahn gebrochen und eine lebendige Anschauung der alten Welt in unserer Zeit begründet haben, gehört an erster Stelle William Martin Leake.

XX.

Professor Adolf Schottmüller.

Je bewegter eine Zeit ist, um so leichter geschieht es, daß unsere Aufmerksamkeit sich ausschließlich den Helden des Tags zuwendet und an denen vorübergeht, welche im Stillen bleiben und keine Stellung im öffentlichen Leben beanspruchen, an dessen Bewegung sie den persönlichsten Antheil nehmen. Und doch sind es gerade diese Stillen im Lande, wie wir sie ohne jede Nebenbedeutung des Worts nennen dürfen, in denen das sittliche und geistige Leben der Nation sich am treusten offenbart. Wie sehr würde doch die Geschichte des Alterthums für uns an Wahrheit und Lebenswärme gewinnen, wenn unsere Kenntniß nicht so sehr auf diejenigen beschränkt wäre, welche als Staatsmänner oder Feldherrn eine Ausnahmestellung einnahmen, wenn wir auch aus dem Volke die besonneneren Männer urtheilen hören könnten! Das Verständniß unserer jüngsten Vergangenheit beruht zum guten Theile auf Mittheilungen aus bürgerlichen und privaten Kreisen, und wer wird es in Abrede stellen, daß keine Biographie eines Fürsten oder Staatsmannes uns so lebendig in die Bewegung der deutschen Volksgeschichte einführt, wie die Briefe eines Friedrich Perthes?

Zu den deutschen Männern, welche vom öffentlichen Leben entfernt, dasselbe dennoch wie ihr eigenes Leben empfunden haben und unseres Volkes Art in edelster Weise wieder spiegeln, gehört der Mann, dessen Andenken diese Zeilen gewidmet sind, ein

Mann, der Schmach und Ehre des Vaterlandes in vollem Maße miterlebt hat; denn unter dem Eindruck des französischen Einmarsches in Berlin ist er als Knabe zum nationalen Bewußtsein erwacht, und nach der Kunde von dem Versailler Frieden hat er mit beruhigtem Herzen sein müdes Haupt auf das Sterbekissen gelegt, ein Mann, dessen Bild so Vielen vor der Seele steht, wie er eine lange Reihe von Jahren hindurch an eines Führers Hand durch die Straßen von Berlin schritt, so ernst und geschäftig, daß man gleich erkannte, wie der blinde Mann an Eifer des Tagewerks in der rastlosen Stadt Keinem nachstehe, und doch zugleich so still, so in sich gesammelt, daß man ihm anmerkte, wie er in einer höheren Welt lebe und aus ihr unausgesetzt die Kräfte ziehe, um auf die Menschen einzuwirken, ein auserwählter Lehrer, der, ohne einer öffentlichen Anstalt anzugehören, in weitesten Kreisen wirksam gewesen ist, ein richtiges Verständniß der Geschichte und des geschichtlichen Berufs unseres Volkes zu erwecken, ein Lehrer in antikem Sinne, in sokratischer Weise, nicht darauf bedacht, viel Material in wohl geordneten Paragraphen vor seinen Schülern auszubreiten, sondern durch Gespräch und persönliche Einwirkung ein höheres Leben in der Menschenseele zu entzünden.

Das Leben des Geschichtschreibers und Geschichtslehrers, von dem wir sprechen, ist, so bescheiden und still es verlaufen ist, dennoch an eigenthümlichen Fügungen so reich und durch seinen geistigen Inhalt so bedeutend, daß es einen kurzen Rückblick reichlich lohnt. Wir folgen dabei, was die äußeren Schicksale betrifft, dem Lebensabriß, welchen der Verewigte als Selbstbiographie 1862 seinem Leben Luthers voraufgeschickt hat.

Er ward am 29. Januar 1798 zu Berlin geboren, wo sein Vater G. A. Müller (dessen Namen er später durch Hinzunahme des mütterlichen in „Schottmüller" veränderte) in wenig günstigen Verhältnissen als Schriftsteller lebte. Die Mutter that das Beste, um das Hauswesen zu erhalten; sie lehrte ihn aber auch frühzeitig mit seinem Gefühle über den engen Kreis des Hauses hinauszugehen und die damalige Erniedrigung Preußens wie ein eigenes Unglück zu empfinden. Nach ihrem

Tode 1812 wurde sehr rücksichtslos mit ihm verfahren. Denn ohne auf seine Neigungen oder Fähigkeiten zu achten, wurde er als Lehrling in ein Atelier für chirurgische Instrumente gebracht. Die Arbeit befriedigte ihn wenig; er wußte sich auch mehr durch seine geistige Gewandtheit und seine Bildung nützlich zu machen als durch technische Leistung, wozu schon sein schwaches Gesicht ihn untauglich machte. Auch beschäftigten ihn unausgesetzt die vaterländischen Angelegenheiten vor allem Andern, und es gereichte ihm zu besonderem Schmerze, daß er 1815 vom Kriegsdienste als untauglich zurückgewiesen wurde. 1816 begannen die Wanderjahre. Sie führten ihn nach Süddeutschland und nach der Schweiz, wo er bei mancherlei Noth und Beschwerden doch das Leben mit frischem Sinn genoß, eine Fülle von Erfahrungen einsammelte und sich außerhalb seines engen Berufs in mancherlei Weise nützlich machen lernte.

Da trat der Wendepunkt seines äußern und innern Lebens ein.

Im Januar 1819 hatte er eines Abends bis Mitternacht in seiner Schlafkammer in Chur gesessen und gelesen; am andern Morgen war ein dichter Schleier vor seine Augen gezogen. An eine Fortsetzung seines Berufs war nicht zu denken. Befreundete Familien schafften ihm die Mittel, um die Rückreise nach Berlin zu machen. Hier fand er bei den Seinigen keinen Rath, keine Unterstützung, bei den Aerzten nur Vertröstungen, aber keine Hülfe. Er wurde auf sich selbst angewiesen und lernte sich selbst berathen.

Zunächst entschloß er sich kurzweg, alles Herumfragen bei den Aerzten aufzugeben und sich in sein Loos als ein unabänderliches zu fügen. Dadurch wurde er von quälender Unruhe befreit, und sein ganzes Sinnen und Trachten ging nur darauf hinaus, einen seiner Lage entsprechenden Beruf zu finden. Denn mit größter Entschiedenheit wies er alle Anerbietungen zurück, welche dahin zielten, ihm als Invaliden eine sorgenfreie Existenz zu sichern. Zum Lehrer hatte er einen angeborenen Beruf; die Muttersprache wußte er mit Gewandtheit zu gebrauchen, und so begann er als Lehrer im Deutschen für seinen eigenen Unterhalt zu sorgen. Im Lehren erwachte der Trieb zu lernen. Er fühlte,

daß er im Sprachunterrichte ohne Latein und Griechisch nicht vorwärts kommen könne und daß er also einige Jahre freier Muße haben müsse. Er bat den König um eine jährliche Unterstützung zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung und erhielt unverhofft das Doppelte von dem, was er begehrt hatte. Gleichzeitig wendeten ihm andere Freunde, namentlich die Gräfin Sophie von Schwerin geb. Gräfin Dönhoff, eine fördernde Theilnahme zu. Ein Freund, der jetzige Consistorialrath Mehring, der sich zum Abiturientenexamen vorbereitete, veranlaßte ihn an dieser Vorbereitung Theil zu nehmen. Mit Anstrengung aller Kräfte gelang es ihm schon Ostern 1823 das Examen zu bestehen und mit der Inscription bei der philosophischen Facultät der Berliner Universität in die Gelehrtenlaufbahn einzutreten.

Kurz zuvor war der letzte Schimmer in seinem Auge erloschen, und dieser Eintritt völliger Nacht, diese Vereinsamung und vollständige Beraubung dessen, was die anderen Menschen gemeinsam erfreut, machte auf ihn noch einmal einen tief schmerzlichen Eindruck, tiefer, als die frühere viel unerwartetere und im Grunde auch viel eingreifendere Heimsuchung, welche ihn zu selbständiger Beschäftigung unfähig gemacht hatte. Indessen er überwand auch diesen Schmerz und gelangte durch die Ueberwindung zu einer um so gründlicheren Heiterkeit der Seele. Denn am Ende war er ja doch durch sein Unglück zu einer in jeder Beziehung glücklicheren Lebensstellung gekommen. Er war aus untergeordneten Verhältnissen in eine höhere Lebenssphäre eingetreten. Die edelsten Menschen hatten sich ihm genähert, der früher mit Leuten verkehrt hatte, welche unter ihm standen und seine Gefühle häufig verletzten; aus einem aller Neigung widersprechenden Berufe war er in sein rechtes Fahrwasser gekommen, und die Befreiung von jeder geisttödtenden Werkthätigkeit, die unverhoffte Möglichkeit, sich der Kunst und Wissenschaft sorgenfrei hingeben zu können, erschien ihm als ein überreicher Ersatz für das Verlorene. Dabei war er aber weit entfernt, die frühere Zeit als reinen Verlust anzusehen; vielmehr hatte er in ihr eine Fülle von Menschen- und Lebenskenntniß eingesammelt, welche ihm bei allen geschichtlichen Betrachtungen

zu Gute kam; die lebhaft aufgefaßten Naturbilder unterstützten ihn in seinem geographischen Unterrichte. Auch hatte er, da er sich unter schwierigen und wechselvollen Verhältnissen immer allein und selbständig hatte durchhelfen müssen, eine Energie des Willens gewonnen, welche vor keiner Schwierigkeit zurückwich, und endlich war nach der langen Entbehrung dasjenige, was anderen jungen Männern alltäglich und selbstverständlich erscheint, wissenschaftliche Muße, für ihn ein Gnadengeschenk, dessen Besitz ihn beseligte; es war nach mühseliger Wochenarbeit gleichsam ein Festtag für ihn angebrochen, und diese dankbare Feststimmung hat ihn in seinem langen wissenschaftlichen Leben niemals verlassen.

Obgleich es aus mehrfachen Gründen für ihn eine ungewöhnliche Anstrengung war, sich auch nur den Inhalt der Vorlesungen, die er bei Böckh, Karl Ritter, v. Raumer, v. Savigny, Neander, H. Ritter, Leo, Hegel hörte, zu eigen zu machen, war es ihm doch nicht möglich, *nur* zu empfangen; er wußte trotz seiner knappen Mittel sich mit Hülfe von Schreibern und Vorlesern auch zu eigenen Forschungen das nöthige Material herbeizuschaffen, und zu Vieler Erstaunen vernahm man an Königs Geburtstag 1825, daß der erblindete Instrumentenmacher nach zweijährigem Universitätsstudium die Preisaufgabe der philosophischen Facultät de historia Henrici VII. gelöst habe. 1827 gewann er zum zweiten Mal den Preis mit seiner Schrift über Erasmus von Rotterdam und im folgenden Jahre promovirte er an der Berliner Universität. Als junger Doctor begann er dann Vorlesungen über Geschichte und Litteratur vor einem gemischten Publicum, was damals noch durchaus neu war und großen Anklang fand. Dadurch wurde auch seine Existenz gesichert, und 1830 wurde ihm von allem Guten, das ihm so reichlich gegeben ist, das Beste und Köstlichste zu Theil: er schloß eine Ehe, welche für ihn die Quelle eines ununterbrochenen Glückes wurde. Auch haben die wachsenden Bedürfnisse des in kühnem Gottvertrauen gegründeten Hausstandes ihm niemals Sorge bereitet. Denn ihm geschah, wie er geglaubt hatte. Es fanden sich auch bei reichlichem Kindersegen zur rechten Stunde immer die nöthigen

Mittel; sein Unterricht wurde immer gesuchter und nicht nur für sein Haus eine genügende Quelle des Wohlstandes, sondern auch ein Segen für seine Mitbürger. Denn man kann sagen, daß die Thätigkeit, welche er über 40 Jahre lang als Lehrer in Berlin ausgeübt hat, für die Bildung der Stadt eine Epoche von folgenreicher Bedeutung geworden ist. Denn unzählige Töchter der höheren Stände haben nach dem elementaren Unterricht, bei dem man es so häufig bewenden ließ, indem man nur noch auf gewisse gesellige Fertigkeiten Werth legen zu müssen glaubte, durch ihn zuerst eine Vorstellung von Wissenschaft erhalten und sind durch ihn dahin geführt worden, durch Beschäftigung mit Geschichte und Litteratur ihrem Leben einen höheren Inhalt zu geben. Seine edle und reine Persönlichkeit war der Art, daß sie alle unverdorbenen Herzen gewinnen mußte, und wenn also auch die Beschäftigung mit den Unterrichtsgegenständen nicht selbstthätig fortgesetzt wurde, so blieb die Erinnerung an den einmal empfundenen Genuß ein Gut für das Leben, und mit dem Bilde des Lehrers haftete auch in den Herzen der Schülerinnen eine unauslöschliche Hochachtung vor geistiger Arbeit, eine richtige Auffassung für rein ideale Bestrebungen, eine Freiheit des Geistes, welche unmerklich und ohne Kampf eine Menge einseitiger Vorurtheile beseitigte, wie sie in vornehmen Kreisen leicht Wurzel schlagen.

Wer vermag den Einfluß zu ermessen, welchen der edle Mann im Stillen ausgeübt hat, einen Einfluß, den die Schülerinnen als Gattinnen und Mütter in weitern Kreisen fortgepflanzt haben; und unter den vielen dankbaren Schülerinnen, zu denen auch die Königin-Wittwe von Baiern gehört, die mit treuer Anhänglichkeit sich immer als solche bekannt hat, wird sich hoffentlich auch eine finden, welche sich berufen fühlt, die Art und Weise sowie den Einfluß seines Unterrichts darzustellen, wie es nur aus diesem Kreise heraus möglich ist.

Der neue Lebensberuf ließ für eigne Arbeiten natürlich nur wenig Zeit, und nachdem er die Freude gehabt hatte, ein Werk von solcher Bedeutung, wie sein Leben des Erasmus von Rotterdam (Hamburg, Fr. Perthes 1828) zu Stande zu bringen

und durch eigne Quellenforschung einen Maßstab für Arbeiten dieser Art zu gewinnen, wurde er nun aus einem gelehrten Forscher mehr und mehr zum praktischen Lehrer und wendete sich, wie es der Sphäre seines Unterrichts entsprechend war, vorzugsweise der neuern Geschichte zu. Auch hier war weniger die Bereicherung unserer geschichtlichen Kenntniß mit neuen Thatsachen sein Augenmerk, als das Verständniß des Zusammenhangs, die Verwerthung des ethischen Gehalts, die Anwendung des Früheren auf die Gegenwart und eine geschichtsphilosophische Betrachtungsweise.

Die Hegel'sche Philosophie, welcher er auf der Universität eine stetige Theilnahme zugewendet hatte, hat er sich als System niemals angeeignet, aber als Schule eines methodischen Denkens hat sie ihm große Dienste geleistet und seinen Blick für die Beobachtung des zwischen den verschiedenen Culturepochen bestehenden Zusammenhangs und der stufenweise fortschreitenden Entwicklungsprocesse geschärft. Schon in seiner Einleitung zum Leben des Erasmus suchte er für die Entwicklung des einzelnen Menschen ein Analogon in der des Menschengeschlechts nachzuweisen, eine mit feinem Sinne durchgeführte Betrachtung, welche Wilhelm von Humboldts Theilnahme in hohem Grade erregte.

Seine späteren Schriften waren meistens kleinere, zeitgeschichtliche Aufsätze oder Flugblätter, die den Zweck hatten, bei wichtigen Ereignissen das schwankende Urtheil seiner Mitbürger zu leiten und vom eigenen Standpunkte offenes Bekenntniß abzulegen. So veröffentlichte er 1830 über die Berechtigung der Juli-Revolution zwei Broschüren. Die zweite „über die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Ausschließung des Herzogs von Bordeaux," worin er die Legitimität als ein starres und unbedingtes Princip des öffentlichen Rechts anfocht, wurde von der Censur unterdrückt; die ganze Auflage wurde eingestampft, und der Verfasser erhielt ein von Kamptz unterzeichnetes Ministerialschreiben mit einem scharfen Verweise über die Verbreitung so gemeingefährlicher und unerhörter Ansichten; ihm wurde sogar mit Entziehung der Pension u. A. gedroht. Indessen wurde die ihm angedrohte Maßregel nicht verwirklicht, obwohl er sehr frei-

müthig erklärte, daß er um keinen Preis darauf verzichte, seine Ueberzeugung kundzugeben. 1848 bekämpfte er in einer Reihe von Aufsätzen die Ausschreitungen der damaligen Volksbewegung; 1849 trat er wiederum der Reaction entgegen, von der er fürchtete, daß sie Preußen immer wieder in und von Deutschland isolire.

Denn fester als Alles stand ihm die Ueberzeugung, daß Brandenburg-Preußen auf Grund der Reformationsprincipien berufen sei, den Kern des sich vorbereitenden neuen Deutschlands zu bilden.

In diesem Sinne schrieb er 1849 seine Kyffhäusersage und bekämpfte rücksichtslos Alles, was nach seiner Ueberzeugung den preußischen Staat in Erfüllung seiner Mission hemmte, namentlich jede Verleugnung des Geistes der Reformation, und eine solche war für ihn die am Buchstaben haftende, starre Kirchlichkeit mit ihrer lieblos urtheilenden und das evangelische Volk spaltenden Intoleranz. Hoch ehrte er die Ueberlieferung und vor Allem die biblische, aber ihm galt jede Ueberlieferung für eine todte, wenn sie nicht geistig aufgenommen und im Geiste wiedergeboren wäre. Aus dieser Richtung gingen die erregten Streitschriften gegen Stahl und gegen Hengstenberg hervor.

In demselben patriotischen Sinne veröffentlichte er zur dritten Säcularfeier der Reformation als eine Frucht langjähriger Studien sein Werk: „Die Geschichte der Reformation in der Mark, Berlin 1839." In gleichem Sinne seinen „Ehrenspiegel Preußens," eine Sammlung von Gedichten, welche durch gehaltvolle Einleitungen zu einem wohlgefügten Ganzen geschichtlicher Darstellung verbunden wurden, nach dem Vorbilde der Klio, welche eine gleiche Sammlung für das Ganze der Weltgeschichte darbietet. In seinem höhern Lebensalter concentrirte sich sein Augenmerk vorzugsweise auf zwei Personen, die für ihn die größte innere Verwandtschaft hatten, Luther und Friedrich den Großen. Er beschrieb in einer Reihe von Säcularschriften die wichtigsten Schlachttage des großen Königs und entwickelte 1861 in einem besonders lichtvollen Vortrage „die herrschenden Ideen in Friedrichs des Großen Leben." Sein „Luther. Ein deutsches Heldenleben" war aber gleichsam sein litterarisches Testament,

der vollste und reifste Ausdruck seiner Auffassung der vaterländischen Geschichte, ein Werk, auf das er sich sein Leben lang im Stillen vorbereitet hat und das in jeder Zeile zeigt, daß es aus dem Geist geboren ist.

Soll denn aber nur die äußere Berufsthätigkeit, soll nur die Reihe von Schriften oder Kunstwerken, welche einer hinterläßt, den Maßstab der Würdigung abgeben und soll das, was doch einem jeden Leben erst seinen wahren Werth giebt, die Reife des inneren Menschen, die harmonische Entwickelung der angeborenen Anlagen, die Ausgestaltung der eigenen Persönlichkeit für das Andenken gleichgültig sein? Gewiß nicht, wenn die Ueberlebenden nicht bloß das äußere Schema eines Menschenlebens, sondern auch seinen innern Gehalt im Andenken bewahren und Andern vor Augen stellen wollen. Und wenn von irgend Jemand, so sagen wir von Schottmüller mit vollstem Recht: sein Leben war das edelste Kunstwerk, das er zu Stande gebracht hat.

Die Anfänge desselben wie verworren und unzusammenhängend, wie voll von Widersprüchen und scheinbar ganz durch äußere und unerwartete Zufälle bestimmt — dann aber so harmonisch durchgebildet! Und wie merkwürdig! In dem Momente, wo das erlöschende Licht seine Selbständigkeit zu vernichten scheint, da beginnt er, der sich bis dahin nur durch rein äußerliche Impulse hatte bestimmen lassen, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen. Erblindet betritt er mit sicherm Schritt die eigene Bahn; durch das Geschick, welches als sein größtes Mißgeschick beklagt wurde, ist er frei und sein eigen geworden, in seine wahre Lebenssphäre eingetreten, zu seiner wahren Entwickelung gelangt.

Aber hier besteht nicht bloß ein äußerer Zusammenhang von Ursache und Wirkung.

Schon im Alterthum dachte man sich äußere Blindheit und geistige Erleuchtung verbunden. Von dem Sänger der Phäaken sagt Homer, ihn habe die liebende Muse seiner Augen beraubt und zugleich mit der Kunst des Gesanges begnadigt.

Wenn man sich einen Demodokos, Thamyris, Homer und

ebenso Ossian blind dachte, so liegt dieser Ueberlieferung doch der Gedanke zu Grunde, daß es den edelsten Kräften, die im menschlichen Gemüthe schlummern, nur zu Gute kommen könne, wenn die bunte Außenwelt mit ihren zerstreuenden Eindrücken nicht mehr im Stande sei, die innere Sammlung der Menschenseele zu stören und sie sich selbst zu entfremden.

Die Wahrheit dieser Vorstellung bewährte sich in vorzüglichem Grade an unserem Freunde. Denn da ihm von der Erblindung an alle edelsten Genüsse zuströmten, so konnte auch er sie wie eine Musengabe, ein Gnadengeschenk, wie eine Erweckung oder Wiedergeburt betrachten. So Vieles, was uns Andern an Gemeinem, Häßlichem, Widerwärtigem im täglichen Leben entgegentritt, existirte nicht für ihn; er lebte nur mit Freunden und für Freunde, er war nur beschäftigt, das Edelste, was Menschen mittheilen können, zu geben und zu nehmen. Darum ging er so unschuldig und harmlos durch die Welt hindurch; darum glaubte er so fest an das Gute im Menschen, und war in jedem Augenblick seines Standpunktes so sicher und seiner selbst so gewiß, weil er, von aller Zerfahrenheit und Aufgeregtheit fern, immer in sich gesammelt war, sich nicht durch Einzelnes verwirren ließ, die spärlicher zufließenden Eindrücke um so gründlicher verarbeitete und die höchsten Gesichtspunkte nie aus dem Auge ließ.

Daher der wohlthuende Eindruck jedes Gesprächs mit ihm; man trat aus dem Lärmen der Stadt wie in einen Tempel ein, wo ein heiliger Frieden waltete. Daher die hohe Besonnenheit jedes von ihm ausgesprochenen Urtheils in wissenschaftlicher und menschlicher Angelegenheit.

An Gelehrsamkeit konnte und wollte er mit den Fachgelehrten nicht wetteifern, aber seine Liebe zur Erkenntniß war unermüdlich und er trug Alles, was die Specialforschung darbot, um das Wesen der Natur und der Menschen aufzuklären, sauber und behutsam wie in einen Bienenkorb ein, und so war es keine seichte Vielwisserei, die sich in ihm entwickelte, sondern eine ungemein vielseitige, aber in sich wohl zusammenhängende Geistesbildung, welche, weil sie immer von ethischen Gedanken getragen

war, den Charakter einer echten Weisheit an sich trug, wie wir sie mehr im Alterthum als in der Gegenwart zu suchen und zu finden gewohnt sind.

So erklärte es sich, wie auch Gelehrte so gerne mit ihm verkehrten, weil er in jedem Gespräche die Gesichtspunkte betonte, welche die menschlich bedeutenden waren, wie er hochbegabten Männern und Frauen bei Beurtheilung ihrer Schriften als Autorität galt, und wie ein Wilhelm von Humboldt, der in geistigem Genusse so sehr Verwöhnte, von sich und Anderen so viel Fordernde, der ihn häufig nach Tegel mit hinausnahm, um dort in ungestörtem Gespräche mit ihm zu verkehren, ihn eine der bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit nennen konnte. (Ein Schriftsteller-Leben. Breslau. Josef Max 1855. S. 98.)

Man sah in ihm das Bild eines Weisen, in welchem alles Erfahrene und Erlernte zu einem harmonischen Ganzen glücklich zusammen gewachsen war. Je älter er wurde, um so mehr traten aus der Fülle weltgeschichtlicher Betrachtung einzelne Gegenstände hervor, welche seine Aufmerksamkeit fesselten, aber diese waren (wie namentlich die Reformationsgeschichte und die in ihrem Lichte betrachtete Entwickelung des preußisch-deutschen Staats) der Art, daß sie ihn mit allen Lebensfragen der Gegenwart in Zusammenhang erhielten und den ganzen Menschen in Anspruch nahmen. Denn das war besonders charakteristisch für ihn, daß Gemüthsleben und wissenschaftliche Arbeit bei ihm nicht gesondert war, daß er sich früh gewöhnt hatte, bei Allem, was er trieb, als ganzer Mensch betheiligt zu sein; es war nur ein Geistesleben in ihm, woran Herz und Verstand, Phantasie und Gedächtniß gleichmäßigen Antheil nahmen. Die höchsten Ziele des Strebens waren ihm auch die nächsten, weil er, was den Grundzug seines Wesens bildete, eine durchaus religiöse Natur war. Nachdem er kurze Zeit hindurch wohl die Ansicht getheilt hatte, daß es möglich sei, auf dem Wege dialektischer Gedankenverbindung den religiösen Glauben durch ein wissenschaftliches Erfassen des Absoluten zu ersetzen, kam er um so entschiedener zu der Vorstellung zurück, daß nur im Glauben das Göttliche ergriffen werden könne; der Glaube war ihm das Leben in Gott, und

mit einer Entschiedenheit, welche ohne eine Spur krankhafter Schwärmerei doch etwas der christlichen Mystik Verwandtes hatte, sah er Alles für werthlos und vergänglich an, was nicht aus Gott im Menschen sich gestaltete und die Offenbarung Gottes zum Endzwecke hatte. Daraus erklärt sich, wie er einerseits ein so tief ergriffener evangelischer Christ sein konnte, daß er als Jüngling nur mit Widerstreben die Darstellung des Erasmus unternahm und als letzte Lebensaufgabe nichts Höheres kannte, als ein „Herold Luthers" zu sein, „wenn auch mit zitternder Stimme," andererseits aber gegen jede starre Formulirung des Bekenntnisses eine tief innerliche Abneigung hatte und die kalte Verstandesoperation in Sachen des Glaubens für eine Profanation hielt; dies war das einzige Gebiet, auf dem der sonst so milde Mann heftig und vielleicht auch unbillig werden konnte. Das Leben in Gott war aber nicht nur ein Postulat seiner Lebensphilosophie, sondern sein Leben selbst, und wer das Glück hatte, ihm nahe zu stehn, der weiß, welch eine Weihe auf dem Manne lag, dem man zu jeder Zeit anspürte, daß sein der irdischen Welt erstorbenes Auge unverwandt dem Ewigen zugekehrt war, dessen Abglanz ihn verklärte.

Daher die unzerstörbare Heiterkeit seiner Seele, welche keine Sorgen trübten, obwohl Keiner mehr äußerlichen Anlaß dazu gehabt hätte; daher die freudige Dankbarkeit, welche seine Seele erfüllte, mit der er jeden Tag, den er im Kreise der Seinen verleben durfte, begann und beschloß. Er betrachtete das ganze Leben wie einen Genuß, und ließ sich weder durch Widerwärtigkeiten stören noch durch die Gewohnheit des Guten abstumpfen. Ich habe nie einen Menschen kennen gelernt, welcher die Freude als Grundton der Seele mit solcher Energie festzuhalten im Stande gewesen wäre. Die glückliche Harmonie, die in seinem Innern war, erweckte auch das Bedürfniß in ihm, derselben einen Ausdruck zu geben, und so entstand eine Reihe gnomischer Dichtungen, mit denen er sich gerne in einsamen Stunden beschäftigte. Er hatte keine eigentliche Dichtergabe, aber wie reines Glockenmetall, wenn es angeschlagen wird, durch seine Reinheit das Ohr zu erfreuen im Stande ist, so sind auch seine Denkverse in

Distichen ein edler Klang, der Kunde giebt von der Reinheit seiner Seele und ihrer stetigen Vereinigung mit Gott. Auf seinem letzten Krankenlager war er noch beschäftigt, seine Lebensanschauungen in Denksprüchen zusammen zu fassen, wie die folgenden am 5. Februar 1871 dictirten Distichen bezeugen:

Sein und Dasein.

Aus dem unendlichen Sein entkeimet die Seele zum Dasein,
Dringt mit der Macht des Organs in der Erscheinungen Chor.
Herrlich ist sie im Menschen, wenn göttliche Liebe ihr Werk ist,
Wenn sie des Ewigen Geist kündet in menschlichem Wort.
Wenn sie den Steg uns erhellt, der aus dem Finstern zum Licht führt
Und mit des Himmels Gewalt reißet den Himmel an sich.
Endlich drängt der ermattete Leib zum Abschied vom Dasein
Und zu dem ewigen Sein kehrt sie verewigt zurück.

Damit nehmen wir Abschied von dem Verewigten, dessen stilles und bescheidenes, aber durch und durch geistiges Leben einen ins Unendliche fortwirkenden Segen auf Erden zurücklässt. Er hat viele Seelen zu einem höheren Leben erweckt, er hat viel Liebe gespendet und empfangen, er hat Jeden, dem er seine Freundschaft geschenkt hat, dauernd beglückt und jedes Haus geweiht, in das er mit dem köstlichen Frieden, den er mitbrachte, eingetreten ist. Sein Andenken wird lange in Ehren bleiben.

XXI.

Wissenschaft, Kunst und Handwerk.

Die Uebergabe des Rectorats ist die Eröffnung eines neuen Studienjahrs. Wenig Tage noch — und die vielgetheilte Arbeit beginnt. Die Jugend zerstreut sich in das Labyrinth der Hörsäle; in jedem beginnen Reihen von Vorträgen und aller Orten fangen, wie billig, die Lehrer damit an, das besondere Fach zu umgrenzen und seine Aufgabe, seine Geschichte und seine Wichtigkeit zu erörtern. Heute sind wir Alle noch in einem Raum beisammen. Für die bei der heutigen Feier übliche Ansprache weiß ich also nichts Passenderes, als daß wir, ehe wir nach allen Seiten auseinandergehen, uns dessen erinnern, was uns zusammenhält, damit wir in vollem Bewußtsein des Gemeinsamen unsere Sonderarbeit beginnen.

Denn darauf beruht ja doch das Wesen einer deutschen Universität, daß sie ein Ganzes ist, ein bewußtes Ganze, von Gedanken beseelt, die in allen Gliedern der großen Genossenschaft, lehrenden wie lernenden, lebendig sein sollen. Sie bilden den Faden, der unsichtbar durch alle Hörsäle und Laboratorien hindurchgeht, die galvanische Kette, die uns Alle, so sehr unser Kreis sich auch erweitert, mit einander in Fühlung hält und mit einer Kraft durchströmt; sie sind das Reichsbanner, das über den Grenzpfählen der Sondergebiete weht als das frohe Zeichen einer lebendigen, unverbrüchlichen Einheit.

Die freie Forschung — das ist das Erste, das wir Alle als ein Gemeinsames anerkennen. Denn nur sich selbst überlassen,

kann die Wissenschaft nach allen Seiten ihre Wege sich bahnen; nur so kann sich zeigen, welche Ziele auf den verschiedenen Bahnen erreichbar sind; Irrthum und Wahrheit nur so völlig an das Licht treten.

Es hat aber jeder Beruf, auch der geistig freiste, etwas Zunftmäßiges an sich, und je erhabener der Beruf ist, um so mehr bedarf es eines festen Grundes, der gelegt sein muß, ehe der kühne Hochbau beginnt. Es weist ja schon der Amtsname die Universitätslehrer darauf hin, daß auch sie eine Profession haben, und wenn Niebuhrs Vater den Titel ablehnen zu müssen glaubte, so war es deshalb, weil er die Reihe von Lehrjahren nicht ordnungsmäßig durchgemacht hatte, um sich eines Namens würdig zu fühlen, welcher den Meister bezeichnet. Er setzt eine Vorbildung voraus, die Jeder sich aneignen kann, ohne ein geborener Forscher zu sein, die Gewöhnung an methodische Arbeit, die Sicherheit in Benutzung der Hülfsmittel, die den verschiedenen Fächern zu Gebote stehen, die mathematische Schule für die exacten Wissenschaften, die sichere Sprach- und Schriftkenntniß bei historisch-philologischen Studien.

Gewissenhafte Aneignung des ganzen Rüstzeugs ist die einzige Bürgschaft für gedeihlichen Fortschritt. Das ist, was Fichte ein rechtschaffenes Studium nannte, d. h. ein solches, das nicht auf Genuß ausgeht, die schwierigen Wegstellen nicht umgeht, das Trockene und Langweilige nicht verachtet und es nicht verschmäht, dasselbe zu thun, was hundert Andere neben uns leisten, um sich Alles anzueignen, was, wie wir sagen, zum Handwerk gehört. Handwerk hat einen goldenen Boden, und die unverdrossene Pflichttreue trägt ihren Lohn in sich. Sie ist die heilsame Zucht des Geistes, der beste Damm gegen den Dilettantismus, der mit Einfällen spielt und Früchte einfahren will, ohne den Boden gepflügt zu haben. Sie allein giebt methodische Sicherheit; ohne sie würden große nationale Untersuchungen, bei denen wie in einem wissenschaftlichen Atelier nach gemeinsamen Normen gearbeitet wird, mögen es Sternkarten oder Urkundensammlungen sein, gar nicht zu Stande kommen können.

Insofern haben wir Alle unsre Profession; wir müssen Alle unser Handwerk inne haben — aber wir sollen darum keine Handwerker sein und nicht in der Werkstube sitzen bleiben.

Wer in der Werkstube arbeitet, verkauft seinen Fleiß; er arbeitet auf Bestellung, ist von der Nachfrage abhängig und sieht scheel auf die Nachbarbude, wo mehr Absatz ist. Brodneid ist nach uraltem Sprichwort in der Werkstube zu Hause, und wo dem Gelehrtenberufe noch etwas von dem Eigennutze anklebt, der ein nahrhaftes Gewerbe klug ausbeutet, da ist der Standpunkt des Handwerkers nicht überwunden.

Es giebt auch Gelehrte, bei denen die Technik in dem Grade vorherrscht, daß sie nicht Mittel sondern Zweck ist. Es kommt ihnen vor Allem auf die „Mache" an, wie man jetzt zu sagen pflegt. Sie können Hervorragendes leisten und eine Menge von Schülern um sich sammeln — wir können aber doch nicht umhin, Eines und zwar das Beste an ihnen zu vermissen, die freie und volle Hingabe der Person an die Sache, die selbstvergessene und rücksichtslose Liebe zur Wahrheit.

Dazu kommt ein Anderes:

Wer vom Handwerk ist, sieht auf das Einzelne; er will in dem, was zu seinem Metier gehört, Kenner und Meister sein. Je enger also sein Gesichtskreis, um so leichter gelingt es ihm mit sich zufrieden zu sein und auf das, was Andere auf anderem Wege erzielen, vornehm hinabzusehen. Eigensinn und Rechthaberei werden wir also vorzugsweise bei solchen Gelehrten finden, welche das Zünftige in ihren Studien betonen. Es wird immer Unreife genug geben, auf welche ein schnödes Aburteilen über die Leistungen Anderer den Eindruck geistiger Kraft macht. Der Verständige erkennt in diesem Hochmuth, der so viel Unehre über unsere vaterländische Wissenschaft bringt, ein unzweideutiges Kennzeichen jenes Handwerkersinns, der vom Bewußtsein einer gewissen technischen Virtuosität aufgebläht sich auf den Richterstuhl setzt, ohne selbst ein großes und hohes Ziel sich gesetzt, geschweige denn erreicht zu haben. Sonst würde er einen Maßstab gefunden haben, bei dem der beschränkte Eigendünkel wohl hätte schwinden müssen.

Und wo ist der Uebergang aus dem Gebiet von Handwerk und Technik in die höhere Sphäre?

Je gesunder die Entwickelung ist, um so weniger wird es möglich sein, scharfe Grenzlinien zu ziehen. Es geht hier der Wissenschaft wie den Künsten, die dort das vollste Gedeihen fanden, wo ihre zarten Blüthen sich aus dem festen Kernholz des bürgerlichen Gewerbes still und ungesucht entwickelt haben.

Die Heroen der alten Kunst sind Söhne und Enkel zünftiger Werkmeister gewesen, und wir sehen, wie bei einem unverdrossenen Streben von Geschlecht zu Geschlecht nicht nur die Arbeit immer tadelloser erledigt wird, sondern auch ein selbständiges Können sich entwickelt, d. h. ein solches, das über die Erledigung der gestellten Aufgabe hinausgeht. Die Kunst beginnt, indem etwas dem inneren Leben Angehöriges im Stoffe zum Ausdruck kommt; dadurch wird das Handwerk ein Werk des Geistes; sie zwingt die todte Materie, sich zum Ausdruck dessen herzugeben, was die zartesten Regungen des menschlichen Gemüths sind.

Wie die Kunst, so hat auch die Wissenschaft mit dem Stoff zu ringen, um die Schranken zu beseitigen, mit denen die Welt unsern Geist umstellt, und die Kluft zu überwinden, welche das Sichtbare vom Unsichtbaren scheidet.

Die Beseitigung der Schranken, welche in den räumlichen Verhältnissen begründet sind, ist ein Triumph der Wissenschaft, der von allen Erfolgen am meisten in die Augen springt, und wenn man bedenkt, welche Welten uns enthüllt sind, die durch ihre Entfernung oder ihre Kleinheit sich unserm Blick entzogen hatten, wenn man den Gesichtskreis des heutigen Forschens mit den Zeiten vergleicht, da die Naturphilosophen Joniens anfingen über die Vorgänge nachzudenken, die Jeder mit eignem Auge am heimischen Strande beobachten konnte, erscheint der Abstand so unermeßlich, daß man es für etwas sehr Entbehrliches halten möchte, jene verschollenen Zeiten noch heute zu beachten.

Wir müssen aber alle Entwickelungsstufen kennen, die der menschliche Geist durchgemacht hat. Denn nur so können wir der einheitlichen Geschichte desselben bewußt werden, und wenn auch dieselben Räthsel immer wieder auftauchen, die gewonnenen

Ergebnisse immer wieder in Frage kommen — wie das Meer von derselben Strandfläche, die es eben in Besitz genommen, immer wieder matt zurücksinkt —, wir erkennen doch durch alles Ebben und Fluthen hindurch einen unaufhaltsamen Fortschritt menschlicher Erkenntniß.

Die Blüthezeiten der Kunst sind Gnadengeschenke; es sind Festzeiten der Menschheit; sie werden durch die Energie einer Reihe begabter Geschlechter herbeigeführt, aber sie sind von der menschlichen Willenskraft unabhängig, und die einzelnen Generationen sind nicht verantwortlich dafür, wenn das Höchste nicht erreicht wird.

Auch in der Geschichte der Erkenntniß giebt es mehr und minder gesegnete Perioden, aber der stetige Fortschritt kann doch mit größerer Sicherheit erzielt werden, und es ist, von großen Katastrophen abgesehen, die Schuld der Lebenden, wenn Stillstand oder Rückschritt eintritt. Um so mehr fühlt Jeder von uns, daß er auf seinem Posten wachsam und treu sein muß, um an seinem Theil die große Arbeit der Menschheit zu fördern.

Endlich muß auch aus dem Strom der Zeit gerettet werden, was in seiner Vollendung bleibend wichtig ist und durch nichts ersetzt werden kann. Es ist ein Hausbesitz der Menschheit, ein unveräußerliches Erbtheil, das gehütet und verwerthet werden muß; denn es giebt den Maßstab auch für das, was mit dem Anspruch auf dauernden Werth von der Gegenwart geboten wird. Darum ist die historische Forschung die unentbehrliche Ergänzung der Naturforschung. Sie ist das rückschauende Antlitz des Janushaupts, das Gedächtniß des Menschengeschlechts, die Bürgschaft seines unlösbaren Zusammenhangs. Sie verwaltet sein Erworbenes; sie läßt uns mit den Unsterblichen aller Jahrhunderte wandeln und reden; sie vernichtet die Zeitschranken, wie der Naturforscher uns von der Enge des Raums frei macht.

Die Beherrschung des Stoffs, welche die Wissenschaft so gut wie die Kunst erstrebt, besteht in der Ueberwindung dessen, was in der Welt, in die wir uns verpflanzt sehen, unheimlich und widerstrebend ist. Die Kunst überwindet, indem der Stoff sich der von ihr gewollten Form fügt, der Forscher, indem er in

dem Stofflichen das erkennt, was unserm Geist verwandt und unsrer Vernunft allein begreiflich ist; der Künstler giebt dem Stoff ein höheres Sein, der Forscher findet in ihm das wahre Sein. Oder ist es nicht aller Orten seine Aufgabe, in der Erscheinungen Flucht die Normen aufzufinden, die bleibenden und maßgebenden, und weicht das finstere Gebiet des Zufalls nicht überall zurück mit seinem Schatten, wohin die Fackel der Wissenschaft ihr Licht wirft? Aus unzähligen Beobachtungen entsprießt die Erkenntniß der Gesetze, nach denen die Elemente sich suchen und meiden, die Gebirge sich schichten, die Himmelskörper kreisen, Pflanzen- und Thierleben sich entwickelt; in dem Regellosesten, was es auf Erden zu geben scheint, in der Bewegung der Meereswoge wie in dem wüsten Gange des Sturms wird Regel und Gesetz nachgewiesen.

Im Menschen- und Völkerleben waltet eine Freiheit, welche sich nicht in mathematische Formeln bannen läßt. Dennoch kann auch hier der Stoff nicht unser Eigenthum werden, wenn wir ihn nicht mit unserm Denken durchdringen und ordnen; denn das Regellose bleibt auch hier uns fremd gegenüber. Reihen loser Thatsachen lassen sich nur auswendig lernen; die innere Aneignung beginnt erst, wenn in der Masse des Zufälligen ein Zusammenhang sich darstellt, dem wir denkend folgen können, eine unverbrüchliche Ordnung des Geschehens, wie man sie in der Welt des räumlichen Nebeneinanders noch heute mit dem pythagoreischen Worte „Kosmos" bezeichnet. Auch der Geschichtsforscher wird von der Betrachtung des bunten Sonderlebens in Stämmen und Städten mit innerer Nothwendigkeit auf solche Thatsachen hingeführt, welche allen Volks- und Staatsgeschichten gemeinsam sind, auf allgemein gültige Bedingungen des Gedeihens wie des Rückgangs und Verfalls der menschlichen Dinge. Das ist die ethische Seite der Geschichtsbetrachtung, welche auch in der sittlichen Welt kosmische Gesetze aufdeckt.

Und hat nicht auch der tiefe Denker, den wir leider nur auf wenig Monate den Unsrigen nennen konnten*), er, der vielleicht mehr als ein Anderer unserer Zeitgenossen die beiden großen

*) Hermann Lotze.

Gebiete der Wissenschaft umspannte, die Menschenwelt mit allen ihren Beziehungen als Mikrokosmos dargestellt?

Indessen war Niemand entfernter als er, die Erscheinungswelt und die des geistigen Lebens auseinander fallen zu lassen. Hat doch keiner unserer Philosophen alle Fortschritte mechanischer Naturerklärung sorgfältiger und anerkennender begleitet! Aber dieser Wechselverkehr zwischen uns und den Dingen um uns, dies fortschreitende Verständniß des ihnen zu Grunde liegenden Sinns war ihm undenkbar ohne eine innere Gemeinschaft; er erkannte einen lebendigen Grund alles Wirklichen, der den Mechanismus belebt und sich im menschlichen Bewußtsein durch sittliche Bestimmungen von zweifelloser Gültigkeit bezeugt. So ist er in methodisch aufsteigender Gedankenreihe aus allen Widersprüchen, in welche jede dualistische Weltanschauung verwickelt, zu einem höheren Monismus durchgedrungen, zu der Anschauung des allein seienden Wesens, dessen persönliche Lebensthätigkeit die Harmonie der Welt in jedem Momente herstellt.

Hier ist eine Weltansicht ausgesprochen, welche — so scheint es mir — allen Sphären unseres geistigen Lebens, den exacten Wissenschaften, der historischen Forschung wie den unabweisbaren Forderungen des menschlichen Gemüths gerecht werden kann.

Hier aber wollte ich nur das betonen, was mit voller Zuversicht ausgesprochen werden kann und dem Sinne unserer heutigen Versammlung in besonderem Grade entspricht, daß es nämlich keine Weltanschauung giebt, welche uns Alle so zu gegenseitiger Handreichung in unserer Arbeit, zu gegenseitiger Verständigung und geistiger Gemeinschaft anregt und verpflichtet.

Dieses Band, das er von Neuem um die vier Facultäten geschlungen hat, wollen wir also als ein theures Vermächtniß des unvergeßlichen Mannes ansehn und nach seinem Beispiel jeden Fortschritt in einem Zweige unserer Studien als einen Alle beglückenden und Alle ermuthigenden Erfolg betrachten.

Jedes neu erkannte Naturgesetz ist eine Befreiung unsres Geistes und eine Erweiterung seiner Macht über die Dinge, jedes neu eröffnete Verständniß der Menschengeschichte ist eine Vertiefung unserer Selbsterkenntniß, und wenn unsere Arbeit eine

gesegnete ist, so wird unser Geist mit jedem neuen Studienjahr nicht nur freier, reicher und mächtiger, sondern auch klarer, besonnener und weiser.

Denn unserer Arbeit Ziel ist ja nicht ein Wissen und Können im Allgemeinen, ein Erwerben von außen, sondern etwas, das in unser Bewußtsein aufgenommen wird, ein Persönliches, also ein Wissen und Können, dem ein bestimmtes Wollen folgen muß.

Zielloses Anhäufen von Lernstoff erschlafft und verwirrt. Die Arbeit des echten Forschers ist auf feste Ziele gerichtet, und deshalb entkeimt ihr nothwendig eine männliche Denkungsart, welche dem ganzen Leben Einheit giebt und eine gewisse Weihe, die über das, was von dem Gelehrten als solchem verlangt wird, hinausgeht, aber doch mit seinem Berufe unmittelbar zusammenhängt. Denn die selbstlose Liebe zur Wahrheit, die Hingabe der ganzen Person an die Forschung, deren Erfolge sich nicht voraus bestimmen lassen, die Tapferkeit und Treue in Bekämpfung aller Hindernisse — das sind sittliche Eigenschaften des Menschen und zugleich unerläßliche Voraussetzungen des echten Forscherlebens, und der Durst nach Erkenntniß ist keine einseitige Verstandesrichtung, sondern eine angeborene Gemüthslage, ein Charakterzug des ganzen Menschen.

Darum gilt auch von dem Forscher, was von dem echten Künstler gesagt worden ist: der Genius wohnt im Herzen! Er ist ein tief innerlicher Zug, der das Unsichtbare und Ueberweltliche im Sichtbaren wiederzugeben oder wiederzufinden strebt, es ist der Zug zur Wahrheit, der den geborenen Forscher vom erwachenden Bewußtsein bis zum Grabe begleitet.

Die Wahrheit ist das Höchste, zu dem wir geschaffen sind, und alle Menschenkinder sind berufen, in ihrem Lichte zu wandeln. Uns ist das Höchste auch das Nächste, und während so Viele, die den gleichen Trieb haben, nur in Feierstunden dazu kommen, den Zug nach Erkenntniß zu befriedigen, ist seine Befriedigung unsere Amtspflicht und gleichsam das tägliche Brod. Wir haben den Vorzug, daß unser Beruf sich mit dem deckt, was unsere angeborene Liebe ist; bei uns verschmilzt, was sonst ein Gegensatz zu sein pflegt: Wirksamkeit und Genuß, Arbeit und Muße;

bei uns wechselt in wohlthuender Weise die Sammlung des Geistes mit der Mittheilung des Erforschten, die Einsamkeit der Arbeitsstube mit der stärkenden Gemeinschaft gleichgesinnter Genossen und einer lernbegierigen Jugend, die uns ihr Vertrauen entgegenbringt. Welchem Beruf liegt aller Zwang, alle Nöthigung zu mechanischer Dienstleistung und der unheimliche Lärm des Tages ferner?

Indem wir dies mit dankerfülltem Herzen anerkennen, fühlen wir zugleich in vollem Maße die uns obliegende Verantwortlichkeit. Wir haben die höchsten Interessen der Menschheit zu vertreten; wir sollen durch Unterricht und Beispiel die edelsten Triebe der menschlichen Natur pflegen, von deren richtiger Entfaltung das Heil der heranreifenden Jugend wie der Gesammtheit unsres Volks abhängig ist.

Denn wenn unserm Gemeinwesen auch die größte Autonomie verliehen ist, so ist doch unsere Gelehrtenrepublik nicht wie eine Insel im Meere und die Gelehrsamkeit keine isolirte Höhe, auf der man Alles anders ansieht als unten, wo die andern Menschen wandeln. Es ist eine Menschenseele, die nach Wahrheit verlangt, und unsere berufsmäßige Beschäftigung mit Erkenntniß soll keine Scheidewand werden, welche im Denken und Empfinden ein gegenseitiges Verständniß aufhebt. Jedes aufrichtige Suchen nach Wahrheit behält seinen unvergänglichen Werth, und das unmittelbar menschliche Verhalten des Gemüths zu dem, was Kunst oder Natur darbieten, wird nicht wesentlich verändert. Oder sollte den Philologen die genaue Kenntniß von Metrum und Sprache hindern, sich an einem Chorliede des Sophokles ebenso unmittelbar zu erfreuen, wie jeder unbefangene Freund der Poesie? Und sollte der, welcher die Wandelbahnen der Gestirne zu berechnen weiß, nicht freudig einstimmen können, wenn es in der Gemeinde schallt: Die Himmel erzählen die Ehre Gottes! Die größten Denker auf diesem Gebiete, Keppler und Newton, haben hier keinen Gegensatz gefunden.

Lange Zeit ist das Vermächtniß des Alterthums so überwiegend gewesen, daß die Kenntniß der alten Sprachen eine Schranke bildete, welche die Nichtgelehrten fern hielt. Wurden

doch noch zur Zeit der Reformation lateinische Poeten in Deutschland gekrönt, und durch Tacitus' Germania ist man zur Empfindung für deutsches Volksthum gelangt.

Auch in der Muttersprache, dachte man lange bei uns, hätten die Gelehrten ihre eigene Mundart, so daß eine wissenschaftliche Auseinandersetzung dem großen Kreise der Gebildeten ungenießbar sein müßte, und auch heute fehlt es nicht an Solchen, welche geneigt sind, dort ein tieferes Studium zu vermissen, wo die Sprache klar und durchsichtig fließt. Der Unterschied zwischen exoterischen und esoterischen Schriften, wie er seit Aristoteles besteht, wird immer bleiben, und mit vollem Rechte sehen wir darin eine verkehrte Richtung, wenn man die Ergebnisse ernster Forschung durch allerlei Zuthat der Menge mundrecht machen will und den Wahn fördert, daß die Ergebnisse der fortschreitenden Wissenschaft mühelos angeeignet werden könnten.

Die Form ist ja auch in der bildenden Kunst nicht etwas von außen Zugetragenes. Gehen Sie durch unser Vasencabinet! Die unbehülflichen und unpraktischen Geräthe sind auch die unschönen; je mehr es aber gelingt, den besonderen Zweck jedes Geräths zu verwirklichen, je vollkommener und klarer derselbe erledigt wird, um so vollendeter ist die Form, und durch jede äußere Zuthat kann dieselbe nur an Schönheit einbüßen.

Aehnlich verhält es sich mit dem Ausdrucke des wissenschaftlichen Gedankens. Wer nach reiflichem Sinnen die volle Herrschaft des Gedachten erlangt hat, dem bietet sich ungesucht das zutreffende Wort; die Form ist mit dem Inhalt gegeben.

Ein Zweites, was der künstlerischen Thätigkeit in der wissenschaftlichen Arbeit verwandt ist, liegt darin, daß, wie der wahre Künstler den Beruf in sich fühlt, immer etwas in sich Ganzes und Einiges zu schaffen, so auch der Forscher immer darnach ringen wird, aus dem Stückwerk herauszukommen und die Gegenstände seiner Forschung in einem größeren Zusammenhange anzuschauen, wodurch es allein möglich ist, auch der ferner Stehenden Interesse zu erwecken.

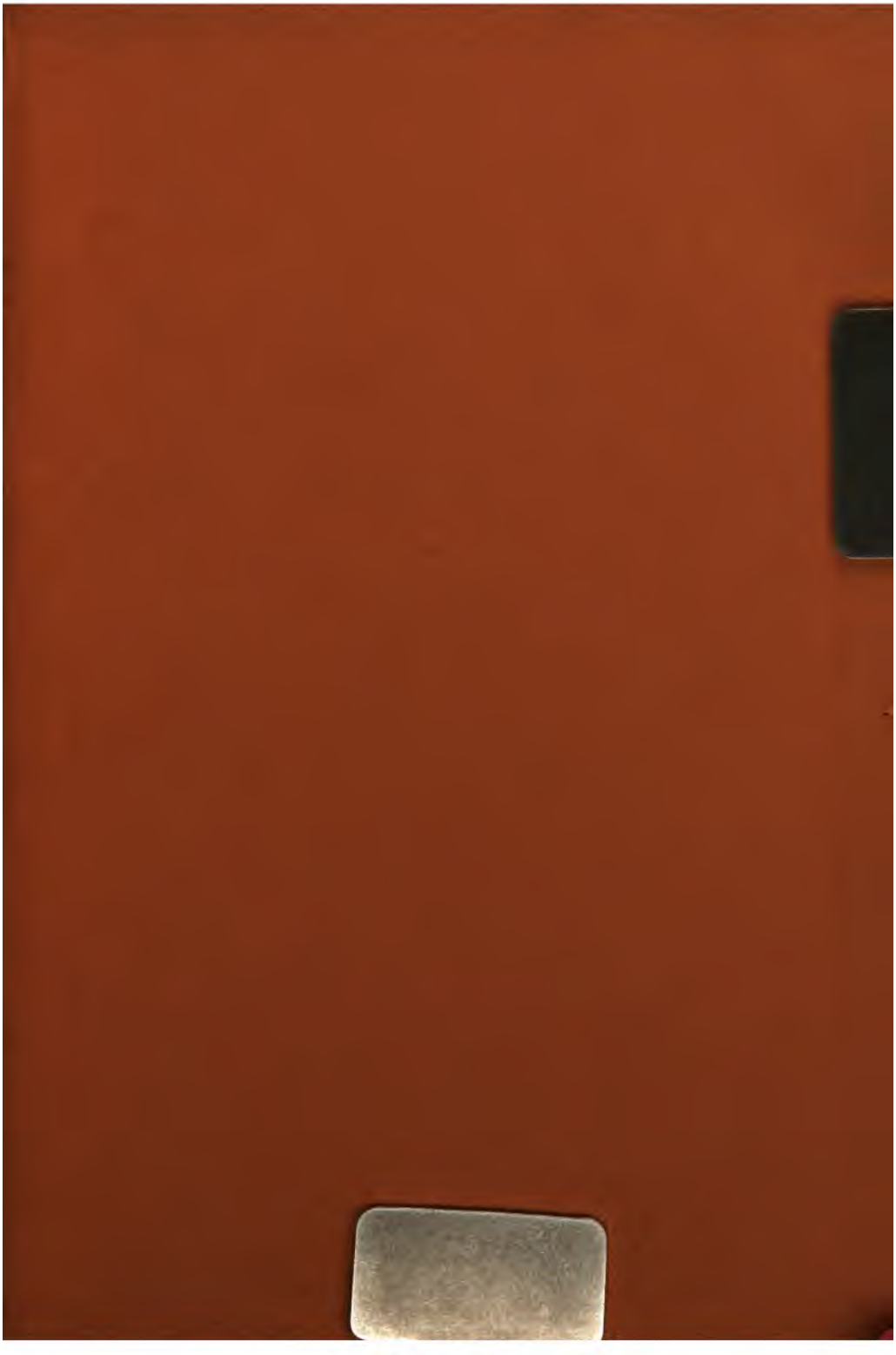
Wir sehen also, was dazu dient, den Kreis der Theilnahme zu erweitern, ist etwas, was der Arbeit selbst zu Gute kommt;

es ist in doppelter Beziehung auch ein wissenschaftlicher Erfolg, ein Zeugniß von der Beherrschung des Stoffs, die dem Forscher gelungen ist, und von dem größeren Zusammenhange, zu dem er durchgedrungen ist, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß gerade an unserer Universität seit der Zeit ihrer Gründung eine Reihe der hervorragendsten Männer mit allem Ernste bestrebt gewesen sind, die Ergebnisse vieljähriger Arbeit in so klarer Form und in solchem Zusammenhange vorzulegen, daß alle Freunde wissenschaftlicher Betrachtung ihnen folgen konnten. Das ist kein Haschen nach Popularität, sondern eine heilige Pflicht des Gelehrten, daß er seinerseits Alles thue, keine Kluft bestehen zu lassen, welche die Welt der Gelehrten von den Ungelehrten scheide. Wir denken an das ernste Wort Pascals, das er im Namen des Volks den vornehm sich absondernden Forschern zurief: „Ihr sollt das Salz der Erde sein; womit salzet ihr unser Dasein?" Das Volksthum der Hellenen ging rückwärts von dem Zeitpunkte an, da die philosophisch Gebildeten sich vom Volke schieden, und alles Leben geht dem Tode zu, wenn die Kräfte, auf deren Zusammengehn und Wechselwirkung die Gesundheit des Organismus beruht, in Sonderbestrebungen auseinandergehen, wie es Alexander von Humboldt in seinem „rhodischen Genius" geschildert hat.

Der Sonderungstrieb, der des Volkes Wohlfahrt gefährdet, bedroht aber auch unsere engere Gemeinschaft. Die Studien verzweigen sich mehr und mehr; Wissenschaften, die Einer vertrat, haben sich während unsres Menschenalters in zwei und drei Lehrfächer gegliedert. Die Scheidewände werden zahlreicher, höher und undurchsichtiger. Diese wachsende Arbeitstheilung hat auch für die einzelnen Arbeitsgebiete ihre Gefahr; denn wie jedes Volksleben ein Ganzes ist, aus dem man nicht ohne Beeinträchtigung der Gesammtanschauung einzelne Seiten und einzelne Perioden herausnehmen kann, so ist es auch mit der Naturerkenntniß. Denn wenn die Sonderung so weit geht, wie es im alten Aegypten der Fall gewesen sein soll, daß für jedes Glied des menschlichen Körpers und für jede Krankheit besondere

Abtheilungen von Aerzten bestanden, so kann von einer wissenschaftlichen Medicin nicht mehr die Rede sein.

Dazu sollen nun Stunden, wie die heutige, dienen, daß wir uns auf dem Boden dessen, was uns Allen gemeinsam ist, wieder zusammenfinden, daß Jeder von Neuem sich gelobe, seines besondern Amts mit voller Treue zu warten, daß wir uns aber als Träger eines Berufs, als Diener einer Wahrheit fühlen, deren Priesterthum wir im Denken und Leben zu bezeugen haben.

Wir verbinden uns aufs Neue zu gegenseitiger Handreichung in der Förderung menschlicher Erkenntniß und zu gemeinsamem Dienste an der deutschen Jugend, nicht um Schüler zu ziehen, die unsern Richtungen folgen, sondern freie Männer, welche, von den Schwankuugen der Parteiansichten unabhängig, durch die Wissenschaft geadelt, mit reifer Geisteskraft und aufrichtigem Gemüth sich dem Vaterlande widmen. Denn Alles, was wir, jung und alt, gemeinsam neu beginnen, sei zum Heil unsres reichgesegneten Vaterlandes, dem wir seine Ehren und Güter erhalten, an dessen dauernder Wohlfahrt wir an unserm Theil weiter bauen wollen!

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.